

# Besprechungen = Comptes rendus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **26 (1967)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen – Comptes rendus

GEORGES MOUNIN, *Histoire de la linguistique des origines au XX<sup>e</sup> siècle* (S. Heinemann), p. 277. – HARALD WEINRICH, *Linguistik der Lüge* (E. Leisi), p. 280. – *Travaux de linguistique et de littérature* 3 (P. Wunderli), p. 282. – *Wiener Romanistische Arbeiten* 1–5 (G.H.), p. 292. – FRITZ SCHALK, *Exempla romanischer Wortgeschichte* (G.H.), p. 302. – UDO L. FIGGE, *Die romanische Anlautsonorisation* (A. Stefenelli), p. 306. – ION POPINCEANU, *Rumänische Elementargrammatik* (H. Schmid), p. 310. – ALEXANDRU ROSETTI, *Istoria limbii române* IV–VI (F. Dimitrescu), p. 316. – RAMUN VIELI ed ALEXI DECURTINS, *Vocabulari romontsch sursilvan - tudestg*; OSCAR PEER, *Dicziunari rumantsch ladin - tudais-ch* (H. Schmid), p. 319. – LOUIS ALIBERT, *Dictionnaire occitan-français d'après les parlers languedociens* (F.P. Kirsch), p. 342. – HANS RHEINFELDER, *Altfranzösische Grammatik II: Formenlehre* (W. Mańczak), p. 347. – HEINZ JÜRGEN WOLF, *Die Bildung der französischen Ethnica* (C.Th.G.), p. 350. – ALBERT SJÖGREN, *Les parlers bas-normands de l'île de Guernesey I: Lexique français-guernésiais* (C.Th.G.), p. 357. – FRANK LE MAISTRE, *Dictionnaire jersiais-français* (C.Th.G.), p. 358. – MARCEL WEBER, *Contributions à l'étude du diminutif en français moderne* (F. Monge), p. 361. – DIETER ZASTROW, *Entstehung und Ausbildung des französischen Vokabulars der Luftfahrt mit Fahrzeugen «leichter als Luft» (Ballon, Luftschiff) von den Anfängen bis 1910* (P. Schiffko), p. 367. – ALEXANDRE LORIAN, *L'ordre des propositions dans la phrase française contemporaine: La cause* (P. Wunderli), p. 371. – SIGRID BUSCHMANN, *Beiträge zum etymologischen Wörterbuch des Galizischen* (G. Colón), p. 376. – ALBERTO VÁRVARO, *Premesse ad un'edizione critica delle poesie minori di Juan de Mena* (E. Salomonski), p. 378. – FERNÁN PÉREZ DE GUZMÁN, *Generaciones y semblanzas* (G. Colón), p. 380.

GEORGES MOUNIN, *Histoire de la linguistique des origines au XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1967, 226 p. (*Le Linguiste* 4).

Die neue, von André Martinet begründete und geleitete Reihe *Le Linguiste* hatte mit der Aufsatzsammlung *La linguistique synchronique* des Herausgebers vielversprechend begonnen und in Malmbergs *Les nouvelles tendances de la linguistique* (vol. 3) eine ausgezeichnete Fortsetzung gefunden. Um so enttäuschender ist es, als vierten Band diese oberflächliche, flüchtig hingeworfene Geschichte der Sprachwissenschaft vorzufinden. Niemand wird erwarten, daß in einem Taschenbuch von 226 Seiten eine erschöpfende historische Darstellung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert gegeben werde. Auf eine solche verzichtet der Verfasser denn auch ausdrücklich. Er ist sich auch klar dar-

über, daß noch viele Vorarbeiten geleistet werden müssen, verspricht aber immerhin im Vorwort, das zu geben, was er «la première ébauche de ce qu'on sait en ce moment» nennt (p. 15), und zwar in der Sicht der modernen funktionellen und strukturellen Linguistik (p. 11). Je ein Kapitel ist der Antike (einschließlich der Ägypter, Sumerer und Akkader sowie Chinas, Indiens und Phöniziens), dem Mittelalter, der Neuzeit (16. bis 18. Jahrhundert), dem 19. Jahrhundert und den Ansätzen zur Linguistik des 20. Jahrhunderts (Whitney, Baudouin de Courtenay, Saussure u. a.) gewidmet. Jedem Kapitel ist eine kurze Bibliographie beigegeben.

Das Bändchen ist in keiner Weise, was es sein möchte: «le recueil commode où le plus possible de ce qui s'est dit d'intéressant sur l'histoire de la linguistique ... serait tout honnêtement cité» (p. 15). In Ermangelung der nötigen Quellenkenntnisse hätte sich der Verfasser viel gründlicher in die Sekundärliteratur vertiefen müssen. Das hätte ihn vor manchem voreiligen, einseitigen Urteil bewahren können. Zwar werden in Text und Bibliographie zahlreiche Namen und Titel genannt. Einzelne Werke und deren Verfasser werden ziemlich ausführlich dargestellt; andere von nicht geringerer Bedeutung werden nur kurz erwähnt oder fehlen überhaupt. In der Bibliographie, die freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, dürften grundlegende Bücher wie Ch. Thurot, *Extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au moyen âge*, Paris 1869 (Neudruck Frankfurt a. M. 1964), O. Funke, *Die Frühzeit der englischen Grammatik*, Bern 1941, C. Trabalza, *Storia della grammatica italiana*, Milano 1908 (Neudruck Bologna 1963), nicht fehlen, während man im Kapitel über Vico auf die italienische Literaturgeschichte von Momigliano leicht verzichten könnte, nicht aber auf Croces *Estetica*, die hier fehlt. In dem ausführlichen Kapitel über Rask vermissen wir einen Hinweis auf P. Diderichsen, *Rasmus Rask og den grammatisk tradition*, Kopenhagen 1960. Unter den Quellenwerken fehlen unter anderem die *Grammatici latini* von Keil.

Manche Grammatiker und Sprachtheoretiker werden in ihrer Bedeutung falsch eingeschätzt. Daß einem Anhänger der funktionellen Sprachwissenschaft der Zugang zu Vico, Herder und Humboldt versagt bleibt, mag verständlich erscheinen. Unbegreiflich ist es dagegen, daß er kein Wort sagt über die beachtlichen Ansätze zu einer funktionellen Betrachtungsweise, die sich bei Petrus Ramus (Pierre de la Ramée) und bei Sanctius finden<sup>1</sup>. Originelle Grammatiker wie Ateneo Carlino, dem Maria Corti eine eingehende Studie gewidmet hat (*CN 15* [1955], 195 ss.), und Leonardo Salviati, dem die Späteren manche syntaktische und stilistische Einsichten verdanken, werden gar nicht erwähnt. Überhaupt ist das Kapitel über die Renaissance kaum viel mehr als ein bunter Katalog von Namen und Fakten. Im Kapitel über die Antike werden mehrere römische Grammatiker weggelassen. In einem kleinen Handbuch sind solche Auslassungen gerechtfertigt; sie stehen aber im Widerspruch zu der Bemerkung p. 93: «... sans omettre un nom propre ni un fait ni une idée.» Wichtigen Erscheinungen wie etwa den mittelalterlichen Abhandlungen *De modis significandi* widmet der Verfasser einen einzigen Satz (p. 114), ohne daß der Leser erfährt, worin ihr Wesen besteht.

<sup>1</sup> Über P. Ramus vgl. die Einleitung von O. FUNKE zu seiner Ausgabe der *Grammatica Anglicana* von P. Gr. (1594), *Wiener Beitr. zur engl. Philologie* 60 (1938); id., *Die Frühzeit der engl. Grammatik*, Bern 1941, p. 52 ss. (wo auch der Einfluß auf Sanctius festgestellt wird). Über Sanctius siehe die allerdings nicht einwandfreie Studie von CONSTANTINO GARCÍA, *Contribución a la historia de los conceptos gramaticales. La aportación del Brocense*, *RFEAn.* 71 (1960); dazu unsere Kritik in *RJ 14* (1963), 347 ss.

Mit der Bemerkung «véritables traités de sémantique, dont on aperçoit plus d'une fois aujourd'hui – après des siècles de railleries – la surprenante modernité» ist ihm um so weniger geholfen, als die Bibliographie keine der grundlegenden Arbeiten über die spekulative Grammatik des Mittelalters nennt.

Im Text finden sich Irrtümer und Ungenauigkeiten in großer Zahl. Wir greifen einige heraus:

p. 107: «La description grammaticale au Moyen Age et pendant des siècles, se borne au latin seul.» Hier vergißt Verfasser die eingehende Beschreibung des Provenzalischen in den *Leys d'amors*, die er anderswo zitiert; aber auch *Donat proensal* und *Donat françois* wären zu nennen.

p. 107: Das *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei wurde nicht nur bis ans Ende des 15. Jahrhunderts gedruckt, sondern mindestens bis 1588 (cf. Reichling, Einleitung zu seiner Ausgabe des *Doctrinale*, 1893); hier wäre zudem der ebenfalls weitverbreitete *Graecismus* des Eberhard von Béthune zu nennen.

p. 108: «Jusqu'au XVI<sup>e</sup> siècle et même au-delà, le latin seul est considéré comme ayant droit à l'appellation de langue.» Wer sich auch nur einigermaßen auskennt in den lateinischen und romanischen Quellen des Mittelalters und des Frühhumanismus, weiß, daß *lingua* (bzw. *lengua*, *langue* etc.) häufig zur Bezeichnung einer Vulgärsprache dient<sup>2</sup>.

p. 113 (und ebenso 184) wird behauptet, Dante hätte in *De vulgari eloquentia* das Provenzalische als «langue mère» der romanischen Sprachen betrachtet – was bekanntlich ebensowenig stimmt wie die Behauptung, man finde in Dantes Schrift «une caractérisation des quatorze dialectes italiens, délimités comme ils le sont encore aujourd'hui» (p. 110).

p. 117 werden Palsgrave und Du Guez als die ersten französischen Grammatiker vorgestellt; der viel ältere *Donat françois* (um 1400) wird nicht genannt; wohl steht aber p. 110 zu lesen: «C'est, on le verra, hors de France que naîtront les premières grammaires de la langue française, et après la fin du XIV<sup>e</sup> siècle.»

p. 117: Für die *Regole della lingua fiorentina* darf nach den Untersuchungen von Cecil Grayson und Carmen Colombo nicht mehr Lorenzo de' Medici als Verfasser genannt werden, wie das hier noch geschieht. Mit guten Gründen wird das Werklein (auch *Grammatichetta vaticana* genannt) heute L. B. Alberti zugeschrieben und dementsprechend auch früher angesetzt: vor 1454, vielleicht schon 1434–1443 nach Grayson<sup>3</sup>. Mounin bezieht das Datum «vers 1495» offenbar aus L. Kukenheim, *Contributions à l'histoire de la grammaire italienne ...* (1932).

p. 119: «... les grammairiens humanistes, jusqu'à H. Estienne, ne reconnaissent pas l'article comme une partie du discours parce qu'il n'existe pas en latin; mais les praticiens, comme Palsgrave, le reconnaissent, ainsi que ceux qui ont fait du grec,

<sup>2</sup> Eine kleine Auswahl von Belegen: lat. *nostra vulgaris lingua* (= Italienisch) im Brief des Italieners Gunzo an die Mönche von Reichenau aus dem Jahre 960 (NORDEN, *Kunstprosa* II, 749 N), *materna lingua* beim Straßburger Schulmeister Hesso im J. 1119 (MGH *script.* 12, 425, 1), beide im Gegensatz zum Latein; it. *lingua volgare*, *lingua d'oco* (Dante, VN 25); prov. *en plana lengua romana* (J. Rudel, *Quan lo rius*). Zu fr. *langue* (z. B. *langue françoise* in Chrestiens *Lancelot*) vgl. H. G. KOLL, *Die franz. Wörter langue und langage im Mittelalter*, *Kölner Rom. Arbeiten*, NF 10 (1958).

<sup>3</sup> Vgl. L. B. ALBERTI, *La prima grammatica della lingua volgare*, a cura di C. GRAYSON, Bologna 1964, Einleitung; CARMEN COLOMBO, *SLI* 3 (1962), 176 ss.

Nebrija, H. Estienne, etc.» Warum Nebrija, der in seiner kastilischen Grammatik von 1492 den Artikel in ausdrücklicher Anlehnung an das Griechische als Wortart anerkennt, hier nicht zu den «grammairiens humanistes» gezählt wird, ist unverständlich. Erst viel später (1565) stützt sich Henri Estienne auf den Artikel, um die Ähnlichkeit zwischen Französisch und Griechisch zu erweisen. Hier müßte darauf hingewiesen werden, daß Nebrija sich als erster nachantiker Grammatiker von der traditionellen Lehre der acht Wortarten frei macht und in der Überzeugung, daß jede Sprache ihre eigene Grammatik habe, im Spanischen deren zehn unterscheidet.

p. 211/12 werden die Junggrammatiker im Hinblick auf die «psychologie de l'individu créateur» in unerlaubter Vereinfachung und Verfälschung der historischen Tatsachen als «les purs continuateurs de Humboldt et de Steinthal» dargestellt.

Eine Reihe weiterer Irrtümer und größerer oder kleinerer Versehen (so falsche Datierung von Giambullari und von Dantes *De vulgari eloquentia*, fehlerhafte Buchtitel p. 117, 193 und 207) übergehen wir hier. Was an Gutem in dem Bändchen steckt, vermag die zahlreichen Mängel leider nicht aufzuwiegen. Die wissenschaftlichen Taschenbücher, wie sie in immer größerer Zahl auf den Markt geworfen werden, dienen der Lehre und Forschung nur, wenn sie mit wirklicher Kompetenz und letzter Sorgfalt verfaßt sind. Andernfalls stiften sie mehr Schaden als Nutzen und belasten ganz sinnlos die ohnehin mächtig anschwellenden Fachbibliographien.

S. Heinemann

\*

HARALD WEINRICH: *Linguistik der Lüge – Kann Sprache die Gedanken verbergen?*  
Heidelberg 1966, 80 p.

Das Buch ist eine Preisschrift, nämlich die erstprämierte Antwort auf die im Untertitel angegebene, 1964 von der Deutschen Akademie gestellte Frage. Vieles daran gibt Anlaß zur Freude: daß auch in unseren Tagen noch 79 Antworten auf eine solche Frage eingegangen sind, daß vielbeschäftigte Ordinarien nicht unbedingt in «Planungen» und «Forschungsvorhaben» aufzugehen brauchen, sondern noch immer wagen und improvisieren können, daß Fachliches mit Gemeinverständlichem hier auf knappstem Raume verbunden ist.

Dem Linguisten kommt es zugut, daß Weinrich noch weit über die Preisfrage – bei deren Beantwortung man sich freilich eine klarere und explizite Schlußformel gewünscht hätte – hinausgeht und eine eigentliche Linguistik der Lüge entwirft. Das Lügen wird (in Abweichung von Augustins «duplex cogitatio») definiert als «duplex oratio», dergestalt, daß hinter jedem Lügensatz ein unausgesprochener Wahrheitssatz steht, der sich vom gelogenen nur durch das «Assertionsmorphem» (oft aber nicht immer eine Negation) unterscheidet, wobei man allerdings über die Existenzform dieses unausgesprochenen Satzes gern mehr erfahren hätte. Hieran schließt sich die Betrachtung von Metapher, Ironie, Lügendichtung, endlich von dichterischer Fiktion überhaupt; sie alle sind «Lügen» nur in den Augen des Pedanten, denn sie sind gekennzeichnet durch «Lügensignale» (besondere Intonation, Bombast, forcierte Wahrheitsbeteuerung usf.). Wer Ohren hat, hört diese heraus und erkennt so die Wahrheit.

Sehr fruchtbar ist die den Abschnitt «Können Wörter lügen?» (oder lügt man nicht vielmehr mit Sätzen?) einleitende Abhandlung über Wortsemantik und Textsemantik, worin der Gegensatz zwischen der vagen und weiten «Bedeutung» und der im Text

determinierten, engeren und präzisen «Meinung» des Wortes überzeugend herausgearbeitet wird. Hier fordert Weinrich, es sei der bisher zu ausschließlich gepflegten, die Wörter isoliert betrachtenden «Wortsemantik» eine Textsemantik an die Seite zu stellen, welche die Determination und das Verhältnis von Bedeutung und Meinung zu untersuchen habe. Dieses Postulat ist, wenn auch nur teilweise und in problematischer Gestalt, verwirklicht<sup>1</sup>.

Liest man hier vieles mit dem größten Gewinn – etwa auch den Abschnitt über das Verhältnis von Wörtern und Begriffen oder die Definition der Bedeutung als Hypothese –, so wird man aber auch oft zum Widerspruch gereizt, und der an manchen Orten unduldsame Ton des Buches stimmt einen nicht sanfter. Man wird sich etwa fragen, ob nicht schon der Titel zu grell ausgefallen ist, da «Lüge» ein emotionell vorbelasteter Begriff ist. Dies zeigt sich schon an Weinrichs erstem Zitat. Das Wort des Psalmisten: «Omnis homo mendax» (115.11) ist nicht, wie Weinrich impliziert, mit dem Anspruch auf Objektivität ausgesagt und heißt nicht, wie er es übersetzt, «Der Mensch ist ein Lebewesen, das der Lüge fähig ist». Das vorausgehende «Ego dixi in excessu meo» macht es vielmehr deutlich, daß er in einem Affekt ausgesprochen wurde, zu dem der Psalmist, unterdessen aus der Misanthropie errettet, gar nicht mehr steht. Diese Stelle, richtig interpretiert, könnte uns lehren, mit dem Wort «Lüge» vorsichtig umzugehen, sparsamer jedenfalls, als es in Weinrichs Buch geschieht.

Auch in zwei andern Zitaten ist der Kontext, auf den Weinrich in der Theorie größten Wert legt, nicht genügend berücksichtigt. Im Shakespeare-Zitat (p. 75, N. 5) muß es nicht heißen «Die Sprachen der Menschen sind voller Betrügereien!», sondern «Die Sprachen (besser: die Reden) der Männer ...»; denn der Satz steht inmitten eines galanten Geplänkels zwischen der Prinzessin und dem werbenden König. Und wenn Wittgenstein einmal von der «Verkleidung» des Gedankens durch die Sprache redet (zitiert p. 12), so meint er dies weniger im Sinne der Verfälschung als vielmehr im Sinne von «Übergang in ein anderes Medium» (gleich danach verwendet er «bekleidet»). Solchermaßen richtiggestellt, fallen diese Zitate als Argument dahin.

Der gelogene Satz unterscheidet sich nach Weinrich allein durch die Präsenz (beziehungsweise Absenz) des Assertionsmorphems vom Wahrheitssatz. Er gibt als Beispiel (p. 38s.): Lüge: «Ich liebe das Volk mit seinem schlichten, geraden Sinn» (aus dem *Kaukasischen Kreidekreis*); Wahrheitssatz: «Ich liebe das Volk (mit seinem schlichten, geraden Sinn) nicht.» Umgeht hier nicht die Klammer ein Problem? Müßte sich nicht im Wahrheitssatz auch das «schlicht und gerade» in eine Kundgabe negativer Haltung verwandeln? Gibt es also mehrere Assertionsmorpheme zu einer Lüge? Oder kann ein Satz mehrere Lügen enthalten? Lügt man demnach auch mit Satzteilen?

Weinrich wendet sich als Textsemantiker gegen die «alte Klage, Sprachen seien im Grunde unübersetzbar» (p. 24s.); ihre Argumente findet er «ebenso wertlos wie ärgerlich». Denn «es macht nichts, daß sich die Wortbedeutungen von einer zur andern Sprache für gewöhnlich nicht decken»; im Text komme es nur auf die Meinungen an, und diese seien ja kontextuell determiniert. Daran ist soviel richtig, daß in vielen Texten die Wörter hinreichend determiniert sind (wenn auch nicht immer so, daß wir um Interpretationsschwierigkeiten herumkommen; vergleiche die beanstandeten Zitate). Aber: die Determination kann sehr wohl für die Ausgangssprache hinreichend

<sup>1</sup> Cf. KATZ-FODOR in *Language* 39 (1963) und die daran anknüpfende lebhaftere Diskussion.

sein, nicht dagegen für die Zielsprache. Schon so einfache deutsche Sätze wie «Er hat vier Uhren gekauft» oder «Im Salatbeet sind fünf Schnecken» widersetzen sich so lange der Übersetzung ins Französische oder Englische, als uns nähere Angaben über die gemeinten Uhren oder Schnecken fehlen. Und danach können wir unter Umständen im weitesten Kontext vergeblich suchen, weil innerhalb des Deutschen keine absolute Notwendigkeit dazu besteht. So wertlos und ärgerlich ist also diese «alte Klage» sicher nicht.

Im Abschnitt über die Metapher ist die Rede von den «Bilderstürmern» (p. 42), «die vorgeben, sie wollten jetzt die Sprache der Wissenschaft von allen Metaphern reinigen, und es würde alles gut werden ... Wir kennen sie alle, diese Bilderstürmer und amüsischen Grämlinge; ... daß Metaphern weniger präzise sein sollen als andere Wörter, ist ein Gerede.» Das sind harte, wenn auch amüsante Worte. Aber an wessen Adresse? Sind hier Leute gemeint, die schlechterdings alle Metaphern abschaffen wollen? Sie sind gewiß nicht so zahlreich und auffällig, daß wir sie «alle kennen». Oder diejenigen, die vor übertriebenem Metapherngebrauch und vor der Verführung durch gedankenlos gebrauchte Metaphernfamilien (wie das «Leben der Sprache») warnen. Von ihnen gibt es freilich mehr; ob indessen Weinrichs Vorwürfe auf sie zutreffen, möchten wir bezweifeln. Vielleicht meint er die zweite Gruppe und redet von der ersten. Das wäre nicht unmöglich, denn beim polemischen Kegelspiel – um es metaphorisch zu sagen – geschieht es sehr häufig, daß man den Kegel rasch an die Stelle rückt, auf die die Kugel zurollt.

Es wäre nun freilich ungerecht, ein kleines und angriffliges Buch mit den Maßstäben bedächtigerer Wissenschaft zu messen. Was Weinrich mit ihm wollte, nämlich: neue Ausblicke eröffnen, zum Denken und wohl auch zum Widerspruch anregen, das hat er bestimmt erreicht.

E. Leisi

\*

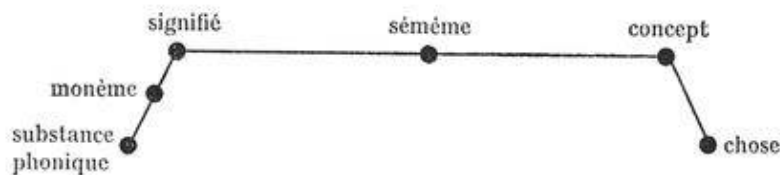
*Travaux de linguistique et de littérature* publiés par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg 3 (1965), 206 + 143 p.

Wie die beiden ersten Bände der *Travaux de linguistique et de littérature* enthält auch der dritte Band wiederum eine Reihe überaus interessanter Beiträge, in denen – zumindest was den linguistischen Teil anbelangt – dem Leser mehrheitlich mit modernen und modernsten Methoden erarbeitete Forschungsergebnisse vorgelegt werden. Es sind dies:

1. Klaus Heger, *Les bases méthodologiques de l'onomasiologie et du classement par concepts* (p. 7–32). – Die vorliegende Arbeit Hegers stellt die französische Übersetzung eines bereits in der *ZRPh.* erschienenen Artikels dar<sup>1</sup>, dem einige durch die Übersetzung bedingte Fußnoten beigefügt wurden und der auch sonst in den Anmerkungen einige unwesentliche Modifikationen erfuhr. Heger geht vom bekannten Dreieck *referent – reference – symbol* von Ogden-Richards aus, das als sprachwissenschaftliches Modell für Dinge, die sich beim Sprechen/Hören abspielen, der ersten metasprachlichen Ebene

<sup>1</sup> Cf. KLAUS HEGER, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, *ZRPh.* 80 (1964), 486–516. – Daß nirgends auf diese deutsche Fassung verwiesen wird, mutet etwas eigenartig an.

angehört<sup>2</sup>, und fragt vorerst nach den Problemen, die durch die Verquickung dieses Dreiecks mit den Saureschen Begriffen *signifiant* und *signifié* (wie sie sich bei Ullmann, Baldinger u. a. findet) entstehen; zum eigentlichen Thema des Aufsatzes gelangt er in dem Moment, wo er feststellt, daß Baldinger das bei ihm durch die Termini *Sache – Begriff – Wortkörper* charakterisierte Dreieck von der ersten auf die zweite metasprachliche Ebene überträgt, in ihm also nicht mehr ein linguistisches Modell, sondern ein methodologisches Schema zur Darstellung sprachwissenschaftlicher Fragestellungen sieht. Daraus ergeben sich eine Reihe definitorischer und terminologischer Schwierigkeiten, denen Heger in Auseinandersetzung mit dem Begriffssystem von Hallig – v. Wartburg und den semantischen Theorien Bernard Pottiers nachgeht. Er gelangt schließlich dazu, das alte Dreieck durch das folgende, durch sechs Punkte charakterisierte Trapez zu ersetzen:



Unter *substance phonique* versteht er das Lautkontinuum, das sprachliche Zeichen in der Rede als physisches Phänomen, das zu seinem psychischen Pendant, dem *Monem* (Wortkörper, *signifiant*), in einer als quantitative Konsubstantialität definierten Relation steht<sup>3</sup>. Erst mit dem *signifié* (Bedeutungsumfang), das zum Monem wieder quantitativ konsubstantiell ist, kommen wir zur inhaltlichen Seite des sprachlichen Zeichens, die durch die obere Parallele des Trapezes charakterisiert wird und deren Elemente zueinander in einer qualitativen Konsubstantialitätsrelation stehen. Dabei ist das Semem im Sinne Pottiers als Summe von zueinander in einer «und»-Relation stehenden Semen aufzufassen. Zu einem einzigen Monem kann es nun aber verschiedene zueinander disjunktive Sememe geben; Heger faßt sie im *signifié* zusammen, indem er sie in ihre Seme auflöst und das *signifié* als Summe von in «und»-Verbindung und von in nichtdisjunktiver «oder»-Verbindung stehenden Semen sieht; Semem und *signifié* unterscheiden sich somit nur durch das Vorhandensein fakultativer Seme im Falle des letzteren, und falls diese fehlen, fallen sie zusammen. Beide stehen zum *concept* in einem Art–Gattung-Verhältnis, wobei Heger den Begriff nicht durch Extrapolation aus einzelsprachlich gegebenen Monemen gewinnt, sondern ausdrücklich postuliert, daß es letzten Endes gleichgültig sei, wie man zu den begrifflichen Kategorien gelange, daß deren Gliederung nur logisch richtig sein und sich von allen einzelsprachlichen Gegebenheiten fernhalten müsse. Es sind nun die Beziehungen zwischen *signifié*, Semem und Konzept, die nach Heger sowohl den Gegenstand der semasiologischen wie der onomasiologischen Forschung ausmachen. Während bei der Semasiologie Monem und Bedeutungsumfang gegeben sind und man – nachdem man die Anzahl

<sup>2</sup> Die erste metasprachliche Ebene wird von Heger als «plan ... de la linguistique en tant que science du langage», die zweite als «(plan) de la méthodologie de cette linguistique» definiert; cf. *TLL* 3 (1965), 8.

<sup>3</sup> Die Verwendung des Begriffes *Monem* für den formalen Aspekt des sprachlichen Zeichens erfolgt hier im Sinne Pottiers; diese Verwendung ist streng zu scheiden von derjenigen bei Martinet, für den das *Monem* dem Saureschen *signe* entspricht (cf. A. MARTINET, *Eléments de linguistique générale*, chap. 4.2.).



der vorliegenden Sememe (d.h. der verschiedenen eventuell implizierten Arten) festgestellt hat – nach dem Begriff (der Gattung) und der jeweiligen *differentia specifica* fragt, geht die Onomasiologie vom Konzept aus und fragt nach der Bezeichnung; es handelt sich jedoch nicht um eine genaue Umkehrung des semasiologischen Vorgehens: da die im Bedeutungsumfang eines Monems eventuell enthaltenen zusätzlichen Sememe für die betreffende Fragestellung nicht aktuell sind, kann der Unterschied zwischen Semem und *signifié* vernachlässigt werden.

Wir sind mit Hegers Ausführungen bei weitem nicht in allen Punkten einverstanden, doch müssen wir hier auf ein Eintreten auf Einzelheiten verzichten. Einen Punkt aber glauben wir nicht übergehen zu können, nämlich die Forderung, ein Konzept müsse außerhalb der einzelnen Sprache gewonnen werden und einem aprioristischen Begriffssystem angehören. Es handelt sich hier um eine Forderung, die bereits aus seinen temporal-deiktischen Begriffskategorien bekannt ist und Heger schon dort zahlreiche Kritiken eingetragen hat<sup>4</sup>. Auch im Falle der Semantik halten wir die Annahme eines mehr oder weniger willkürlichen Klassierungsschemas für nicht statthaft, denn das Chaos der Umwelt wird erst durch ein System von *signes* gegliedert und nicht durch ein logisches Begriffssystem. Heger führt seine absolutistische Forderung übrigens selbst ad absurdum, wenn er p. 31 empfiehlt, «de construire le système de concepts qui forme la base de l'étude onomasiologique, de telle façon que les éléments dont il se compose correspondent, dans autant de cas que possible, à ce qui est désigné par les éléments dont se compose la structure particulière de la langue donnée et qui est prévue comme objet de l'étude». Ein Begriffssystem ist nur brauchbar, wenn es aus der Struktur der Sprache, für die es gültig sein soll (und für die es einzig gültig sein kann), abgeleitet ist<sup>5</sup>; ein übereinzelsprachliches Begriffssystem ist eine Utopie, im besten Falle eine zahlreiche Wünsche offenlassende Approximation.

2. Bernard Pottier, *La définition sémantique dans les dictionnaires* (p. 33–39). – Pottiers Arbeit schließt an seinen Artikel in *TLL 2* an<sup>6</sup>. Von einer Formel von P. Imbs ausgehend, nach der eine Wörterbuchdefinition sich aus einem *genre prochain* und der *différence spécifique* zusammensetzt, stellt er fest, daß der erste Begriff seinem Archisemem entspricht, während die *differentia specifica* sich zumindest teilweise mit seinem Semem (besser wäre wohl zu sagen: mit den den Unterschied zwischen Semem und Archisemem ausmachenden Semen) deckt; die beiden weiteren Begriffe, die Pottier zur Definition des semantischen Gehaltes eines «Worts» braucht, das *classème* und das *virtuème*, erscheinen in den Wörterbuchdefinitionen nur sporadisch, obwohl Definitionen, in denen das *classème* die Basis bildet, nicht fehlen. Das zur Definition herangezogene Archisemem enthält eine Untergruppe von Semen des zu definieren-

<sup>4</sup> Cf. KLAUS HEGER, *Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem*, Tübingen 1963 (*ZRPh.Beih.* 104). – Cf. z. B. G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 287s.

<sup>5</sup> Die Anwendung eines solchen Begriffssystems in der Onomasiologie wird uns allerdings von seiten Hegers den Vorwurf der Tautologie eintragen, genau wie er Guillaume und seinen Schülern in bezug auf ihr Verbalsystem Tautologie vorwirft (cf. *ZRPh.* 77 [1961], 148–158); tautologisch ist es aber nur, wenn man vom Konzept ausgeht, nicht mehr, wenn man den Ansatzpunkt bei der Sache wählt (genau wie ja letzten Endes auch die Semasiologie vom phänomenologisch erfaßbaren Lautkontinuum ausgeht!).

<sup>6</sup> Cf. B. POTTIER, *Vers une sémantique moderne*, *TLL 2* (1964), 107–137. – Cf. unsere Besprechung *VRom.* 26 (1967), 127–129.

den Elements und ist als «Wort» (*lexie*) von der gleichen Art wie dieses; die zur Wiedergabe der *differentia specifica*, von *classème* (eventuell *virtuème*) verwendeten Ausdrücke dagegen beschreiben das Verhalten einer bestimmten Gruppe von Semen: wir haben Definition mittels *métalexies*.

3. Gérard Moignet, *L'opposition NON/NE en ancien français* (p. 41–65). – Moignet geht von der Feststellung aus, daß man unter syntaktischem Blickwinkel zwei Gruppen von Wörtern unterscheiden kann: syntaktisch autonome und nichtautonome, d. h. solche, die gegebenenfalls die Funktion des Prädikats im Satze übernehmen können, und solche, wo dies nicht möglich ist; er nennt deshalb die erste Gruppe prädikativ, die zweite nichtprädikativ. Auf der einen Seite stehen z. B. das Substantiv, die Vollverben, Adjektive, betonte Pronomina, gewisse Adverbien, auf der andern Hilfsverben, Präpositionen, unbetonte Pronomina, gewöhnliche Adverbien etc. Allerdings gibt es keine unüberwindliche Schranke zwischen den beiden Kategorien: wir haben vielmehr eine Schwelle, die sowohl in der einen wie der andern Richtung überschritten werden kann. Es gelingt Moignet nun, überzeugend darzutun, daß sich im «klassischen» Altfranzösischen die verschiedenen Verwendungen von *non* und *ne* unter diesen Kategorien subsumieren lassen: *non* wird immer prädikativ, *ne* dagegen nichtprädikativ gebraucht; *non* kann also nur zu einem nichtprädikativen, *ne* dagegen nur zu einem prädikativen Element treten; wir haben immer eine Art Kompensationserscheinung zwischen Negation und negiertem Element in bezug auf die Prädikativität.

Historisch gesehen läßt sich eine solche Opposition im 9. Jahrhundert noch nicht nachweisen: die Negation ist zu diesem Zeitpunkt noch undifferenziert. Im 10. Jahrhundert dagegen erscheinen die durch den proklitischen Gebrauch der Negation *non* entstandenen Formen *nen* und *ne*, und diese vorerst rein phonetische Opposition wird nun von der Sprache auf die beschriebene Art signifikativ genutzt. Störungen im altfranzösischen System fehlen jedoch nicht. Sie sind aber entweder dialektal bedingt [z. B. *non* sporadisch bei Vollverben im Norden und Osten; die sowohl prädikative wie nichtprädikative Form *nu* im Anglonormannischen neben «normal» gebrauchtem *nun* und *ne(n)*], oder dann haben wir eine Verlagerung der Prädikativität auf die Negation wie bei *ne pas* > *non pas*, *neporquant* > *nonporquant* etc. Gegen Ende des Altfranzösischen werden dann die Störungen häufiger: die Entwicklung, die zur neufranzösischen Verwendung von *non* und *ne* führt (*ne*: Negation des Verbs; *non*: satzbildende Negation und Negation aller nichtverbalen Elemente), beginnt sich abzuzeichnen. Auf der Seite von *non* geben die heutigen Verhältnisse noch ein Problem auf: wie kann die Tatsache, daß *non* selbst satzbildend sein kann (also gewissermaßen ein Verb impliziert), daneben aber nur nichtverbale Elemente negiert, erklärt werden? Moignet glaubt die Schwierigkeit durch die Feststellung zu lösen: «... là où *non* fait phrase, il négative un élément linguistique zéro, une absence de prédicat, donc tout le contraire d'un verbe; *non* est alors une phrase nominale»<sup>7</sup>. Ist aber ein Nichtvorhandensein letzten Endes nicht auch verbaler Natur? Wir würden die Erklärung etwas anders fassen. Es scheint uns unverkennbar, daß jede Negation letzten Endes nominalen Charakter hat (sie ist Negativitätsmarke); wird sie in der Rede verwendet, so muß zu ihrer Aktualisierung in jedem Falle ein (explizites oder implizites) verbales Element (des Seins, Geschehens, Machens etc.) vorhanden sein. Im Modernfranzösischen gelangt nun in all den Fällen, wo dieses verbale Element sprachlich expliziert wird, *ne* zur Verwendung; bleibt der Verbalbegriff dagegen im situationellen oder

<sup>7</sup> Cf. *TLL* 3, p. 64.

syntagmatischen Kontext impliziert, tritt die Negation *non* auf. Diese Gliederung erklärt sich leicht durch eine relativ geringfügige Modifikation der altfranzösischen Verhältnisse; allerdings lassen sich so die beiden Negationen nicht mehr wie bei Moignet in bezug auf Guillaumes *univers temps (ne)* und *univers espace (non)* polarisieren: die Negation (nominales Element) bezieht sich immer auf ein Element des *univers temps* (Verb).

4. Robert Martin, *Temps et aspect en français moderne. Quelques remarques inspirées par la lecture de «Verbe et adverbe» de M. A. Klum* (p. 67–79). – Martin bespricht die bedeutende Arbeit Klums<sup>8</sup> recht ausführlich und wohlwollend, was nicht heißen will, daß er dem Verfasser in allen Punkten vorbehaltlos zustimmt. Seine Bemerkungen betreffen vor allem die Stellung des Futurums im französischen Tempussystem, wobei er Klums Ausführungen zu diesem Punkt teils bekräftigt, ihnen teils aber auch widerspricht. Das Futurum scheint ihm das exakte Gegenstück zum *passé simple* zu sein (Symmetriezentrum: das Präsens), während das Imperfekt auf einer andern Ebene zu situieren wäre, und zwar als eine Art Präsens in der Vergangenheit. Zusammen mit den einfachen sind auch die zusammengesetzten Zeiten zu betrachten, doch zeigt sich hier ein wesentlicher Unterschied zwischen *futur antérieur* und *passé antérieur* einerseits und *passé composé* und *plus-que-parfait* andererseits; wir sind ganz Martins Meinung, wenn er sagt: «..., parallèlement au passé antérieur, le futur antérieur exprime l'aspect<sup>9</sup> de l'accompli et jamais l'antériorité, sauf à la faveur d'un adverbe d'antériorité qui assume à lui seul l'essentiel de cette fonction ...; alors que le plus-que-parfait, comme le passé composé, fonctionne très souvent comme un antérieur ...»<sup>10</sup>.

Wenn Martin Klums Opposition von *passé composé* und Futurum kritisiert (p. 72 ss.), so gehen wir mit ihm einig, wenn er sagt, auf diese Art zerstöre man die Opposition *accompli–inaccompli*. Wir wissen uns auch noch mit ihm einig, wenn er im *passé simple* und im Futurum zwei in einem gewissen Sinne vom Präsens losgelöste (und daher auch relativ abstrakte!) Tempora sehen will und unterstreicht, beim *passé composé* (dort, wo es das *passé simple* konkurrenziert) hätten wir eine durch das Präsens hindurch gesehene Vergangenheit. Nicht mehr folgen können wir ihm dagegen, wenn er dem *passé composé* als durch das Präsens hindurch gesehenem Futurum die Konstruktion *devoir* + Inf. gegenüberstellen will: diese Rolle kommt vielmehr der Wendung *aller* + Inf. zu. Martin stellt zu Recht fest, daß bei *devoir* + Inf. im *effet de sens* ein größerer Grad von Unsicherheit in bezug auf die Realisierung des zukünftigen Geschehens impliziert sei als beim eigentlichen Futurum. Eine solche Diskrepanz besteht dagegen nicht zwischen dem Futurum und *aller* + Inf.: bei rein temporal gefaßter Zukünftigkeit wird – gleichgültig ob isoliert oder durch das Präsens hindurch gesehen – von den Unsicherheitsfaktoren abstrahiert, das Geschehen vielmehr als bereits dem Bereich der darstellbaren (nicht mehr der vorgestellten) Prozesse angehörend betrachtet. Der Unsicherheitsfaktor im *effet de sens* bei *devoir* + Inf. rührt woanders

<sup>8</sup> Cf. ARNE KLUM, *Verbe et adverbe. Etude sur le système verbal indicatif et sur le système de certains adverbes de temps à la lumière des relations verbo-adverbiales dans la prose du français contemporain*, Stockholm – Göteborg – Uppsala 1961 (*Studia Romanica Upsaliensia* 1).

<sup>9</sup> *Aspect* scheint uns allerdings nicht der richtige Terminus zu sein; wir ziehen mit G. Hilty (*VRom.* 24 [1965], 292/93) *Aktionsstand* vor.

<sup>10</sup> Cf. *TLL* 3, 70.

her: die Zukunft ist hier nicht rein temporal, sondern zusätzlich noch modal gefaßt (Spiegelbild einer Willensäußerung); dies wird auch leicht ersichtlich durch die Kommutationsreihe *il doit partir > il lui faut partir > il faut qu'il parte*, in deren letztem Glied der Konjunktiv auftritt!

In einem weiteren Punkt haben wir Mühe, Martin zu folgen: nämlich dann, wenn er das Futurum nur zum *passé simple*, nicht aber zum Imperfekt in Opposition sehen will (p. 74 ss.); ein entscheidendes Argument gegen eine solche Auffassung scheint uns die auch Martin bekannte Tatsache zu bilden, daß sich das Adverb *déjà* nur sehr selten und in ganz speziellen Fällen mit dem *passé simple* verbinden läßt, sich dagegen oft mit dem Futurum findet. Wir sind der Ansicht, daß man das Futurum den beiden Vergangenheitstempora als Gesamtheit gegenüberstellen muß – es verhält sich in bezug auf die auf toncaler Stufe ausgebildete Aspektopposition *kursiv-komplexiv* neutral. Dies bedeutet allerdings nicht, daß die beiden Perspektiven nicht auch auf der futurischen Tempusstufe möglich wären: sie werden jedoch nicht durch morphologische, sondern durch lexikalische (Adv., Konj. etc.) und situationell-kontextuelle Elemente markiert.

5. Ruggero Ruggieri, *La stratigraphie linguistique «interne» des «Serments de Strasbourg»* (p. 81–92). – Ruggieri geht von der Erkenntnis aus, daß sich eine Sprache im Laufe ihrer Entwicklung in einem Prozeß der fortlaufenden Neu- und Umstrukturierung befindet, daß gleichzeitig verschiedene Schichten (Strukturen) nebeneinander existieren können und daß sich diese einzelnen Schichten in der Regel einem bestimmten sozial-kulturellen Milieu zuordnen lassen. Der Verfasser versucht nun eine *stratigraphie linguistique interne* der Straßburger Eide zu erstellen, und zwar unter Berücksichtigung des Wortschatzes, der Semantik, der Morphologie und der Syntax, die immer in der Perspektive der fortschreitenden Entfernung vom Latein gesehen werden; die Phonetik läßt er dagegen beiseite – wohlweislich, möchte man sagen, ist es doch infolge der latinisierenden Graphien sehr schwer, über den Lautstand präzise Aussagen zu machen (cf. auch unten). Eine erste Schicht, der *degré élevé*, ist nach Ruggieri durch Elemente einer juristisch-sakralen, der lateinischen Tradition aufs engste verpflichteten Sprache charakterisiert: es sind dies Formeln wie *pro Deo amur*, *pro christian poblo*, *in damno sit*, Begriffe wie *salvament*, *salvar* etc.<sup>11</sup>. Zu diesen Elementen gesellen sich die syntaktische Inversion und – aufs engste mit dieser verbunden – ein ausgeprägter Sinn für den Prosarhythmus; vor allem die doppelte starke Artikulation der *iuncturae* (*pro déo amúr* etc.) lassen oft den Eindruck einer rhythmisierten Prosa entstehen und beweisen nach Ruggieri erneut, daß die Eide nicht improvisiert sein können (p. 85)<sup>12</sup>. Unter dieser gehobenen Stilebene findet sich eine mittlere Schicht, die sich aus «vocables tirant leur origine d'une considérable évolution sémantique ou d'une translation» (*podir*, *savir*, *dunal*, *dreit*, *cosa*, *returnar*, *si* ['ainsi'], *iv*, *ab*) und aus Elementen «qui ont donné lieu à de nouveaux morphèmes» (Pronomen *il*, *li*, *lo*, Fut. *salvarai*, *prindrai*) zusammensetzt (p. 85 ss.). Der *degré inférieur*

<sup>11</sup> Cf. zu diesem Aspekt der Eide auch KONRAD EWALD, *Formelhafte Wendungen in den Straßburger Eiden*, *VRom.* 23 (1964), 35–55, eine Arbeit, die Ruggieri nicht bekannt gewesen zu sein scheint.

<sup>12</sup> Zu diesem Punkt cf. auch P. WUNDERLI, *Die ältesten romanischen Texte unter dem Gesichtswinkel von Protokoll und Vorlesen*, *VRom.* 24 (1965), 44–63 (vor allem p. 54–56), und G. HILTY, *Die Romanisierungen in den Straßburger Eiden*, *VRom.* 25 (1966), 227–235 (vor allem p. 235 und N 23).

schließlich ist nach Ruggieri nur durch ein Element vertreten: *altresi*, das – etymologisch gesehen – eine semantische Monstruosität darstellt. Aus diesen Verhältnissen zieht er den Schluß: «La langue des Serments est à tendance latine dans les idées essentielles, romanisée dans certaines structures morphologiques et syntaxiques (et nous pouvons ajouter ici les phonétiques), romane dans quelque particule ou quelque outil grammatical» (p. 89).

Dieser Schluß – will uns scheinen – betont das lateinische Element in den Eiden allzu sehr: eine Korrektur, wie sie G. Hilty (cf. N 12) zu der Arbeit von H. L. W. Nelson vorgenommen hat (cf. N 13), ist hier vonnöten. Gleichzeitig muß aber auch darauf verwiesen werden, daß Ruggieris Fassung des Begriffs «Latinität» mangelhaft ist: er geht immer vom klassischen Latein aus. Sowohl die bereits erwähnte Arbeit von K. Ewald wie diejenige von H. L. W. Nelson<sup>13</sup> haben jedoch erneut gezeigt, wie sehr die Eide sowohl in bezug auf das Formularium wie auf die Schreibtradition dem Merowingerlatein verpflichtet sind; um zu einer zuverlässigen Würdigung der affizierten Stilebenen zu kommen, müssen neben dem klassischen Latein die Beziehungen zur «dekadenten» Merowingerphase unbedingt gesondert betrachtet werden.

Neben diesen grundsätzlichen Punkten können aber auch einige Details nicht unwidersprochen bleiben. Obwohl er einleitend die phonetischen Züge aus seiner Untersuchung ausklammern will, kehrt Ruggieri zu ihnen zurück, wenn er p. 84 bei *iurat, conservat* etc., p. 88 in *pro, contra, numquam* von Bewahrung der lateinischen Form spricht (gemeint ist die Lautgestalt): es zeigt sich hier eine fehlende Scheidung zwischen Lautgestalt und Graphie, die unannehmbar ist; hinter all diesen Formen verbirgt sich eine romanische Lautung – latinisierend ist nur die Schreibweise<sup>14</sup>. In diesem Zusammenhang ist auch die Feststellung Ruggieris, die Eide seien in der Form abgefaßt und niedergeschrieben, in der sie gesprochen wurden, zu modifizieren (p. 83): seine Formulierung dürfte für die Wortwahl, die Syntax etc. gelten, nicht aber für die Lautgestalt der einzelnen Elemente. Unannehmbar sind ferner auch Ruggieris Interpretation von *ab* 'cum' (also < APUD; p. 88) und seine Bezeichnung von *sendra* als *mot protogalloroman de degré moyen*. *Ab* hat vielmehr als AB 'von' zu gelten<sup>15</sup>, während *sendra* eine Form der südlichen Galloromania (wohl des Poitou) sein dürfte und durch den Stützvokal -a (zumindest lautlich) zum *degré inférieur* gehört<sup>16</sup>.

6. Monique Parent, *Cohérence et résonance stylistique d'après un poème de Paul Valéry* (p. 93–115). – Valéry hat selbst verschiedentlich der *pensée spontanée* die *expression poétique* gegenübergestellt, die er durch Begriffe wie *cohérence, accord, résonance* charakterisiert. Die Verfasserin untersucht das Gedicht *La Fileuse*, das erste im *Album de vers anciens*, unter diesen Gesichtspunkten. Betrachtet man die Genese des Werkes (es sind vier verschiedene Fassungen bekannt), so lassen sich die meisten Modifikationen durch ein Streben nach größerer Kohärenz der Themen, der Bilder oder der Lautgestalt erklären. Die Analyse der letzten Fassung ergibt eine außer-

<sup>13</sup> Cf. H. L. W. NELSON, *Die Latinisierungen in den Straßburger Eiden*, *VRom.* 25 (1966), 193–226.

<sup>14</sup> Cf. hierzu H. L. W. NELSON, *op. cit.*; für *iurat* etc. p. 207/08, 211, *pro* p. 209, *contra* p. 221, *numquam* p. 207, 210.

<sup>15</sup> Cf. H. L. W. NELSON, *op. cit.*, p. 202 und N7, 209; vor allem aber GUNDEL LÖFGREN, *Etude sur les prépositions françaises OD, ATOUT, AVEC*, Uppsala 1944, p. 35–38.

<sup>16</sup> Cf. G. HILTY, *op. cit.*, p. 232–234.

ordentliche Kohärenz in bezug auf das Vokabular, das vier verschiedenen thematischen Gruppen angehört, eine Kohärenz, die vor allem gegen den Schluß des Gedichtes immer komplexer wird. Ähnliches läßt sich auch in bezug auf die lautlichen Resonanzen und die rhythmischen Strukturen feststellen. Alles in allem: eine äußerst durchdachte Architektur der den poetischen Text ausmachenden Elemente, die beim Leser den Eindruck einer feenhaften Welt erweckt. Jedes der wesentlichen Elemente ist auf zwingende Art am richtigen Platz und ermöglicht so eine musikalische Perfektion, die Realität und Universum ins Irreale transponiert.

7. Georges Straka, *Naissance et disparition des consonnes palatales dans l'évolution du latin au français* (p. 117–167). – Nachdem er in zwei früheren Studien die Scheidung von Konsonanten und Vokalen auf ein Dominieren der schließenden respektive öffnenden Mundmuskulatur zurückgeführt und im Anschluß daran den Einfluß von Verstärkung und Schwächung der Artikulation auf die Entwicklung der französischen Laute dargestellt hat<sup>17</sup>, führt Georges Straka seine Untersuchungen in der gleichen Richtung weiter: er beleuchtet diesmal das Problem der Palatalisierung und Entpalatalisierung, einen Fragenkomplex, den er in seiner zweiten Studie ausdrücklich ausgeklammert hatte<sup>18</sup>. Wiederum ist seine Arbeit überaus sauber aufgebaut und bietet eine Fülle von bedeutenden und anregenden Einzelbeobachtungen. Das Ganze wird illustriert durch ein reiches Anschauungsmaterial (zwei Skizzen im Text und 11 *figures* im Anhang [p. 152–167]) sowie durch mehrere übersichtliche Tabellen.

In Anbetracht des Reichtums der Ausführungen und der Vielschichtigkeit der Probleme kann es nur darum gehen, einen knappen Überblick über die behandelten Fragen zu geben und hier und dort eine bescheidene Randglosse anzubringen. § 1: *Aperçu général sur les palatales et la palatalisation dans l'évolution phonétique*. Die indoeuropäischen Sprachen kennen von alters her an Palatalen nur das *y*. In den ersten christlichen Jahrhunderten zeigen sich dann Palatalisierungen im gesprochenen Latein, und zur Zeit der Entstehung der romanischen Sprachen erlebt man eine wahre Explosion der Palatale. Zum größten Teil wurden diese Palatalisierungen (zumindest in den «Schriftsprachen») später wieder rückgängig gemacht. – § 2: *Aspect articulatoire des palatales*. Daß die Palatale mit der Zunge gegen den harten Gaumen artikuliert werden, ist nicht der einzige für ihre Beschreibung relevante Aspekt: die Kontaktfläche mit dem Gaumen ist größer als bei Nichtpalatalen, die Zunge hebt sich stärker – die aufgewendete Artikulationsenergie ist also größer. Da sich die Zunge gegen den höchsten Punkt des Gaumens hebt, ist die Zungenspitze gesenkt (Gegensatz zu den Alveolaren und Alveodentalen). Die größere Artikulationsintensität bewirkt, daß die Palatale länger dauern als die entsprechenden Nichtpalatale; aus dem gleichen Grund ist auch die *détente* länger und weniger brüsk. – § 3: *Théorie traditionnelle sur la mollesse articulatoire des palatales*. Strakas Theorie der kraftvollen Artikulation der Palatale steht in krassem Gegensatz zur traditionellen Definition (*articulations molles, mouillées* etc.). Diese Definition beruht jedoch nicht auf artikulatorischen Gegebenheiten, sondern auf dem auditiven Eindruck: die verlängerte *détente* ergibt in der Tat einen fließenden Effekt. Zu diesem Eindruck soll nach Straka auch eine *résonance aiguë* bei-

<sup>17</sup> Cf. GEORGES STRAKA, *La division des sons du langage en voyelles et consonnes peut-elle être justifiée?*, *TLL* 1 (1963), 17–99; GEORGES STRAKA, *L'évolution phonétique du latin au français sous l'effet de l'énergie et de la faiblesse articulatoires*, *TLL* 2 (1964), 17–105. – Cf. unsere Besprechungen *VRom.* 26 (1967), 119/20 und 125–127.

<sup>18</sup> Cf. *TLL* 2 (1964), 73.

tragen, die durch den kleinern Kieferwinkel und die stärkere Hebung der Zunge bedingt wäre (kleinerer Resonanzraum); hierin können wir ihm nicht folgen: unserer Erfahrung nach ergeben höhere Frequenzen im Gegenteil einen präziseren Eindruck (cf. Baß – Cello – Geige) – die hellere Resonanz dürfte den fließenden Eindruck der verlängerten *détente* vielmehr teilweise neutralisieren. – § 4: *Consonnes palatales et consonnes palatalisées*. Zwischen den eigentlichen Palatalen und den Velaren einerseits, den Alveolaren und Alveodentalen andererseits finden sich zwei Reihen von palatalisierten Konsonanten; sie nehmen sowohl in bezug auf Artikulationsart und -ort wie auf die Energieintensität eine Mittelstellung zwischen den Palatalen und den Nichtpalatalen ein. Der Übergang vom palatalisierten zum palatalen Laut findet bei der vordern Reihe in dem Moment statt, wo die Zungenspitze gesenkt wird; für die hintere Serie fehlt ein ähnliches Kriterium, die Scheidung der beiden Gruppen ist rein subjektiv. – § 5: *Causes de la palatalisation*. Straka weist nach, daß entgegen der traditionellen Ansicht der Kontakt mit *y* oder einem palatalen Vokal nicht genügt, um eine Palatalisierung des vorangehenden Konsonanten auszulösen. Dagegen läßt sich feststellen, daß man bei allen Konsonanten durch einfache Verstärkung der Artikulationsenergie annähernd den Effekt eines palatalisierten, ja sogar eines palatalen Lautes erzielen kann; der einzige Unterschied soll darin bestehen, daß wir im ersten Fall eine äußerst brüske, harte *détente* haben, während sie bei Palatalisierung zögernd und länger wird<sup>19</sup>. Die Palatalisierung muß somit primär auf eine Erhöhung der Artikulationsenergie zurückgeführt werden; die Nachbarschaft von *y*, *i* oder *e* kann sie nur zusätzlich begünstigen. – § 6: *Gains de la palatalisation selon le caractère des articulations*. Nicht alle Laute lassen sich gleich leicht palatalisieren: die Neigung hierzu ist vielmehr vom Artikulationsort und der Artikulationsart abhängig. So lassen sich die beiden folgenden Hierarchien (mit abnehmender Palatalisierungstendenz) aufstellen: *Velare – Alveolare, Alveodentale – Labiale* (Artikulationsort) und *Nasale/l – stimmlose Okklusive – stimmhafte Okklusive – s/z – r* (Artikulationsart). Es kann allgemein gesagt werden, daß eine Palatalisierung um so leichter erfolgt, je schwächer die Ausgangsartikulation und je geringer der zusätzliche Energieaufwand ist. Zudem hängt die Palatalisierungsneigung noch von der folgenden palatalen Artikulation ab: sie ist am größten bei *y*, am geringsten bei *a*. – § 7: *Dépalatalisation*. Bei der Depalatalisierung unterscheidet Straka drei Typen, je nachdem wie sich die Verminderung der Artikulationsenergie auf die Zungenstellung auswirkt. Wird die Okklusion einfach geschwächt, spricht er von Regression, wird die Zunge progressiv vom Palatum gelöst, spricht er von Assibilierung, und ist diese Lösung total, haben wir ein *relâchement*. Allerdings gibt es auch Assibilierungen, die nicht auf eine Abschwächung, sondern auf eine Verstärkung zurückzuführen sind: bei sehr stark artikulierten Palatalen kann die *détente* so lange werden, daß eine Affrikate entsteht (dies gilt vor allem für die Entwicklung von *k/l + y* und *Kons. + k/g + e/i*). – Die Tatsache, daß die Palatale in Epochen der starken Artikulation entstehen und zu Zeiten der schwachen Artikulation schwinden, widerlegt nach Straka Rousselots Ansicht, die Palatale seien von Anfang an zum Tode verurteilt. Uns scheint, Rousselot habe letzten Endes doch recht,

<sup>19</sup> Ein gewisser Widerspruch kann hier allerdings nicht übersehen werden. Straka hatte p. 122 die Verlängerung und Aufweichung der *détente* bei den Palatalen als unausweichliche Folge der erhöhten Artikulationsenergie dargestellt. Bei rein affektischer Artikulationsverstärkung (p. 128) soll nun hingegen die *détente* verkürzt und verhärtet werden.

aber in einem andern Sinne, als er selbst glaubte. Nach ihm ist es die Artikulationschwäche, die für den prekären Status der Palatale verantwortlich ist. Nach Strakas Untersuchungen kann aber kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die Palatale besonders intensiv artikulierte Laute sind. Gerade diese Energieintensität ist aber für ihre Unstabilität verantwortlich: schon die kleinste energetische Störung löst eine Modifikation aus. – § 8: *Remarques sur les palatalisations et leur cheminement*. Damit eine eigentliche Palatalisierung vorliegt, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein: der Artikulationsort muß gegen den harten Gaumen verschoben und die Mittelzunge gehoben werden: Entwicklungen wie  $dy/gy > y$ ,  $y$  (Anlaut)  $> \check{d} > \check{j} > j$ ,  $g$  (intervok.)  $+ e/i > y$ , *pal. Vok.*  $+ g/k + a > y$ ,  $i/a + k + u$  (Auslaut)  $> y$  sind deshalb falsche Palatalisierungen<sup>20</sup>. Es folgen dann Bemerkungen zu den verschiedenen Typen eigentlicher Palatalisierung. Nicht zu überzeugen vermag uns hier vor allem die Erklärung der Palatalisierung von  $k/g + a$ , die in eine Epoche der schwachen Artikulation fällt. Nach Straka soll diese Palatalisierung auf eine besondere Anstrengung der Franken zurückzuführen sein, den galloromanischen, leicht nach vorn verschobenen Laut auszusprechen, doch scheint uns eine solche Erklärung den Einfluß der doch recht spärlich siedelnden Franken viel zu hoch zu veranschlagen; vor allem trägt sie aber der Tatsache nicht Rechnung, daß gerade dort, wo der germanische Einfluß am stärksten war, nämlich in der Pikardie, diese Palatalisierung fehlt. – § 9: *Remarques sur la disparition des palatales en français*. Das Französische hat heute fast alle palatalen Laute verloren; das Altfranzösische kannte noch  $\check{l}$ ,  $\check{y}$  und  $y$ , doch wurde  $\check{l}$  bereits im 13. Jahrhundert eliminiert, und heute ist auch  $\check{y}$  bedroht. – § 10: *Conclusion*.

8. Octave Nandris, *Problèmes de consonantisme italien et de fonctionnement du langage* (p. 169–184). – Der Akzent von Nandris' Arbeit liegt eindeutig auf dem zweiten Teil des Titels: von der Geminierung, der Vereinfachung der Konsonantengruppen und der Lenisierung im Toskanischen ausgehend, kommt er zu einer vergleichenden romanischen Silbenlehre (Toskanisch – Französisch – Rumänisch) und schließlich zu allgemeinen Betrachtungen über verschiedene Phänomene des Lautwandels. Von den zahlreichen Anregungen dieser vielschichtigen Studie scheinen uns vor allem zwei Resultate eine Hervorhebung zu verdienen. Das erste ist die Tatsache, daß man zwischen zwei Konsonantengruppen unterscheiden muß, nämlich denjenigen, an deren Bildung praktisch nur die Schließmuskeln beteiligt sind ( $p, t, k$  etc.), und diejenigen, bei deren Realisierung trotz Dominieren der Schließmuskeln auch die Öffnungsmuskulatur maßgeblich mitwirkt ( $r, l, m, s, \check{s}, y, w$  etc.). Diese eine Doppelartikulation erfordernden Konsonanten verlangen bei ihrer Realisierung spezielle Aufmerksamkeit, und deshalb sind sie besonders stabil; dies erklärt nach Nandris wiederum, warum in der gleichen Sprache und in gleicher Stellung oft die Konsonanten der ersten Gruppe modifiziert werden, während die der zweiten intakt bleiben (diese Sicht ergänzt unsere obigen Ausführungen, wonach besonders energieintensive Konsonanten auch besonders störanfällig sind). – Das zweite wichtige Resultat scheinen uns die Betrachtungen über verschiedene Energieverteilung innerhalb der Silbe im Französischen, Toskanischen und Rumänischen zu bringen. Im Französischen haben wir eine Energiekonzentration auf dem zentralen (offenen = vokalischen), im Toskanischen dagegen auf dem initialen Element der Silbe, während im Rumänischen die Energie mehr oder weniger gleichmäßig auf das initiale, das zentrale und das finale Silbenelement ver-

<sup>20</sup> schon *TLL* 2 (1964), 58 ss., 73.



teilt ist. Aus diesen Verschiedenheiten erklärt sich die ungleiche Behandlung gleicher Konsonanten in den drei Sprachen.

9. Odette Mettas, *Aperçu historique sur les appareils de synthèse de la parole* (p. 185–200). – Die ältesten bekannten Versuche, Rede künstlich zu produzieren, gehen auf das 18. Jahrhundert zurück und erreichen einen ersten Höhepunkt mit dem *Sprecher* v. Kempelens (1791); in den folgenden Jahrzehnten finden sich nur Verbesserungen dieses Apparats. Die Versuche häufen sich dann im 20. Jahrhundert, und in dem Moment, wo man von der mechanischen zur elektronischen Reproduktion der Rede übergeht (1922), beginnen sich auch entscheidende Fortschritte einzustellen; heute bestehen schon einige recht brauchbare Geräte.

Der zweite, literarischen Themen gewidmete Halbband beginnt mit einem Beitrag von Ronald N. Walpole, *Sur la chronique du Pseudo-Turpin* (p. 7–18). Nach einer Auseinandersetzung mit den wichtigsten Theorien über Herkunft und Bedeutung dieses wohl im 12. Jahrhundert entstandenen Werkes (vor allem Bédier, Hämel, David<sup>21</sup>) kommt Walpole auf Grund einer Indizienkette zum Schluß, die Verbindung der Chronik mit der *Liber Sancti Jacobi* betitelten Kompilation (und damit die Nutzung zu Propagandazwecken für Santiago de Compostela) sei erst sekundärer Natur und vielleicht dem Poitevinen Aymeric Picaud zuzuschreiben; primär aber sei die Chronik ein auf dem Rolandslied fußendes Werk zur Glorifizierung des Klosters Saint-Denis und wohl in diesem selbst entstanden. Der *Pseudo-Turpin* darf übrigens nicht von einer andern Pseudo-Chronik getrennt betrachtet werden: der auf dem *Pèlerinage de Charlemagne* fußenden *Descriptio*. Beide finden Eingang in die historiographische Tradition von Saint-Denis und werden in der französischen Fassung des *Turpin* und den *Grandes Chroniques de France* verschmolzen.

Die übrigen Beiträge des zweiten Halbbandes befassen sich mit Problemen der neueren Literatur und werden deshalb hier nicht besprochen.

P. Wunderli

\*

*Wiener Romanistische Arbeiten*, Band 1–5, Wien 1962–1966.

Seit 1962 erscheinen in verhältnismäßig rascher Folge die *Wiener Romanistischen Arbeiten*. Den ersten Band gab der Begründer dieser Reihe, Carl Theodor Gossen, «unter Mitwirkung» von R. Palgen (Graz) und A. Kuhn (Innsbruck) heraus. Für den zweiten und dritten Band wurde diese Mitwirkung auf A. Noyer-Weidner (damals Wien) ausgedehnt. Seit dem vierten Band zeichnet C.Th. Gossen als alleiniger Herausgeber. Es sollen hier die ersten fünf Bände dieser Reihe besprochen werden:

ARNULF STEFENELLI, *Die Volkssprache im Werk des Petron im Hinblick auf die romanischen Sprachen*, Wien 1962, 156 p.

PETER NEUHOFER, *Das Adjektiv als Stilelement bei Clément Marot*, Wien 1963, 175 p.

ANNEMARIE HEINZ, *Der Wortschatz des Jean Miélot, Übersetzer im Dienste Philipps des Guten von Burgund*, Wien 1964, 151 p.

<sup>21</sup> Walpole bedauert p. 13 das Fehlen einer zuverlässigen und allgemeingültigen Edition des *Pseudo-Turpin*. Diese ist inzwischen erschienen, cf. ADALBERT HÄMEL, *Der Pseudo-Turpin von Compostela*. Aus dem Nachlasse hg. von ANDRÉ DE MANDACH, Wiesbaden 1965.

FRITZ PETER KIRSCH, *Studien zur languedokischen und gaskognischen Literatur der Gegenwart*, Wien 1965, VIII+174 p.

FRIEDERIKE STEFENELLI-FÜRST, *Die Tempora der Vergangenheit in der Chanson de Geste*, Wien 1966, 161 p.

Der erste Band führt mitten in die Problematik des sogenannten Vulgärlateins. Der Verfasser ist zwar Romanist, hat aber auch latinistische Studien getrieben und ist von einem Latinisten (R. Hanslik) zu seiner Dissertation angeregt worden. Man kann das Vulgärlatein aus zwei Richtungen angehen, vom Latein her oder von den romanischen Sprachen her. Diese beiden Möglichkeiten bestehen auch für die Erforschung der volkstümlichen Elemente in der Sprache Petrons. Wieviel auch über diese Sprache geschrieben worden ist, so fehlt doch bis heute eine umfassende und systematische Bestimmung des Anteils der volkstümlichen Elemente an den verschiedenen sprachlich-stilistischen Ebenen des *Satiricon* aus lateinischer Sicht. A. Stefenelli legt nicht den Versuch einer solchen Bestimmung vor. Er hat primär die andere Blickrichtung gewählt und handelt über die volkstümlichen Elemente bei Petron «im Hinblick auf die romanischen Sprachen». Vielleicht wäre es sogar richtiger zu sagen «im Rückblick von den romanischen Sprachen her». Denn welche Wörter und Wendungen als Teile der lateinischen Volkssprache besprochen werden, darüber entscheiden die Reflexe in den romanischen Sprachen. Bei der Behandlung des einmal ausgewählten Materials kommt freilich sekundär auch die latinistische Perspektive zum Zuge, indem die besprochenen Wörter und Wendungen in lateinische Zusammenhänge hineingestellt werden.

Das Beispiel von *subinde* (p. 23–26) möge dies zeigen. Besprochen wird das Wort, weil es «in den romanischen Sprachen, zusammen mit anderen Adverbien, ganz an die Stelle von *saepe* 'oft'» getreten ist (p. 23). In dieser Perspektive hat sogar Stefenelli wohl in das lateinische Wort zu sehr die romanische Bedeutung 'oft' hineingelesen, die an den zitierten Petron-Stellen noch nicht vorliegt<sup>1</sup>. Für den Romanisten, der nicht im gleichen Maße auch Latinist ist wie der Verfasser, bietet dieser nun aber sehr wertvolle Angaben. Er legt eine zahlenmäßig vollständige Auswertung von *subinde*, *saepe*, *spissius*<sup>2</sup>, *frequenter* bei Petron vor, ergänzt durch präzise Hinweise auf die Verhältnisse in der *Mulomedicina Chironis* und in der *Peregrinatio*, das heißt auf «vulgärlateinische» Werke, in denen auch *crebro* und *assidue* vorkommen<sup>3</sup>. Da der Verfasser auch auf Möglichkeiten der Bezeichnung des Begriffs 'oft' durch Ableger von *minutus*<sup>4</sup> und von *fictus*<sup>5</sup> hinweist, hat der Romanist, der die Geschichte der Bezeich-

<sup>1</sup> *Subinde* heißt dort noch 'ohne Unterbruch', 'immer wieder'; cf. E. Risch, *Kratylos* 8 (1963), 212.

<sup>2</sup> It. *spesso* führt Stefenelli auf das Adverb *spisso* (statt *spisse*; schon beim Komödiendichter Afranius) zurück. In der lautlichen Entwicklung hat sich aber die Adjektivform *spissu* auch eingemischt, wie jene italienischen Mundarten zeigen, welche die Ergebnisse von *spissō* und *spissū* grundsätzlich scheiden; cf. etwa AIS K. 704 (*andava spesso*), P. 577, 654.

<sup>3</sup> Auch die Komparative *saepius*, *subindius* und ähnliche werden belegt und besprochen.

<sup>4</sup> Sp. *a menudo*, port. *a miúdo*; hinzuzufügen wäre in diesem Zusammenhang port. *a miúde* (< wahrscheinlich *minute*) und ferner die Reflexe von *minutu* 'oft' im Gallo-romanischen; cf. FEW 6/2, p. 136.

<sup>5</sup> AIS K. 704, P. 541; der AIS-Index bestätigt Stefenellis Angabe, wonach *fitto* nur

nungen für den Begriff 'oft' schreiben will, schon einige wesentliche Grundelemente beisammen<sup>6</sup>.

Das Beispiel steht für viele. In einer langen Reihe von rund 150 Artikeln werden vor allem Probleme des Wortschatzes besprochen. Dabei ist die Anordnung nicht systematisch, sondern entspricht (nach dem Vorbild des berühmten Löffstedtschen Kommentars zur *Peregrinatio*) weitgehend der zufälligen Reihenfolge, in der das untersuchte Material bei Petron auftritt<sup>7</sup>. Daß Stefenelli in Weiterführung einer Studie von M.-L. Wagner auch Redewendungen und bildlichen Ausdrucksweisen seine Aufmerksamkeit schenkt, verdient besondere Anerkennung<sup>8</sup>.

Stefenellis Arbeit richtet sich mehr an den Romanisten als an den Latinisten, und sie wirft mehr ab für die Kenntnis der romanischen Entwicklung als für die Stilanalyse des *Satiricon*. Allerdings wird gerade für eine solche Analyse der Latinist der romanistischen Perspektive auch nicht entraten können und manchen Hinweis des Romanisten Stefenelli dankbar annehmen. Es gehört zum Wesen des Vulgärlateins, daß zu seiner Erforschung beide eingangs erwähnten Blickrichtungen verbunden werden müssen. In dem Maße, in dem A. Stefenelli diese Verbindung gelingt, ist seine Dissertation ein willkommener Forschungsbeitrag.

Band 2 enthält die einzige bisher in dieser Reihe veröffentlichte Arbeit, die nicht von C. Th. Gossen als Wiener Dissertation angenommen wurde. Es handelt sich um eine von A. Noyer-Weidner angeregte, in Saarbrücken entstandene und angenommene und in Wien überarbeitete Doktorarbeit.

Neuhofers Studie beginnt mit einem Vergleich zwischen Vergils erster Ekloge und ihrer französischen Übertragung durch Marot. Nach dem Willen des Verfassers soll dieser Vergleich dazu dienen, «einen ersten Einblick in den Stil Marots» zu geben «und damit eine breitere Grundlage für die Untersuchung speziell des Adjektivs zu schaffen» (p. 13/14). Ich bin allerdings der Auffassung, daß dieses Ziel auf anderen Wegen besser und sicherer zu erreichen gewesen wäre. In dem Vergleich klingt allzu vieles an, ohne scharf geschieden zu werden: Lateinisch-französische Strukturunterschiede und ihre Überwindung<sup>9</sup>, die Wirksamkeit von französischen Dichtungstraditionen, die sich

---

an diesem Punkt die Bedeutung 'oft' hat, während es sonst in adverbialer Verwendung auch 'presto', 'subito' bedeuten kann (p. 202).

<sup>6</sup> Um diese Geschichte vollständig zu schreiben, wird man freilich über Stefenellis Angaben hinaus noch vieles ins Auge fassen müssen, so etwa lat. *densus* (> rum. *des*), lat. *semper* (> it. dial. *semprè*), die Kombinationen von Adjektiven mit *vices* und mit dem Plural von *\*volvita*, sowie noch manch anderes, das zum Teil schon auf der genannten Karte 704 des *AIS* in Erscheinung tritt.

<sup>7</sup> Es sei dankbar erwähnt, daß die besprochenen Probleme durch drei Indices gut erschlossen werden.

<sup>8</sup> Weniger befriedigend sind gewisse lautliche Hinweise, cf. E. RISCH, *op. cit.*, 212/13; B. LÖFSTEDT, *ZRPh.* 80 (1964), 128; G. REICHENKRON, *ASNS* 203 (1967), 231/32. Auch bei syntaktischen Fragen mache ich manche Vorbehalte, so etwa der Behauptung gegenüber, an einer Stelle des *Satiricon* entspreche *unus* «bereits dem romanischen unbestimmten Artikel» (p. 37).

<sup>9</sup> Man möchte fast hinzufügen: durch sprachliche und geistige Metamorphosen im Sinne von HELMUT GIPPER (*Sprachliche und geistige Metamorphosen bei Gedichtübersetzungen*, Düsseldorf 1966), denn Neuhofer spielt einmal ausdrücklich auf den «ana-

vom 16. bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen lassen und in denen Marot so stark verwurzelt ist, daß er zum Teil das lateinische Vorbild umprägt, weil er ihnen folgt, die Frage des Epochenstils des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance und schließlich das Problem von Marots Individualstil, zu dem allerdings eine Übersetzung wie die besprochene nur dann einen sicheren Zugang bieten dürfte, wenn die übrigen angedeuteten Probleme bereits geklärt sind und wenn die Übersetzung konsequent mit anderen zeitgenössischen Übertragungen des gleichen Textes verglichen wird<sup>10</sup>. Aus dem Vergleich des französischen mit dem lateinischen Text zieht Neuhofer den Schluß, die in der Virgil-Übertragung beobachteten Stilzüge konvergieren in dem «Drang nach affektischer Steigerung und pathetischer Vertiefung, der auch eine Neigung zur erzählerischen Breite bedingt». Und er fügt hinzu: «Nur eines, aber ein vorzügliches Mittel dazu ist für Marot das Adjektiv» (p. 32). Damit ist der Rahmen für die Untersuchung abgesteckt.

In der Ausführung dieses Rahmens hat der Verfasser eine glücklichere Hand als in seiner Einführung. Die Adjektivverwendung wird aus doppelter Sicht beleuchtet, vom Adjektiv her und vom Substantiv her<sup>11</sup>. Die Adjektive werden in drei Gruppen gegliedert: I. *Grand* und die Adjektive der Dimension und Intensität; II. *Beau* und die Adjektive der Ästhetik; III. *Bon* und die Adjektive der ethischen und qualitativen Wertung<sup>12</sup>. Auch im Kapitel über die Substantive und ihre Adjektive wird eine Dreiteilung vorgenommen: I. Substantive aus dem Bereich der Natur und ihre Adjektive; II. Der menschliche Körper und seine Adjektive<sup>13</sup>; III. Abstrakte Begriffe und ihre Adjektive. Das aus der Sicht der Adjektive und der Substantive dargebotene und besprochene Material ist sehr wertvoll<sup>14</sup>. Besondere Anerkennung verdient auch

---

lytischen Charakter der französischen Sprache gegenüber dem synthetischen der lateinischen» an (p. 27).

<sup>10</sup> Dazu findet sich freilich p. 22–24 ein löblicher Ansatz.

<sup>11</sup> Zur zweiten Blickrichtung eine terminologische Frage: Darf man bei der Verbindung von einem Substantiv mit einem Adjektiv von einem «adjektivierten» Substantiv sprechen?

<sup>12</sup> In der Zusammenfassung p. 142 ist allerdings von vier Gruppen die Rede, wobei die Adjektive des Gefühls nicht mehr zu den Adjektiven der Dimension und der Intensität geschlagen, sondern als selbständige Gruppe betrachtet werden; cf. auch Materialanhang III: Gefühlsadjektive und ihre Substantive.

<sup>13</sup> In diesem Abschnitt folge ich dem Verfasser in seinem Hinweis auf den altfranzösischen Gebrauch von *cors* zur Umschreibung der Personbezeichnung nicht ganz. Dieser Gebrauch, sagt er, sei «zwar schon im Altprovenzalischen und Altfranzösischen weithin üblich, jedoch mehr als ein erweitertes Personalpronomen denn als Ausdruck auch für die innere Persönlichkeit. Dieser letztere Gebrauch bietet die Voraussetzung für die subjektiv-gefühlswertige Adjektivierung von *corps*, das in älteren Texten ausschließlich unter bezug auf das Äußere qualifiziert wurde» (p. 80). Angesichts von Fällen wie «en vous a ... tant de bien Qu'avoir puet en corps crestien» (A. TOBLER, *Vermischte Beiträge* <sup>3</sup>I, p. 32, in einem Aufsatz «Umschreibung der Personbezeichnung mittels *cors*») wird man die Behauptung Neuhofer für das Altfranzösische wesentlich einschränken. Ferner hat schon TOBLER mit Recht die enge Verbindung dieser Konstruktionen mit der «Lehre vom Personalpronomen» abgelehnt (*op. cit.*, p. 36).

<sup>14</sup> Ein Materialanhang breitet es in seiner ganzen Fülle aus in folgenden Tabellen: I. Die häufigsten Adjektive in den Dichtungen Clément Marots; II. Durch *grand*

die Tatsache, daß Neuhofer stets bestrebt ist, die für Marot erlangten Ergebnisse in die französische Dichtungstradition hineinzustellen, die er mit geschickt ausgewählten Texten<sup>15</sup> veranschaulicht. Als allgemeines Ergebnis der Kapitel «Die häufigsten Adjektive und ihr Gebrauch» und «Die Substantive und ihre Adjektive» kann die Erkenntnis betrachtet werden, daß «Marots Adjektivierung von allen Seiten her, von der Betonung der Dimension, der Intensität, des Gefühls und der ethischen Wertung doch immer wieder auf Steigerung des Substantivinhalts und Pathetisierung der Aussage hin konvergiert» (p. 65<sup>16</sup>). Unter etwas anderem Gesichtswinkel wird dies auch so formuliert: «In der Hauptsache ist ... das Adjektiv bei Marot auf die Verstärkung und Hervorhebung inhaltlicher Gegebenheiten des Substantivs beschränkt. Dem entspricht auf der Ebene des Aussagegefüges eines Satzes oder eines weiträumigeren Zusammenhangs die Begrenzung des Adjektivs auf den unmittelbaren Aussagebereich des Substantivs. Marots Adjektivierung stellt noch vorwiegend ein von Fall zu Fall erfolgendes isoliertes Ausschmücken innerhalb der lokalen Sphäre des Substantivs dar, sie ist nur selten hineinverwoben in ein umfassenderes Netz von Bezügen» (p. 89).

Ansätze zum Überschreiten der Substantivgrenzen und zum Eingreifen des Adjektivs in den Kontext weist Neuhofer in Fügungen nach, welche die Forderung der Pléiade nach dem «*épithète significatif*» vorwegnehmen<sup>17</sup>, sowie in der Verwendung der Hypallage<sup>18</sup>.

Der Band schließt – abgesehen von einer Zusammenfassung der Ergebnisse und von dem bereits erwähnten Materialanhang – mit einem kurzen Kapitel über Adjektivdoppelungen und einer Reihe von Textanalysen, in denen nach der sondernden Darstellung der Probleme des Adjektivs dieses Stilmittel wieder in die Gesamtheit der dichterischen Aussage hineingestellt wird.

Die Dissertation von Neuhofer ist ein wertvoller Beitrag zur Stilgeschichte. Es ist in meinen Augen auch sehr richtig, daß der Verfasser das Adjektiv als Stilmittel vom Semantischen her angeht, in seiner Eigenbedeutung und in seiner semantischen Beziehung zum Substantiv und zum Satzganzen<sup>19</sup>. Eines freilich wird der Linguist nicht

---

adjektivierte Abstrakta; III. Gefühlsadjektive und ihre Substantive; IV. Pleonastische Adjektiv-Substantiv Verbindungen; V. Substantive und ihre Adjektive.

<sup>15</sup> Cf. die Liste p. 67.

<sup>16</sup> In die Besprechung der Adjektive, welche eine Steigerung, eine Vergrößerung ausdrücken, baut Neuhofer – als wertvolle Ergänzung und als Korrektiv – auch das Studium der Verkleinerung ein, wie sie vor allem durch das Adjektiv *petit* und durch die bei Marot häufig gebrauchten Diminutivbildungen bewerkstelligt wird (p. 45–51).

<sup>17</sup> Cf. z. B. «*En fouldroyant de tes robustes mains / Nombre infiny d'Espaignolz et Germains*», wo «robuste» nicht bloß eine präzisere Qualifizierung des Substantivs bewirkt, denn das Adjektiv ist in seiner Wirkung nicht auf den engen Lokalbereich des Substantivs beschränkt, «sondern unterstreicht noch rückwirkend den dynamischen Bedeutungsgehalt des Verbums *fouldroyer*» (p. 92). Neuhofer kann nachweisen, daß eine solche Verwendung des Adjektivs nach vorherigem sporadischem Auftreten seit Marots italienischem Exil (1535–1536) «zu den in Dichtungen gehobener Tonlage wie feierlichen Huldigungsbriefen, Selbstrechtfertigungen, Gesängen und Totenklagen gebrauchten Mitteln fest gehört» (p. 104).

<sup>18</sup> Beispiel: *l'amoureuse flamme* = die Flamme der Liebe.

<sup>19</sup> Bei Adjektivdoppelungen kommt noch das gegenseitige Verhältnis der beiden Adjektive dazu.

verstehen: daß in der ganzen Arbeit kein einziges Wort steht über die Stellung des Adjektivs gegenüber dem Substantiv, diese Stellung, die doch auch einen eminent semantischen Aspekt hat. Man ersieht auch nur aus dem Materialanhang, daß im Rahmen der Adjektivdoppelung bei Marot auch der Typ Adjektiv-Substantiv-*et*-Adjektiv vorkommt (*bas style et tendre*), ein Typ, dessen alte romanische Wurzeln außer Frage stehen<sup>20</sup> und der etwa auch im Althochdeutschen eine wichtige Rolle spielt, ein Typ, der im Französischen bis ins 16. Jahrhundert geläufig war und sich auch über diese Epoche hinaus nachweisen läßt<sup>21</sup>. In solchem Maße kann die Stilistik der Syntax nicht entraten. Neuhofer's Arbeit wäre noch wertvoller, wenn die sehr schönen Beobachtungen ergänzt würden durch Ergebnisse, die von einer soliden syntaktischen Grundlage aus gewonnen wurden.

Annemarie Heinz stellt den Wortschatz von Jean Miélot nach folgenden Grundsätzen dar: «Wir wollen gleich zu Beginn darauf aufmerksam machen, daß diese Darstellung keine Gesamtdarstellung des Wortschatzes Jean Miélots sein soll. In einer Gesamtdarstellung hätte jedes Wort, das beim Autor vorkommt, verzeichnet werden müssen. Wir sammelten im Laufe unserer Lektüre aber nur solche Wörter, bei denen uns im Sprachgebrauch Jean Miélots ein Unterschied in formaler oder semantischer Hinsicht zum heutigen Sprachgebrauch auffiel. Wir gingen bei der Auswahl der Wörter vom Standpunkt des modernen Französisch aus und nahmen nur solche in unsere Darstellung auf, die im heutigen Sprachgebrauch nicht mehr bestehen, die selten verwendet werden, die eine Bedeutungsentwicklung erfuhren und dadurch aus ihrer Sphäre verschoben oder in eine andere Sphäre gerückt wurden» (p. 44). Man muß sich im klaren sein, daß eine solche Fragestellung, die allerdings in Huguets *Mots disparus ou vieilliss depuis le XVI<sup>e</sup> siècle* ein Vorbild hat, Antworten von sehr beschränkter Gültigkeit abgibt. Der Wortschatz des Jean Miélot kommt nicht in seiner Gesamtheit in den Blick. Der Beitrag zur Erforschung des mittelfranzösischen Wortschatzes im allgemeinen ist verhältnismäßig gering, da dieser Wortschatz an Maßstäben gemessen wird, die ihm nicht kongruent sind, weil sie nicht aus ihm selbst heraus gewonnen wurden, sondern aus der späteren, neufranzösischen Entwicklung. Brauchbare Auskünfte erhält eigentlich aus einer solchen Zusammenstellung nur der, der die Geschichte einzelner Wörter schreiben will, und zwar vor allem unter semantischem Gesichtswinkel. Daneben fällt auch einiges ab für die historische Lautlehre und die Geschichte der Orthographie, aber eigentlich nur deshalb, weil die Verfasserin ihre Kriterien sehr extensiv anwendet und zum Teil auch Wörter in die Zusammenstellung aufnimmt, die sich lediglich in Lautform (*rapasser* = repasser, *revenir*) oder Orthographie (*mascle* = mâle) von den modernfranzösischen Entsprechungen unterscheiden. Mehr Material findet, wer historische Wortbildungslehre treibt, aber er wird des Materials nicht eigentlich froh, da er die sehr zahlreichen untergegangenen Ableitungen doch ständig mit den erhaltenen in Beziehung setzen müßte, um über die Wortbildung im Mittelfranzösischen gültige Aussagen machen zu können.

<sup>20</sup> Cf. etwa im Prolog des 1254 übersetzten altspanischen *Libro conplido*: «los buenos philosophos e prouados» (ed. HILTY, p. 3).

<sup>21</sup> Cf. E. GAMILLSCHEG, *Historische Französische Syntax*, Tübingen 1957, p. 35; G. et R. LE BIDOIS, *Syntaxe du français moderne*, II, Paris 1967, p. 99; A. HAASE, *Syntaxe française du XVII<sup>e</sup> siècle*, traduite et remaniée par M. OBERT, Paris 1914, p. 424/25; A. BLINKENBERG, *L'ordre des mots en français moderne*, II, København 1950, p. 132.

Die Verfasserin hat sich zu wenig überlegt, welches der Zweck ihrer Zusammenstellung von Miélots Wortschatz sein soll. So wie diese Zusammenstellung vorliegt, gibt sie vergleichsweise wenig her und ist auch ganz sicher falsch angeordnet, denn eine Anordnung nach dem Begriffssystem von Hallig-Wartburg – wie sie hier gewählt wurde – kann doch nur bei der *Gesamtdarstellung* des von einem Schriftsteller verwendeten Wortschatzes einen Sinn haben. Bei einer Auswahl wie der vorliegenden ist sie sinnlos.

Es ist bedauerlich, daß sich die Verfasserin selbst in dieser Weise um die Früchte ihrer Arbeit gebracht hat. Und dabei weiß sie, wo die interessanten Probleme in bezug auf den mittelfranzösischen Wortschatz liegen, sagt sie doch selbst: «Das Bild des Wortschatzes Jean Miélots würde sehr verzerrt werden, würden wir aus dem Fehlen verschiedener Wörter in unserer Darstellung auf ihr Fehlen im Wortschatz unseres Übersetzers schließen. Wir dürfen also nach einem Vorhandensein von *celer*, *mucher*, von *querir*, von *ouyr*, von *bailler*, *douir*, von *trespasser* und anderer synonyme Ausdrücke, von *occire*, von *cuidier* usw. nicht ein Nichtvorhandensein von *acher*, *chercher*, *entendre*, *donner*, *mourir*, *tuer*, *penser* usw. annehmen, nur weil diese Ausdrücke in unserer Darstellung nicht aufscheinen. Das Nebeneinanderstehen dieser alten und neuen Wörter, jener, die untergingen, und derer, die sich durchsetzten, ist gerade für das Mittelfranzösische so charakteristisch und verleiht der Sprache jener Zeit ein so buntes und reiches Aussehen» (p. 44). Leider hat die Verfasserin zum Verhältnis dieser «alten» und «neuen» Wörter nur einige Proben gemacht und muß sagen: «Da wir diese Probe aber nur an einem einzigen Text vornahmen, werteten wir die Resultate auch nicht weiter aus» (p. 45). Hier liegt aber ein zentrales Problem des mittelfranzösischen Wortschatzes, das wirklich hätte ausgewertet werden sollen. Es geht meist nicht einfach darum, daß ein «altes» Wort durch ein «neues» ersetzt wird. Das Mittelfranzösische hat den lexikalischen Reichtum des Altfranzösischen zum Teil gerade dadurch abgebaut, daß es eine Reihe von mehr oder weniger synonymen Ausdrücken in einem einzigen zusammengefaßt hat. Dies ist etwa der Fall bei den Verben des Gebens. Die Verfasserin erwähnt in einer Fußnote (p. 45, N 48), in den *Miracles de Nostre Dame* sei das Verhältnis zwischen *bailler*, *donner* und *douir* 18:6:4. Solche Feststellungen hätte man systematisch aufs ganze Werk Jean Miélots ausgeweitet sehen wollen. Mit dem Abschnitt über die Latinismen zusammen<sup>22</sup> hätten sie der Arbeit wirklichen Aussagewert über den Wortschatz des 15. Jahrhunderts gegeben<sup>23</sup>.

<sup>22</sup> Dieser Abschnitt, der auch schöne Beobachtungen über die Übersetzungstechnik enthält (Synonymendoppelung u. a.), zwingt übrigens dazu, die weitverbreitete Meinung neu zu überprüfen, wonach in mittelfranzösischer Zeit ein Übermaß an Latinismen in den französischen Wortschatz aufgenommen worden sei. Nach den Angaben der Verfasserin in bezug auf zwei Werke von Jean Miélot (*Miroir* und *Advis*) sind 43% der verwendeten Latinismen seit dem 12. Jahrhundert bezeugt, 22% treten im 13. Jahrhundert zum erstenmal auf, 25% im 14. Jahrhundert, und nur 10% sind im 15. Jahrhundert dem französischen Wortschatz einverleibt worden.

<sup>23</sup> [In den Jahren 1966/67 habe ich an der Universität Wien weitere die alt- und mittelfranzösische Lexikologie und Syntax betreffende Dissertationen approbiert. Da es in Österreich keinen Druckzwang für Dissertationen gibt, liegen diese Untersuchungen nur in Maschinenschrift vor. Obwohl die meisten der nachgenannten Arbeiten qualitativ wesentlich über derjenigen von A. HEINZ stehen, sehe ich als bisheriger Herausgeber der *Wiener Romanistischen Arbeiten* leider keine Möglichkeit, sie zu publi-

Die Studie von Fritz Peter Kirsch ist ausgesprochen originell. Der Verfasser hat sich in ganz erstaunlicher Weise mit der okzitanischen Sprache und Literatur vertraut gemacht. Seine Arbeit zeugt auch von tief empfundener, aber keineswegs blinder Liebe für Südfrankreich. Kirsch legt eine sorgfältige Darstellung und Analyse der languedokischen und der gaskognischen Literatur des 20. Jahrhunderts vor. Dabei geht es ihm nicht um die Erstellung eines vollständigen Inventars der Literatur im languedokischen und gaskognischen Dialekt, sondern er sucht «das Wesen dieser Literatur an Hand detaillierter Untersuchungen über einzelne Werke und Persönlichkeiten näher zu definieren sowie künstlerische Bedeutung und allgemeingültige Aussage dieser Werke selbst darzulegen» (p. 1).

Die Arbeit stellt in meinen Augen eine der gültigsten Analysen der sprachlichen und literarischen Situation in zwei wichtigen Teilen des Midi dar. Dieses Ziel hat der Verfasser dank der glücklichen Verbindung von Nähe und Distanz erreicht.

Einerseits hat er sich tief eingelassen mit dem Midi, beherrscht offenbar seine Sprache ausgezeichnet<sup>24</sup>, hat mit fast allen der behandelten Autoren in persönlichem Kontakt gestanden und von ihnen zum Teil sogar in noch nicht veröffentlichte Werke Einsicht erhalten, hat in einer Umfrage unter Studenten der Universitäten von Montpellier und von Toulouse sowie der Ecole Normale von Nîmes von 125 jungen Südfranzosen Angaben über ihr Verhältnis zu okzitanischer Sprache und Literatur erhalten und diese Erhebungen sorgfältig ausgewertet<sup>25</sup>.

Andererseits hat aber Kirsch auch genügend Distanz, um nicht sentimentaler Schwärmerei für das Okzitanische zu verfallen. Er deckt auch die Schwächen der von

---

zieren. Die Verfasser beschränkten sich, mit Ausnahme von E. KAISER, auf bestimmte, durch die Eigenart der analysierten Texte gegebene Begriffsfelder, was zum Teil bereits in der Formulierung der Titel zum Ausdruck kommt.

a) ELGRID KAISER, *Der Wortschatz des Marco Polo*. – BRUNO STACHEL, *Der Wortschatz der «Chronique rimée des Troubles de Flandre en 1379/80»*. – HEIDI DUMREICHER, *Veraltete und untergegangene Wörter im Wortschatz des Jehan de Wavrin*. – DAGMAR HINKER, *Studien zum Wortschatz der gotischen Architektur in Nordfrankreich*.

b) Komparatistische Arbeiten: DIETER MESSNER, *Pierre Bersuire, Übersetzer des Titus Livius. Eine Wortschatzuntersuchung zum ersten Buch der ersten Dekade* (Begriffsfelder: Militärwesen, Religion, Rechts- und Staatswesen). – ELISABETH GMEINER, *Der syntaktische Latinismus in Robert Gaguins Caesarübersetzung*. – IRMTRAUD AMSLER, *Zum Wortschatz der «Melusine» des Jean d'Arras und deren mittlenglischer Übersetzung* (Begriffsfeld: Militärwesen). – ELISABETH ETTEAUER, *Die spanische Fassung des «Tresor» Brunello Latinis. Eine vergleichende Untersuchung zum Begriffsfeld des Staates*. – C. Th. G.]

<sup>24</sup> Die zitierten okzitanischen Texte werden für den deutschen Leser stets übersetzt, in einer Form, die meist sehr treffend ist. Nur selten hätte ich anders übersetzt, z. B. p. 55, N 78, wo Kirsch «Quau siätz, Nelli? M'escapatz e nos escapatz» mit «Wer sind Sie, Nelli? Keiner von uns allen hält mit Ihnen Schritt» wiedergibt.

<sup>25</sup> Für den Sprachforscher ein interessantes Detail: Entgegen der allgemeinen Annahme, die Frauen seien sprachlich konservativer, kann Kirsch nachweisen, daß «Frauen und Mädchen ... sich der Mundart auf weit radikalere Weise entledigen als die Männer» (p. 166, N 234). Kirsch erklärt dies damit, daß der «Patois» heute «nicht so sehr als 'primitiv' oder vulgär, sondern in erster Linie als 'altmodisch' betrachtet werde und gerade das weibliche Geschlecht nicht als altmodisch gelten wolle.



ihm untersuchten Literatur auf, er wägt *sine ira et studio* die Zukunftsaussichten des Okzitanischen und seines Schrifttums ab, er mißt die languedokische und die gaskonische Literatur an europäischen Maßstäben, indem er sie mit vergleichbaren Erzeugnissen vor allem aus dem Bereich der französischen Literatur in Beziehung setzt. Aus solchen Vergleichen gewinnt er nicht nur einen Wertmaßstab, sondern auch einen Schlüssel für das Besondere und Unverwechselbare, für das Ureigenste der okzitanischen Dichtung<sup>26</sup>.

So ist diese Studie ein äußerst wertvoller Beitrag zum tieferen Verständnis der okzitanischen Literatur. Und weil Kirsch diese Literatur stets aus ihren sprachlichen Voraussetzungen heraus zu verstehen sucht, leistet er einen ebenso wertvollen Beitrag zur Analyse der sprachlichen Verhältnisse in Südfrankreich, wo unter unseren Augen eine einst selbständige romanische Sprache im Sterben liegt und nur durch ganz große Anstrengungen von seiten der Okzitaner selbst am Leben erhalten, ja zu neuem Leben erweckt werden könnte.

Mit Freude bespreche ich schließlich den fünften Band der *Wiener Romanistischen Arbeiten*. Es handelt sich dabei um eine sehr wertvolle Studie zum altfranzösischen Tempusgebrauch. Die Verfasserin hat sich sorgfältig in die wissenschaftliche Literatur eingearbeitet und macht durch ihre Zusammenfassung auch die unveröffentlichte Münchner Dissertation von G. Lechner *Zur 'Zeit' und zur stilistischen und topologischen Funktion der 'Tempora' in der früheren altfranzösischen Heldenepik* wenigstens in den Grundgedanken zugänglich<sup>27</sup>. Der guten Kenntnis der Sekundärliteratur entspricht die sorgfältige Heranziehung von Originalmaterial aus rund einem Dutzend *Chansons de geste*. Die Verfasserin bewegt sich in einer gesunden Mitte zwischen den extremen Auffassungen, wonach einerseits in der altfranzösischen Epik völlige Tempusverwirrung herrschen würde, andererseits jeder Tempuswechsel subtilsten stilistischen Gesetzmäßigkeiten gehorchte. Durch die sorgfältige Detailanalyse sehr vieler Stellen gibt die Verfasserin nicht nur zahlreiche richtige Einzeldeutungen, die stilistisch relevant sind, sie schafft auch neue Voraussetzungen für eine adäquatere syntaktische Erfassung des altfranzösischen Tempussystems. In fraulicher Zurückhaltung und Bescheidenheit zieht sie freilich diese Linien nicht weiter aus. Ich möchte dies hier andeutungsweise tun<sup>28</sup>. Zur Zeit, da sich der Stil der *Chansons de geste* herausbildete, drückte das *passé composé* noch keine Zeitstufe, sondern lediglich einen Aktionsstand aus, nämlich die Abgeschlossenheit in der Gegenwart. Das *passé composé* war also eine Gegenwartszeit. Dies spricht die Verfasserin allerdings nirgends

<sup>26</sup> Bei dieser Wesensbestimmung würde ich allerdings die Beziehung zwischen Geographie, Siedlungsform und Weltanschauung viel eindeutiger, als es der Verfasser tut, nicht als kausal, sondern als dialektisch fassen.

<sup>27</sup> Natürlich kann bei Tempusfragen keine vollständige Beherrschung aller vorhandenen Stellungnahmen erwartet werden. Die sehr umfangreiche Bibliographie der Verfasserin ist intelligent und treffend. Nur von einem neueren Werk glaube ich, daß es zu Unrecht nicht berücksichtigt wird: K. HEGER, *Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem*, Beiheft 104 zur *ZRPh.*, Tübingen 1963.

<sup>28</sup> Dabei führe ich Gedanken weiter aus, die ich in Band 24 dieser Zeitschrift (p. 267–301) dargelegt habe. Für die theoretischen Grundlagen meiner Bemerkungen zum altfranzösischen Tempussystem sei ein für allemal auf jene Studie verwiesen.

aus<sup>29</sup>, aber es wird durch viele ihrer Beobachtungen bestätigt, so zum Beispiel durch die Feststellung, daß das *passé composé* in der direkten Rede eine starke perfektive Nuance habe (p. 37–55 und 158/59), was in meiner Terminologie heißt, daß es den Aktionsstand der Abgeschlossenheit ausdrückt. Im Autorenbericht steht es in engster Beziehung mit dem historischen Präsens (besonders p. 82/83), ein erneuter Beweis dafür, daß es sich um ein präsentisches Tempus handelt. Interessant ist auch die Feststellung, daß vor allem im Rolandslied die Laissen häufig durch das *passé composé* eingeleitet werden. Dank seinem Aktionsstand schafft es eine Ausgangssituation für die Laise<sup>30</sup>. Das *passé composé* hat in dem in den *Chansons de geste* verwirklichten Sprachsystem keineswegs die gleiche Funktion wie im Modernfranzösischen<sup>31</sup>. Entsprechendes gilt, wenn auch in geringerem Maße, vom *passé simple*. Heute drückt dieses Tempus eine vergangene Handlung aus, die sich im Zeiterleben von der Gegenwart entfernt, um in der Vergangenheit zu versinken. Die Bewegung dieses Versinkens beginnt in einer gewissen Entfernung vom Jetzt. Das Bewußtsein dieser Distanz ist heute konstitutiv für das *passé simple*, gerade im Gegensatz zum neufranzösischen *passé composé*. Im Altfranzösischen gehörte dieses Distanzbewußtsein nicht zum *passé simple*. Das altfranzösische *passé simple* entspricht daher – isoliert betrachtet – viel eher dem heutigen *passé composé* als dem heutigen *passé simple*. Im Systemzusammenhang ist allerdings ein wesentlicher Unterschied vorhanden, der darin liegt, daß heute dem *passé composé* eben ein *passé simple* zur Seite steht<sup>32</sup>. Von dieser Funktion her ist auch das sogenannte *passé simple atypique* zu betrachten, das – ich hätte dies noch viel deutlicher gesagt als die Verfasserin – mit germanischem Superstrat überhaupt nichts zu tun hat und gar nicht so atypisch erscheint, wenn man in seiner Beurteilung nicht nur vom modernfranzösischen *passé simple* ausgeht<sup>33</sup>.

Hatten *passé composé* und *passé simple* im Altfranzösischen andere Funktionen als im Neufanzösischen, so dürfte sich das *imparfait* in seiner Funktion kaum gewandelt haben. Auch dafür liefert die vorliegende Arbeit gutes Anschauungsmaterial.

<sup>29</sup> Etwas zu stark in der neufranzösischen Perspektive befangen, faßt sie vielmehr das *passé composé* als Ausdruck einer an die Gegenwart heranreichenden Vergangenheit auf, während das *passé simple* eine weiter zurückliegende Vergangenheit ausdrücken würde. Die eigenen Textanalysen der Verfasserin legen in meinen Augen eine andere Deutung nahe.

<sup>30</sup> Cf. die sehr richtige Feststellung in bezug auf eine im *passé composé* stehende Stelle des Wilhelmlieds: «Hier werden im Grunde keine vergangenen Taten berichtet, sondern die aktuelle Situation wird geschildert» (p. 42).

<sup>31</sup> Wie schon angedeutet, trenne ich mich in der Beurteilung der altfranzösischen im Vergleich zu den neufranzösischen Verhältnissen von der Verfasserin, die etwa p. 68 sagt: «Grundlegend verschieden von der modernen Sprache ist nicht die Funktion der Tempora, sondern die Technik der Erzählung.»

<sup>32</sup> Am ehesten ist das altfranzösische *passé simple* mit dem portugiesischen *pretérito* zu vergleichen oder mit dem Präteritum der süditalienischen Mundarten.

<sup>33</sup> Damit ist freilich nur ein Element zum besseren Verständnis des *passé simple atypique* erwähnt. Ein weiteres ist in der Aktionsart des Perfekts von *esse* zu suchen, das im Altfranzösischen mit dem Perfekt von *habere* zusammen 80–85 % aller *passés simples atypiques* ausmacht, cf. dazu N 60 meiner Studie *Westfränkische Superstrat-einflüsse auf die galloromanische Syntax*, welche in der Festschrift zum 80. Geburtstag von Walther von Wartburg erscheinen wird.

So zeichnen sich die Umriss des altfranzösischen Tempussystems im Bereich der Vergangenheit in groben Zügen ab. Auf dem Hintergrund dieses Systems ist dann auch die stilistische Verwendung der einzelnen Tempora zu verstehen. Darüber steht in der Arbeit viel Lesenswertes. Sicher ist, daß das wesentlichste Stilisticum der altfranzösischen Epik das ständige Hin- und Herspringen zwischen den Tempora der Gegenwart (historisches Präsens und *passé composé*) und den Tempora der Vergangenheit (vor allem *passé simple*) darstellt, das heißt der ständige Wechsel in der zeitlichen Verankerung der Origo des Tempussystems. Daß damit nicht nur eine subtile Nuancierung der dramatischen Intensität angestrebt wurde, sondern daß «rein formales Variationsstreben» und auch mehr «mechanische Gesichtspunkte, wie der Assonanzzwang, die Silbenzählung und die Formelhaftigkeit» (p. 118), maßgeblich an der Herausbildung des Phänomens beteiligt waren, gestehen wir gerne zu. Dies schließt aber nicht aus, daß es hier letztlich um eine Frage der Erzählperspektive geht, so gut wie bei der altfranzösischen Vorliebe für das *passé simple* gegenüber dem *imparfait*.

G. H.

\*

FRITZ SCHALK, *Exempla romanischer Wortgeschichte*, Frankfurt am Main 1966, xi + 366 p.

Die Sprachwissenschaft von heute glaubt nicht mehr mit Karl Vossler daran, daß sich die Kultur- und Geistesgeschichte ganz direkt in der Sprachgeschichte spiegle. Vielleicht schoß freilich die durchaus berechtigte Reaktion gegen die «idealistische Neuphilologie» ein wenig übers Ziel hinaus, so daß jetzt manchen Sprachforschern jeder Versuch, eine Beziehung zwischen Geistesgeschichte und Sprachgeschichte herzustellen, verdächtig scheint. In meinen Augen ist zwar bei Vossler und seiner Schule diese Beziehung falsch gefaßt worden, nämlich in Form eines einseitigen Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem die Sprachgeschichte zum Spiegel der Kultur wurde. Wenn aber das Verhältnis richtiger, das heißt nicht einseitig, sondern wechselseitig, nicht kausal, sondern dialektisch gesehen wird, so braucht den Versuchen zu seiner Bestimmung nicht das Odium einer fragwürdigen «idealistischen Neuphilologie» anzuhafte; im Gegenteil, sie sind nach meiner Überzeugung vielversprechend und für die Geistesgeschichte und die Sprachgeschichte in gleicher Weise fruchtbar. Doch von solchen Fragen soll hier nicht ganz allgemein die Rede sein. Die Ankündigung des Buches von Fritz Schalk gibt aber Anlaß zu dem Hinweis, daß es dem Verfasser zu zeigen gelingt, wie eng Wortgeschichte und Geistesgeschichte zusammengehören und in welchem hohem Maße sie sich gegenseitig erhellen. In diesem besonderen Ausschnitt aus der Sprachgeschichte kann kein Zweifel an dem angedeuteten Zusammenhang bestehen.

Freilich ist in diesem Bereich der Zusammenhang auch am wenigsten problematisch. Dazu kommt, daß der Kölner Romanist nicht von der Geschichte irgendwelcher Wörter spricht. Die Auswahl ist bezeichnend. Es geht um die Geschichte des Wortes *Aphorismus*, um das Adjektiv *bizarr*, um *fanatique* und *fanatisme*, um *phreneticus* und *phrenesia*, um *positif* als Modewort, um *otium* im Romanischen, um das *goldene Zeitalter* als Epoche und um die Geschichte von *sapientia*, *sufficiencia*, *mediocritas*, *huma-*

*nititas* und *somnium*<sup>1</sup>. Das sind weitgehend Wörter, die nicht der Spontansprache, der täglichen Umgangssprache, der romanischen Völker angehören oder doch wenigstens in früheren Epochen ihr nicht angehört haben. Ihre Geschichte spielt sich vorwiegend auf einer kultursprachlichen Ebene ab, und daß hier die Beziehungen der Wortgeschichte zur Kultur- und Geistesgeschichte besonders schön, besonders überzeugend und auch besonders leicht aufgezeigt werden können, liegt auf der Hand.

Der weitgehend kultursprachliche Charakter der besprochenen Wörter bringt es auch mit sich, daß ihre Herkunft kaum zur Diskussion steht. In den meisten Fällen liegt sie problemlos auf der Hand, und wo dies nicht der Fall ist, wie etwa bei *bizarr*, braucht dies den Verfasser nicht zu behelligen, denn die von ihm untersuchte Geschichte beginnt in dem Augenblick, da die Wörter in Texten auftreten, seien es nun lateinische oder erst romanische Texte<sup>2</sup>. Auch die Entwicklung der lautlichen Form der Wörter interessiert Schalk nicht oder nur dort, wo sich aus ihr Folgen für die Bedeutung ergeben, wie etwa bei spanisch *sueño*, in dem lateinisch *somnus* und *somnium* auf Grund einer regelmäßigen Lautentwicklung zusammengefallen sind und das nun 'Schlaf' und 'Traum' zugleich bedeutet.

Wortgeschichte, wie sie Schalk betreibt, ist Bedeutungsgeschichte. Dabei führt uns der Verfasser eindrucklich vor Augen, wie man wirkliche romanische Bedeutungsgeschichte treiben kann. Da vermögen die Wörterbücher nur erste Hinweise zu geben. Das Wesentliche liegt im Zusammentragen und Deuten von Texten. Hierin kann man Schalk nur bewundern. Seine enzyklopädische Belesenheit versetzt einen immer wieder in Staunen. Ob er nun über die Verwendung von *umanità* im italienischen Humanismus, über das im Frankreich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Modewort werdende *positif* oder über spanisch *siglo de oro* spricht, überall schöpft er aus der Fülle eigener Lektüre. Italienisches, französisches und spanisches Schrifttum überblickt er gleichermaßen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Außer den Studien über *humanitas* und *sapientia* waren die verschiedenen Aufsätze schon früher erschienen, in den Jahren 1947–1963. Sie sind für den Neudruck wesentlich erweitert und verändert worden.

<sup>2</sup> Bei dem im Kapitel über *somnium* besprochenen französischen *rêve* erliegt Schalk allerdings der Versuchung, die etymologischen Probleme ein wenig mit einzubeziehen. Es wäre konsequenter gewesen, darauf zu verzichten. Schalks Schlüsse sind auch nicht überzeugend. Ich glaube nicht, daß man noch schwanken kann, ob man dem Ansatz von Jud oder demjenigen von Lorient «den Vorzug geben soll» (p. 302). Auf jeden Fall wäre auch auf den Artikel *recitare* des FEW zu verweisen, wo Lorient's Theorie mit guten Gründen abgelehnt wird.

<sup>3</sup> Was ich ergänzend hinzutragen könnte, ist sehr wenig und vermag an den Grundlinien von Schalks Darstellung nichts zu ändern. Nur zwei Beispiele: Sp. *frenesia* ist rund anderthalb Jahrhunderte älter, als Schalk p. 93 angibt. Es wird schon in der 1254 erstellten spanischen Übersetzung des *Libro conplido* verwendet (ed. HILTY, p. 224 a; auch die judenportugiesische Übertragung [cf. *VRom.* 16, 297–325; 17, 129–157 und 220–259] verwendet an der betreffenden Stelle [fol. 53r] *frenesia*), aber eben – was ganz in Schalks Darstellung hineinpaßt – in der rein medizinischen Bedeutung. – Wie sehr Schalk das Richtige trifft mit seiner – sich von A. Lefranc und K. Vossler unterscheidenden – Auffassung, Calvin habe nicht in den späteren Ausgaben seiner *Institution* konsequent *sapience* durch *sagesse* ersetzt (cf. K. VOSSLER, *Frankreichs Kultur und Sprache*, Heidelberg <sup>2</sup>1929, p. 209), zeigt ein Blick in die Basler Dissertation

Freilich wird man sich fragen, ob denn überhaupt eine romanische Bedeutungsgeschichte in der von Schalk gewählten Form möglich sei. Da sie von französischen, italienischen und spanischen Texten ausgeht, hat sie es immer mit bereits unterschiedenen und selbständig ausgebildeten Sprachsystemen zu tun und hebt sich deutlich von einer romanischen Bedeutungsgeschichte ab, welche die Zeit der Herausbildung der romanischen Sprachen aus dem Latein im Auge hat und zum Beispiel «Le latin 'palea' et ses rapports sémantiques avec ses descendants romans» untersucht, wie dies der Neuenburger Latinist A. Labhardt in der Festschrift für Jakob Jud getan hat<sup>4</sup>. Schalk treibt eine andere Bedeutungsgeschichte. Die lateinische Grundlage, die bei den meisten von ihm untersuchten Wörtern vorhanden ist, spielt nicht einfach die Rolle des Ausgangspunktes für eine kontinuierliche Entwicklung, in der Wörter von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Solange das Latein noch bis zu einem gewissen Grade Kultursprache des Abendlandes war, waren im Geiste der Gebildeten die lateinischen Wörter stets gegenwärtig und konnten jederzeit die aus ihnen hervorgegangenen Ausdrücke der romanischen Kultursprachen beeinflussen. Dies gilt für alle romanischen Sprachen, und schon in diesem Sinne ist die Möglichkeit einer romanischen Bedeutungsgeschichte auch nach der Trennung der romanischen Sprachen gegeben. Aber mehr noch: Da wir uns auf einer kultursprachlichen Ebene befinden, ist auch die gegenseitige Beeinflussung zwischen den romanischen Sprachen jederzeit möglich, ganz besonders von der Renaissance an. Solchen Beeinflussungen geht Schalk in meisterhafter Weise nach. Mit sicherem Blick erkennt er, in welcher Sprache sich jeweils die entscheidenden semantischen Veränderungen und Neuorientierungen abspielen, die dann ihre Auswirkungen auf die anderen Sprachen haben können. Daß solche Auswirkungen nicht unbedingt an den Grenzen der romanischen Sprachräume haltmachen und auch aufs Deutsche und aufs Englische übergreifen können, wird gelegentlich auch gezeigt.

Über ihre weitgehende Zugehörigkeit zur kultursprachlichen Sphäre hinaus weisen die verschiedenen besprochenen Wörter noch einen weiteren gemeinsamen Wesenszug auf. Sie sind in ihrer Bedeutung schillernd: *otium* meint schon im Lateinischen 'Muße' und 'Müßiggang', *mediocritas* '(goldene) Mitte' und 'Mittelmäßigkeit', und die Bedeutungen von *humanitas* sind so vielfältig, daß man sie kaum auf einen einfachen Nenner bringen kann<sup>5</sup>. Schalk sucht nun immer wieder deutlich zu machen, welche der vor-

---

von R. WALCH, *Untersuchungen über die lexikalischen und morphologischen Varianten in den vier französischen Ausgaben der «Institution de la Religion Chrestienne» von Jean Calvin* (Dornbirn 1960), wo *sapience* und *sagesse* als Stichwörter fehlen. An anderer Stelle liefert diese Dissertation eine willkommene Ergänzung. Sie belegt die Ersetzung von *mediocre* durch *moyen* (zu Schalk p. 226). Übrigens noch eine Kleinigkeit: Auf p. 176 müßten als Erscheinungsdaten der ersten und der letzten französischen Ausgabe der *Institution* 1541 und 1560 stehen (statt 1539 und 1561). – Schließlich noch diese zwei kritischen Bemerkungen: Eine bessere Drucküberwachung hätte manche Druckfehler, die vor allem in fremdsprachigen Zitaten stehengeblieben sind, vermeiden lassen. Und: Die Zitierweise des Autors erschwert die Lektüre des sonst so leicht lesbaren Buches. Allzu viele Zitate stehen einfach im fortlaufenden Text ohne jede Kennzeichnung durch anderen Druck oder durch Anführungszeichen.

<sup>4</sup> *Sache Ort und Wort* (RH 20), Genève-Zürich/Erlenbach 1943, p. 222–229.

<sup>5</sup> Für die lateinischen Bedeutungsnuancen cf. vor allem die Skizze über *Humanitas*, in welcher F. ARNALDI die Materialien auswertet, die ein verstorbener italienischer

handenen Bedeutungsnuancen eines Wortes in einer bestimmten Epoche, in einer bestimmten geistigen Welt vorherrschen und welche neuen Nuancen allenfalls zu den ererbten hinzukommen. Das ist – zusammen mit den Angaben, in welchen Epochen die untersuchten Ausdrücke überhaupt vorkommen und mit welchem Stellenwert – geistesgeschichtlich von hohem Interesse. Freilich sieht man sich gedrängt, hier noch einen Schritt weiter zu gehen und zu fragen: Handelt es sich bei diesen Nuancen um die verschiedene Entfaltung des gleichen Bedeutungskerns, oder wandelt sich auch dieser Kern? Harald Weinrich faßt den Gegensatz zwischen den virtuellen Aussagemöglichkeiten eines Wortes und seiner effektiven Aussage in einem gesprochenen oder geschriebenen Text mit den Ausdrücken «Bedeutung» und «Meinung»<sup>6</sup>. In dieser Terminologie würde die Frage lauten: Ist in den von Schalk untersuchten Fällen nur die Auswahl und Ausprägung der Meinungen dem geschichtlichen Wandel unterworfen, oder wandelt sich die Bedeutung auch? Dies müßte die letzte Frage der Bedeutungsgeschichte sein. Schalk stellt sie nicht. Für ihre Beantwortung hat er aber durch seine meisterhaften Exempla wesentliche Grundlagen geschaffen<sup>7</sup>, und vielleicht kommt er selbst auf diese Fragen zu sprechen, wenn er, wie er es für «spätere Untersuchungen» in Aussicht stellt, die «methodologische Begründung» seiner Betrachtungsweise einmal vorlegt. Wir wollen deshalb nicht vorgreifen.

Einen anderen grundsätzlichen Punkt, der ebenfalls im kurzen Vorwort anklingt und den der Verfasser vielleicht auch einmal ausführlicher klären wird, möchten wir aber doch kurz aufgreifen und damit den Kreis dieser Betrachtungen schließen. Ausgehend von der Feststellung, daß die Geschichte der Wörter nicht mit der Geschichte des Geistes zusammenfallen müsse, sagt Schalk: «Die Idee der Humanitas war ins Bewußtsein gehoben, ehe das Wort geprägt worden war. Civilisation ist eine späte Bildung, aber was damit gemeint war, konnte man längst umschreibend (*l'esprit et les mœurs* u. a.) ausdrücken» (p. VIII). Daß die Geschichte der Wörter nicht ein getreuer Spiegel der Geschichte des Geistes ist, wurde oben bereits gesagt. Selbst die Sprachgeschichte als Ganzes, die ja viel umfassender ist als die Wortgeschichte, darf – wie angedeutet – eine solche Funktion nicht in Anspruch nehmen. Aber daraus ist nicht der Schluß zu ziehen, in der Wirklichkeit einer Kultur könne ein «Ding» auch dann

---

Student für eine Dissertation über die Bedeutungsgeschichte von *humanitas* gesammelt hatte (*Romana* 5 [1941], 169–188). Warum zitiert Schalk diese Studie nicht? Sie vermag seine unten noch zu besprechende Auffassung nicht zu stützen, die Idee der Humanitas sei ins Bewußtsein gehoben gewesen, ehe das Wort geprägt worden war.

<sup>6</sup> *Linguistik der Lüge. Kann Sprache die Gedanken verbergen?* Heidelberg 1966, p. 15–25.

<sup>7</sup> Die von Schalk gebotene Geschichte der Meinungen ist auch deshalb von besonderem Wert, weil der Verfasser die untersuchten Ausdrücke immer wieder mit Wörtern verwandter Bedeutung vergleicht, z. B. it. *bizzarria* bei Tassoni, Gozzi, Goldoni mit *genio*, *umore*, *capriccio*, *stravaganza*, *finezza*, *stranezza* (p. 34). Durch solche Zusammenstellungen, die zum Teil auch feine Bande zwischen den verschiedenen Wortstudien knüpfen, werden die Meinungen sehr präzise bestimmt. Gelegentlich nehmen allerdings einzelne Elemente aus diesem Vergleichsmaterial ein Eigenleben an, das ihnen, streng genommen, bei Schalks Methode nicht zukäme, z. B. *loisir* in der Studie über *otium* und *rêve* in der Studie über *somnium*. Hier verläßt der Autor seine semasiologische Methode und treibt ein wenig Onomasiologie. Allerdings: Wer möchte die sehr schöne Bedeutungsgeschichte von *rêve*, *rêverie* missen?

vorhanden sein, wenn die betreffende Sprache kein Wort dafür besitze. Martin Heidegger hat den Satz geprägt: «Das Wort be-dingt das Ding zum Ding.»<sup>8</sup> Und er meint damit, daß das Wort dem Ding erst das Sein verschaffe. Ich glaube nicht, daß die Sprachwissenschaft Grund hat, hier dem Philosophen zu widersprechen. Freilich wird der Sprachforscher bei vielen Gedankengängen, die in Heideggers Buch *Unterwegs zur Sprache* niedergelegt sind, jene Scheidung hinzudenken, die wohl die fruchtbarste und wesentlichste Errungenschaft der Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts ist, die Scheidung zwischen *langue* und *parole*, zwischen dem virtuellen sprachlichen Zeichensystem und seiner aktuellen Anwendung in der Rede, die Scheidung zwischen *δύναμις* und *ἐνέργεια*, um diese Begriffe der aristotelischen Metaphysik auf die Sprachwissenschaft anzuwenden. Im semantischen Bereich ist auf der Ebene der *langue* – und von ihr aus muß die Beziehung zwischen Wort und Ding gesehen werden – unter «Wort» das zu verstehen, was ein sprachliches Zeichen potentiell ausdrücken kann, die «Bedeutung» in Weinrichs Terminologie. In solcher Sicht wird man aber sagen können, daß die Gesamtheit der Bedeutungen der Summe der Dinge gleichkommt. Das Unsagbare, das nirgends im Gesamtbereich der Bedeutungen einen Platz findet, ist gerade nicht ins Bewußtsein gehoben, gehört – um nochmals Heidegger auf die Sprachwissenschaft anzuwenden – nicht zur «Welt», sondern zur «Erde». Die Idee der Humanitas konnte nicht bewußt sein, ohne daß ein sprachlicher Ausdruck dafür verwendbar war. Ob er eingliedrig war oder aus verschiedenen Bedeutungsträgern zusammengesetzt (wie *l'esprit et les mœurs* als «Umschreibung» von *civilisation*), ist eine weitere für die Sprachwissenschaft und auch für die Geistesgeschichte nicht unwesentliche Frage. Doch diese Frage kann nicht mehr durch das Studium von Exempla der Wortgeschichte beantwortet werden.

G. H.

\*

UDO L. FIGGE, *Die romanische Anlautsonorisation*, Bonn 1966, 481 p.

Eine weitgreifende und durchaus originelle Gesamtdarstellung! Teil A (p. 33–184) gibt eine phonetisch gegliederte Darstellung der Beispiele einer «Anlautsonorisation bei romanischen Nachfolgern gut lateinischer Wörter». Die einzelnen Abschnitte verzeichnen neben eventuellen lateinischen Belegen mit sonorisiertem Anlaut sowohl die stimmlosen als auch die stimmhaften Fortsetzer in romanischen Sprachen und Mundarten sowie fallweise bisherige Erklärungen der Sonorisierung. Teil B (p. 185–462) bringt die Untersuchung des in der Regel sorgfältig dokumentierten Materials<sup>1</sup> beziehungsweise einen vorwiegend phonologisch ausgerichteten ganzheitlichen Erklärungsversuch der romanischen Anlautsonorisation. Nach phonetisch-phonologischen Vorbemerkungen zu den Merkmalen der (lateinischen) Verschluß- und Engelaute

<sup>8</sup> M. HEIDEGGER, *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1960, p. 232; cf. auch *VRom.* 24 (1965), 16.

<sup>1</sup> Nicht beigezogen wurden die Regionalatlanten. – Ein Versehen bildet die Lokalisierung von Guernes de Pont-Sainte-Maxence im Département Somme. – P. 164: Rum. *chiar* heißt in erster Linie nicht 'nur', sondern 'selbst', 'sogar'. – Statt Afr. (1411) lies «Mfr.».

(p. 185–189) bespricht der Verfasser zunächst, als von der romanischen Anlautsonorisation abzusondernde Erscheinungen: rein graphische altlateinische Belege für *g-* statt *c-* (p. 189–191), die Sonorisation griechischer Verschußlaute in lateinischen und romanischen Gräzismen (p. 191–279)<sup>2</sup>, die durch Aphärese sekundär in den Anlaut getretenen sonorisierten Verschußlaute (p. 279–281), Anlautsonorisation unter baskischem Einfluß (p. 282–288), Anlautsonorisation unter arabischem Einfluß (p. 288–295) sowie Substitution stimmlosen Anlauts durch stimmhaften bei Entlehnungen (p. 295–303).

Der eigentliche Hauptteil der Dissertation Figges ist nun, nach Ausschluß dieser «Sonderfälle», einer Erklärung der romanischen Anlautsonorisation bei echt lateinischen Wörtern gewidmet. Die für die bisherige Beurteilung vor allem durch Meyer-Lübke kennzeichnenden isolierten Einzelerklärungen mittels «junggrammatischer» Prinzipien (Assimilation, Dissimilation, Metathese der Stimmbeteiligung, Kontamination) können dem Phänomen der Anlautsonorisation nicht gerecht werden (p. 31), sind «kaum stichhaltig zu erweisen oder abzulehnen» (p. 307) und führen «nur in wenigen Fällen zu überzeugenden Ergebnissen» (p. 465). Als «ergiebigere» ganzheitliche Lösung versucht Figge nun, die Gesamtheit der romanischen Anlautsonorisation als «Folgen einer satzphonetisch wirksamen intervokalischen Sonorisation» zu erklären<sup>3</sup>. Die prinzipielle Möglichkeit dieser Erklärung wird zunächst am Sardischen illustriert, welches einen «Modellfall» für satzphonetische Verschußlautvariationen<sup>4</sup> und verallgemeinerte falsche Analysen von satzphonetischen Gruppen bietet (p. 314 bis 342). Figge geht davon aus, daß die artikulatorischen Unterschiede zwischen den alt-sardischen intervokalischen Varianten der stimmlosen und stimmhaften Verschußlaute so gering waren, daß sie neutralisiert werden konnten, und sieht in den Fällen von Anlautsonorisation Verwechslungen beziehungsweise Substitutionen auf Grund dieser akustischen Neutralisierung<sup>5</sup>. Im Anschluß an diesen am Sardischen erschlossenen Zusammenhang zwischen sonorisierender Variation und Anlautsonorisation läßt sich der Verfasser nun im folgenden «von dem Grundgedanken leiten, daß auch die Anlautsonorisationen der anderen romanischen Sprachen Verschußlautvariationen voraussetzen und insofern bezeugen» (p. 342, 466). Dieser «Grundgedanke» bildet einen Hauptpfeiler des von Figge errichteten, wohldurchdachten, aber in wesentlichen Punkten hypothetischen Gebäudes. Für den Bereich der Westromania kann er sich auf die bereits von Lausberg vermutete und im 3. Teil von Weinrichs *Phonologischen Studien* ausführlich dargelegte These stützen, daß die westromanische intervokalische Sonorisation als ursprünglich satzphonetische Variation, welche in vorliterarischer Zeit phonematisiert wurde, anzusehen ist. Dementsprechend waren im intervokalischen Wortanlaut die sonorisierten Varianten der stimmlosen Verschuß-

<sup>2</sup> Zur Begründung der Trennung der griechisch-lateinischen Lehnsonorisation von der romanischen Anlautsonorisation siehe p. 254s. und 464.

<sup>3</sup> Dieses Erklärungsprinzip wurde seit Gröber und Meyer-Lübke mehrmals angedeutet, «doch nie gründlich ausgeführt» (p. 314). Vergleiche neuerdings aber den von Figge p. 362 N 2 und 393 N 3 erwähnten Aufsatz von R. A. HALL in *Language* 40 (1964), 552.

<sup>4</sup> «Variation» im Sinne H. WEINRICHS (*Phonologische Studien*) als «Veränderung eines Konsonanten unter satzphonetischen Bedingungen».

<sup>5</sup> Vor *r* und *l* tritt völliger Zusammenfall, das heißt artikulatorische Neutralisierung, ein.



laute mit den ursprünglich stimmhaften zusammengefallen, und die westromanischen Anlautsonorisationen sind als einzelne auf sprachgeschichtlich falscher Zuordnung beruhende Nichtrestitutionsen aufzufassen (cf. vor allem p. 362). Auch in bezug auf das Mittelitalienische kommt Figge nach ausführlicher kritischer Auseinandersetzung mit den bisherigen Beurteilungen von Aspiration (p. 372–394) und (sporadischer) Sonorisation (p. 395–402) zur These einer in der Toskana einheimischen ursprünglichen Verschußlautvariation. Die Aspirierung wiederum wird im Anschluß an Lausberg als «einheimische Gegenwehr gegen die Sonorisierung» beziehungsweise Reaktion gegen die Störungen, die eine sonorisierende Variation mit sich bringt, aufgefaßt. Speziell die Darlegung, «daß die toskanische Aspirationszone zwar nicht an allen, aber doch an sehr vielen Grenzpunkten in Sonorisierungsgebiete übergeht», und vor allem, «daß im toskanischen Nordwesten Sprachgemeinschaften verschiedene Maßnahmen gegen jene Störungen ergriffen haben», lädt nach Figge dazu ein, «die aus dem toskanischen Aspirationsgebiet bekannten Fälle vollständiger An- und Inlautsonorisation als Folgen und damit als Zeugen einer früheren sonorisierenden Variation der stimmlosen Verschußlaute anzusehen und auch die toskanische Aspiration als eine Reaktion gegen Variationsstörungen aufzufassen» (p. 413s.)<sup>6</sup>. Ähnlich plädiert der Verfasser auch für einen ursprünglichen Zusammenhang zwischen der Variation des römisch-umbrischen Sonorisierungsgebietes und der westromanischen Verschußlautentwicklung und somit ein zunächst einheitliches Variationsgebiet zwischen Atlantik und Adria: «Die sporadischen Anlautsonorisationen sind die augenfälligsten Indizien für die ursprüngliche Kontinuität der sonorisierenden Variation ... Die Variation und ihre Störungen sind also gemeinsame westromanisch-mittelitalienische Phänomene. Erst bei der Reaktion auf diese Störungen sind einzelne Gebiete verschiedene Wege gegangen, die Westromania den der Phonematisierung, die Garfagnana den der Geminierung, große Teile der Toskana den der Aspiration, Arezzo und Perugia den der Rückbildung» (p. 425)<sup>7</sup>. – Als Voraussetzung für die Annahme eines genetischen Zusammenhanges auch der noch lebendigen sardischen und nordkorsischen Variation mit der allgemein romanischen werden in der Folge deren Alter (p. 426–428, gegen M. L. Wagner) beziehungsweise Bodenständigkeit (p. 430–431, gegen H. Schmeck) verteidigt. – Für Unteritalien wird eine ursprüngliche sonorisierende Variation gleichfalls durch die als «Folgen und somit Zeugen» einer solchen angesehenen Anlautsonorisation «erwiesen». Spezielle Stützen für diese These bilden sporadische Inlautsonorisationen, welche sich nicht gut als nördliche Entlehnungen erklären lassen (p. 438s.), sporadische Sonorisation bei synkopierten Formen wie *spirdu* (p. 439) und der vor allem bei nachtonigem *-d-* verbreitete Ersatz stimmhafter durch stimmlose Verschußlaute (p. 440–441). – Der schließlichen Übertragung seines Prinzips einer zwangsläufigen Verbindung zwischen Anlautsonorisation und Variation auch auf die Balkanromania (p. 453)<sup>8</sup> schickt Figge die allgemeine Frage nach der Entstehung der

<sup>6</sup> Zu einer entsprechenden Deutung kommt, wie Figge p. 420 anführt, auch G. CONTINI in *BF 19* (1960), 263–281.

<sup>7</sup> Wenn der Verfasser umgekehrt dazu neigt, Südkorsika und Nordostsardinien als (einzige romanische) Gebiete ursprünglicher Merkmallosigkeit der stimmlosen Verschußlaute zu betrachten, dann «müssen» die anlautsonorisierten Formen dieser Gebiete «als Entlehnungen aus den Nachbarmundarten erklärt werden» (p. 434).

<sup>8</sup> «Da sogar sardische Mundarten an der Sonorisierung teilnehmen, ist es wenig wahrscheinlich, daß im Rumänischen zu keiner Zeit eine Variation der stimmlosen

romanischen Sonorisation (p. 443–450)<sup>9</sup> sowie die Faktoren, welche sich für ihr Einsetzen bereits seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. anführen lassen (p. 451–452), voraus. – U.L. Figges ganzheitliche Erklärung der romanischen Anlautsonorisation als unregelmäßige Entwicklungen einer ursprünglich fast gesamtromanischen sonorisierenden Variation hat zwangsläufig in mehreren, auch grundlegenden Punkten hypothetischen Charakter. Wie immer man den Wahrscheinlichkeitsgrad mancher «Annahmen» und damit auch der Gesamtthese beurteilen mag, man wird dem Verfasser hervorragenden kritischen Scharfsinn, umfassende und gründliche Informiertheit sowie eine in der Regel objektive Argumentation<sup>10</sup> zubilligen.

Zu dem erst nach Abschluß seiner Arbeit in *VRom. 23* erschienenen Aufsatz von K. Reichenberger nimmt Figge in der Einleitung (p. 30s.) kurz Stellung und hält unter anderem die These einer Irradiation des Phänomens von Mailand aus für unwahrscheinlich. Allerdings zeigt die statistische Betrachtung der Intensität der Anlautsonorisation durch Figge selbst, daß die Sonorisation in den oberitalienischen Mundarten mit der größten Intensität eingetreten ist und in den übrigen romanischen Sprachen «um so kleiner» ist, «je weiter die einzelnen Sprachgebiete von Oberitalien entfernt sind» (p. 236s.); und gerade die anschließende Erklärung dieser Intensitätsdivergenzen scheint uns wenig befriedigend: Die Möglichkeit einer Erklärung durch regionale Unterschiede in der Festigkeit der sprachgeschichtlichen Tradition<sup>11</sup> oder durch die jeweilige Häufigkeit des vokalischen Anlautes schließt Figge selbst aus, wobei allerdings die «Gegebenheiten, an denen sich ein solcher Erklärungsversuch stößt», bei Fehlen einer plausiblen andersartigen Erklärung geradezu als Gegenargumente gegen Figges Gesamtthese zu werten sind. Seine anschließend geäußerte Vermutung, daß die Intensität der Anlautsonorisation «in direkter Abhängigkeit von der Länge der Zeit, während der die Voraussetzungen für solche Sonorisationen bestanden» (p. 363), stehe, wird regional nicht näher gerechtfertigt, wohl aber p. 453ss. als Basis eines (Zirkel-) Schlusses von der Intensität auf die Kollisionsdauer<sup>12</sup> wiederaufgegriffen.

Näherer Betrachtung wert wäre das Verhältnis von ganzheitlicher Erklärung der Anlautsonorisation einerseits und den in den früheren Stellungnahmen dominierenden isolierten Einzelerklärungen andererseits. Figge sieht hier offenbar weitgehend einen alternativen Gegensatz und bemüht sich wiederholt, die Problematik solcher Einzelerklärungen etwa durch Kontamination aufzuzeigen<sup>13</sup>. Geradezu mit Verbissenheit

---

Verschlußlaute bestanden haben sollte. Fälle von Anlautsonorisation sind ja auch aus dem Rumänischen bekannt.»

<sup>9</sup> Den Ausgangspunkt der romanischen sonorisierenden Variation sieht Figge mit H. Lausberg in der bereits früh einsetzenden spirantisierenden Variation von *-b-*.

<sup>10</sup> Fallweise Vermengungen von Annahmen und beweiskräftigen Fakten beziehen sich überwiegend auf die Formulierung.

<sup>11</sup> Die Lockerung dieser Tradition bildet eine Voraussetzung für die «Fehlleistungen» der Anlautsonorisation. – Gerade für das von Figge erwähnte Spanien – kaum aber etwa für Rumänien – ließe sich eine relativ feste Tradition vom lexikalischen Gesichtspunkt aus wohl erhärten.

<sup>12</sup> Cf. besonders kategorisch p. 457: «Dazu stimmt die oben behandelte Beobachtung, daß die Kollision vor allem in Oberitalien von verhältnismäßig großer Dauer gewesen sein muß, weil sich dort die Anlautsonorisation mit der größten Intensität vollzogen hat.»

<sup>13</sup> P. 306ss. werden die Kontaminationsdeutungen Meyer-Lübkes als größtenteils

stemmt er sich gegen den kontaminatorischen Einfluß von GROSSUS auf CRASSUS; hiebei scheint uns sein p. 117 geäußertes Argument, daß CRASSUS und GROSSUS seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. «inhaltlich scharf gegeneinander abgegrenzt» waren, ebensowenig schlüssig<sup>14</sup> wie seine Stellungnahme zu stimmlosem *cro* (< GROSSUS) gerade im Pikardischen, wo auch der stimmlose Anlaut von CRASSUS erhalten blieb: «Das ist aber kein Indiz für eine kontaminatorische Beziehung zwischen beiden Wörtern, sondern eine Folge der Unsicherheit, zu der die Variation der stimmlosen Verschlußlaute besonders bei KR- geführt hat» (p. 459)<sup>15</sup>. Es steht außer Zweifel, daß Einzelerklärungen allein dem Phänomen der Anlautsonorisation nicht voll gerecht werden können; wir glauben aber, daß man sie auch von einer ganzheitlichen Erklärung her im Auge behalten muß. Figges These erklärt im wesentlichen nur das «wie» der Erscheinung. Für die Begründung, warum und in welcher Intensität die einzelnen Formen von dieser Erscheinung erfaßt wurden, können wir jedoch wortgeschichtliche und damit individuelle Faktoren nicht ausschließen. Figge sieht in der Anlautsonorisation «vereinzelte Fehlleistungen, vereinzelte Vergehen gegen die sprachgeschichtliche Tradition» (p. 363); am Eintreten dieser Fehlleistungen können aber prinzipiell auch Analogieeinflüsse, Assimilations- beziehungsweise Dissimilationsercheinungen, Vortonigkeit u. a. m. beteiligt gewesen sein. Wenn beispielsweise entgegen dem nach den Statistiken zu Erwartenden (cf. p. 358) nicht ein Substantivum, sondern das Adjektivum *crassus* die stärkste Verbreitung der Anlautsonorisation aufweist, dann scheint uns als Begründung ein Einfluß von *grossus* nicht von der Hand zu weisen.

A. Stefenelli

\*

ION POPINCEANU, *Rumänische Elementargrammatik* mit Übungstexten. Zweite, verbesserte Auflage, Tübingen 1962, VIII + 168 p.

Der Romanist und wer immer sich um die Kenntnis des Rumänischen bemüht, wird mit Spannung und nachgerade etwas banger Erwartung jedes neue Lehrbuch dieser Sprache zur Hand nehmen: nach Tagliavinis großer, leider längst vergriffener Konversationsgrammatik<sup>1</sup> sind wir im deutschen Sprachgebiet mit einschlägigen Neuererscheinungen nicht sonderlich verwöhnt worden. Es ist daher an sich sehr verdienstlich, daß der Verlag Niemeyer ein solches Lehrbuch neu aufgelegt und der Verfasser, Ion Popinceanu, sich der Mühe unterzogen hat, seine erstmals 1950 erschienene Elementargrammatik zu überarbeiten und, wie er selbst im Vorwort sagt, bedeutend zu verbessern. Die Vorzüge dieses auch äußerlich ansprechend gestalteten Buches gegenüber den momentan verfügbaren Kurzlehrgängen (die sich, bei zum Teil allerdings

---

«schwerlich eindeutig zu beweisen oder zu verwerfen» angesehen, das Prinzip als solches allerdings für einige speziell motivierbare Fälle akzeptiert.

<sup>14</sup> Voraussetzung für eventuelle Kontamination bildet nicht nur synonyme Überschneidung, sondern jede Art von geläufiger assoziativer Verbindung.

<sup>15</sup> Allgemeine Unsicherheit und kontaminatorische Beziehung schließen sich in keiner Weise aus.

---

<sup>1</sup> *Rumänische Konversationsgrammatik*, Heidelberg 1938.

recht geschicktem Aufbau, auf das Elementarste beschränken) sind evident; und doch wäre es übertrieben zu behaupten, die vorliegende zweite Auflage lasse keine Wünsche mehr offen. Es möge darum gestattet sein, im Hinblick auf eine Neubearbeitung einige Punkte herauszugreifen, in denen uns eine weitere Verbesserung wünschenswert erscheint.

Sehr willkommen wäre in vielen Fällen eine schärfere und präzisere Fassung der grammatischen Regeln. In einem Lehrbuch für Anfänger, das wohl auch für den Selbstunterricht verwendbar sein sollte, sind Halbrichtigkeiten und ungenaue Formulierungen mehr als bloße Schönheitsfehler, die man leichten Herzens mit in Kauf nehmen dürfte. So ist es nur halb richtig, wenn gesagt wird (Popinceanu p. 1), unbetontes *i* am Wortende sei «halbtonig» (gemeint ist wohl stimmlos und unsilbisch), denn nach Muta cum Liquida ist es vollsilbisch (*negri*), nach Vokal halbvokalisch (*noi*) und bereitet in diesen Fällen dem Fremdsprachigen auch keinerlei Schwierigkeiten. – Rum. *che, chi, ghe, ghi* ist weder dem dt. *ke, ki, ge, gi* noch dem it. *che, chi, ghe, ghi* gleichzusetzen (so p. 1), sondern lautet, viel deutlicher palatal (und natürlich ohne Aspiration), *ʃe, ʃi, ge, gi*. – *a fi* (p. 4) ist nicht nur (und gerade im Rumänischen, wo man *a venit, a murit, s-a întors* sagt, relativ selten) Hilfszeitwort, sondern in erster Linie selbständiges Verbum. – Die Präposition *pe* als Akkusativzeichen steht nicht nur vor der unartikulierten Form des Substantivs (so p. 14 unten, ähnlich p. 66), sondern auch vor der artikulierten Form, sofern diese näher bestimmt ist (vgl. etwa ... *a primit pe ambasadorul Suediei*, u. ä.). Umgekehrt wäre darauf hinzuweisen, daß *pe* in der Regel auch vor dem unbestimmten Artikel fehlt: nicht nur *el vede câinele*, sondern auch *el vede un câine* (aber [*el îl*] *vede pe câine*). – Bei Ortsnamen, die aus Subst. und Adj. zusammengesetzt sind (p. 17 unten), wird nur im Mask. allein das Subst. (d. h. eigentlich der suffigierte Artikel) dekliniert; etwas anderes ist aber im Mask., wo ja am Subst. und Adj. selbst die Kasus (abgesehen vom Vokativ) nicht durch Endungen bezeichnet werden, gar nicht möglich, wohl aber im Fem., und die Regel müßte grundsätzlich lauten: «Bei Zusammensetzungen aus einem Subst. und einem Adj. werden, wo dies formal möglich ist (Fem. Sing.), beide Glieder dekliniert.» – In der 3. Person des Possessivpronomens verwechselt Popinceanu (p. 20) das Genus des Besitzers und der besessenen Sache, woraus sich eine heillose Konfusion ergibt: im Mask. (der besessenen Sache) muß neben *al lui* auch *al ei*, neben *ai lui* auch *ai ei* aufgeführt werden, im Fem. neben *a ei*, *ale ei* auch *a lui*, *ale lui*. Außerdem vermißt man hier eine Erläuterung des Gebrauchs von *al său* und *al lui* (*al ei* usw.), die ja nicht ohne weiteres beliebig vertauschbar sind. Unrichtig ist die Angabe (p. 21 oben), das Possessivpronomen werde im Rumänischen nicht dekliniert: Fem. Sing. *mea/mele, noastră/noastre* usw. Wohl aber bleibt der Possessiv- (oder Pronominal-) Artikel in der Regel undekliniert. Schließlich wäre es nicht überflüssig, p. 21 expressis verbis darauf hinzuweisen, daß vor dem adjektivischen Possessivpronomen normalerweise die artikuliert Form des Substantivs stehen muß; p. 68 wird ein Beispiel mit nichtartikuliertem Verwandtschaftsnamen gegeben (*soră-sa*), aber nirgends, soviel ich sehe, eine Regel. – Eine Crux, besonders für den Anfänger, ist die Pluralbildung der Feminina auf *-ă*: *-e* oder *-i*? Bei Popinceanu findet man folgende Anleitung (p. 23): «Substantiva und Adjektiva, die im Sing. auf *-că, -gă, -nă, -dă, -ră* und manchmal *-tă* enden, haben als Pluralendung *-i*» (mit Beispielen). Diese Regel ist leider durchaus nicht zuverlässig. Man vergleiche einerseits ganz geläufige Plurale wie *doamne, camere*, Adj. *calde, uşoare* und zahlreiche weitere zu Singularen auf *-nă, -ră, -dă* (auch *fiică/fiice, româncă/românce* usw.), andererseits, mit *-i* bei anderem Stammauslaut, *limbă/limbi, inimă/inimi*,

*ușă/uși, școală/școli* usf. – Beim Wandel des Stammvokals *á/ă* in der Flexion der Feminina (p. 26 Mitte) werden zwar die Ausnahmen von der Regel (*vacă/vaci, maică/maici*) und die Proparoxytona vom Typus *lacrimă/lacrimi*) erwähnt, nicht aber die Hauptregel selbst, nämlich daß der Wechsel *á/ă* nur vor *-i*, dagegen nicht vor *-e* eintritt (*casă/case* usw.); auch für einen Hinweis auf das abweichende Verhalten der Adjektive (*mare/mari, largă/largi* usw. ohne Vokalwechsel) wäre der Benutzer des Buches gewiß dankbar. – Daß die Endungen des Imperfekts für alle vier Konjugationen einfach identisch seien (p. 28), scheint mir eine etwas gefährliche Behauptung: *luc-am*, aber *ved-eam, spun-eam, fug-eam* (*știam, locuiam*). – Weiter wäre es wohl nicht ganz abwegig, genau zu sagen, in welcher Weise die Verben auf *-ri* «etwas unregelmäßig» konjugiert werden (p. 30 u.), nämlich, nach dem stammauslautenden *-r-*: *î* statt *i*, *ă* statt *e*, *a* statt *ea*, außerdem 3. Plur. = 3. Sing., sofern diese auf *-ă* endet (*omoară* 3. = 6., im Gegensatz zu *fuge* 3., *fug* 6.). Desgleichen wäre es am Platz, irgendwo p. 31 oder 35–36 ausdrücklich zu sagen, daß mit Ausnahme von *a fi* das rumänische Verbum nur in der 3. Person (Sing. und Plur.) im Präsens besondere Konjunktivformen besitzt, im übrigen aber der Konj. Präs. gleich dem Indikativ mit vorangestelltem *să* ist. Über den Gebrauch des Konjunktivs wird, soviel ich sehe, überhaupt nirgends ein Wort verloren. – Besondere Erwähnung hätte (p. 33) die Merkwürdigkeit verdient, daß *unsprezece* für Mask. und Fem. gilt, um so mehr, als ja bei *unu/una* (auch *douăzeci și unu/una*) und bei *doisprezece/douăsprezece* eine Differenzierung nach Genera stattfindet. Auch wäre hier ein Hinweis auf die umgangssprachlichen Formen vom Typus *unșpe* usw. wohl nicht überflüssig. – Dringend erwünscht wäre eine halbwegs deutliche Scheidung der betonten und unbetonten Personalpronomina in der Tabelle p. 35. *mi, îi, i* usw., und besonders *lui, ei, lor* sind im Grunde genommen nicht nur Dative: genetivischer Gebrauch anstelle der Possessiva *meu, tău, său*, so daß auch hier eine strenge Scheidung der beiden Kasus kaum aufrechterhalten werden kann. – Beim Relativum *care* fehlt p. 37 ein Hinweis auf die Pluralformen: N.A. Plur. = Sing. (*pe care*, G.D. Plur. *căror* (also wie p. 38). Statt *cel care* (37 u.) steht wohl viel häufiger das nicht erwähnte *cine* ‘wer’, unpersönlich *ce* ‘was’ (*Cine s-a ars cu ciorbă ...*). *cărui, cărei, căror* bekommt ein *-a* nicht wenn es «allein» (p. 38), sondern wenn es nicht proklitisch gebraucht wird, vgl. *cu al cărui frate am vorbit* neben *cu fratele căruia am vorbit*. – Die Angabe, das einfache Perfekt werde «im Rumänischen wenig und meistens nur mundartlich gebraucht» (p. 41), wird durch viele (auch modernste) Texte erzählenden Inhalts widerlegt. Richtiger wäre es, zu sagen: im heutigen Rumänisch nur noch literarisch und mundartlich gebraucht. Zu der p. 41 unten gegebenen Regel über das zusammengesetzte Perfekt [«wird im Rumänischen mit dem Hilfszeitwort *avea* haben (und nie mit *fi* sein) gebildet» – ähnliche Formulierungen findet man in andern Lehrbüchern] möchte man sich einen kleinen absichernden Zusatz wünschen: «im Indikativ»; sonst entsteht leicht die irrije Vorstellung, *a fi* könne überhaupt nicht zur Umschreibung des Perfekts dienen. Tatsächlich braucht auch das Rumänische beide Hilfsverben, aber im Gegensatz zu den übrigen romanischen Sprachen (die entweder stets HABERE oder je nach dem zu konjugierenden Verbum HABERE oder ESSE verwenden) differenziert es nach Modi: bei allen Verben HABERE im Indikativ (*am făcut, am venit*), dagegen FIERI-ESSE in den übrigen Fällen (Konjunktiv *să fi făcut/venit*, Kondit. *aș fi făcut/venit*, Inf. *a fi făcut/venit*, Gerundium *fiind făcut/venit* usw.). – Die rumänischen Bildungen auf *-ător* [*-itor, -utor*] (p. 47/48) haben zweifellos in der Regel noch viel eher Partizipialfunktion als die italienischen und französischen Ableitungen auf *-atore* (*-itore*) respektive *-eur*;

Popinceanu selbst gibt p. 53, zur Textstelle *frumuseŃe rãpitoare*, in der Wortliste lediglich den Inf. *rãpi*, Präs. *rãpesc* ('rauben', nur in dieser Bedeutung!), d. h., auch er betrachtet offenbar *rãpitor* 'hinreißend, entzückend' (ravissant) ohne weiteres als reine Verbal- (Partizipial-) Form von *a rãpi*. – Substantive auf Konsonant, *-u* oder *-i* sind nicht nur männlich (p. 49), sondern männlich oder ambigen. Popinceanu wird hier selbst das Opfer seiner hartnäckig verteidigten Auffassung, das Rumänische kenne nur zwei nominale Genera (p. 5); für den Lernenden aber wie auch für das Sprachsystem als solches ist das Vorhandensein einer dritten Klasse – ob man sie nun «Gemischte», «Ambigene» oder «Neutra» nenne – von kapitaler Bedeutung. Die Eigenständigkeit dieser dritten Klasse gegenüber den Feminina erweist sich übrigens im Plural schon durch die Häufigkeit der Endung *-uri*, die bei den Feminina bekanntlich höchst selten anzutreffen ist. – Noch eine kleine Auswahl von Beispielen aus den Seiten 50–100: p. 59 Mitte: nicht «manche», sondern – ein typisches Merkmal des Rumänischen! – im Prinzip alle Adjektive, ausgenommen diejenigen auf *-esc* sowie *bun*, dienen in der Form des Mask. Sing. [= Ntr.] auch als Adverbien (vgl. slav. Ntr. des Adj. = Adv.); p. 65–66 und 87: *-înd*, *-ind* ist nicht Part. Präs., sondern Gerundium, ebenso p. 39 *zicînd*, *purtînd*; p. 70 (Verbum): *-ã* im Indikativ erscheint in der 3. Singular und Plural; p. 71 oben: auch wenn neben ein Hauptwort eine Bestimmung tritt, muß es durchaus nicht immer artikuliert werden, vgl. *un pahar de vin alb* und zahllose ähnliche Fälle. Die phonetischen Abschnitte p. 74–75 ermangeln der Genauigkeit, z. B. Wechsel *ã/e* (74): nach Labial; *e* statt *ea* (75): nicht nur vor *-e* oder *-i*, sondern auch vor (heute meist geschwundenem) *-u* (*negru, des* [*< desu*] usw.). Völlig unzulänglich ist der grammatische Abschnitt p. 78 über den Possessivartikel (terminologische Verwechslung von «Artikel» und «Pronomen»; *al* vor Subst. oder Pron. im Genitiv nur, wenn kein anderer Artikel unmittelbar vorausgeht; das Beispiel *omul zilei* hat an dieser Stelle nichts zu suchen). Abgesehen von *a îndoii* und *a siii* haben nicht «alle übrigen Verben» der 4. Konjugation im Präsens identische Formen für die 3. Plur. und die 1. Sing. (so p. 81), vgl. den Typus *omoiarã* 3. = 6. gegenüber *omoi* 1. (p. 31). Eine Formulierung wie «Das, was die lateinische Sprache meist durch Kasusendungen bezeichnete, bezeichnet man im Rumänischen (sowie in den andern romanischen Sprachen) durch Präpositionen» (p. 83 u.) muß zumindest als unglücklich betrachtet werden, auch wenn die Feststellung für die dort gerade behandelten Spezialfälle zutreffen mag. In der Übersicht p. 85 fehlt im Präsens der 4. Konjugation neben *-esc* die Variante *-ãsc*, *-ãști* usw., die genau so gut hiehergehört wie im Perfekt *-ii* neben *-ii*, im Plusquamperfekt *-isem* neben *-isem* usw. Der Imperativ der 2., 3., 4. Konjugation (p. 86) endet durchaus nicht immer auf *-i* (= 2. Sing. Ind.), sondern sehr oft auf *-e* (*-ește*, = 3. Ind.). Erwünscht wäre hier (p. 86) zumindest ein Hinweis auf die andern, in der Umgangssprache dominierenden Bildungsweisen des Futurums (vgl. p. 58s.). Bei der Datumsangabe (p. 89) verwendet man auch im Rumänischen für den ersten Tag des Monats das Ordinale. Schließlich ist nicht zu übersehen, daß einige der dem Rumänischen angeblich «fremd gebliebenen» Lehnwörter (p. 98s.) heute recht gebräuchlich sind. – Wir dürfen es uns (und dem Leser) wohl ersparen, diese Blütenlese über die ersten hundert Seiten hinaus fortzusetzen.

Außer der Formulierung grammatischer Regeln fordern aber auch die Bedeutungsangaben in den Wortlisten oft zur Kritik heraus: *nepot, nepoatã* heißt nicht nur 'Neffe, Nichte' (so p. 16), sondern vor allem 'Enkel, -in' (im Lesestück p. 17 tatsächlich in diesem letzteren Sinne verwendet); die Hauptbedeutung von *slab* ist im Rumänischen 'mager' und sollte darum p. 17 neben 'schwach' aufgeführt werden;

*ii*, *i* (ibidem) heißt nicht nur 'ihm', sondern auch 'ihr' (ILLI fem.) und 'sie' (ILLOS; so tatsächlich im Lesestück p. 17: *pe care ii iubesc mult* = die Enkelkinder!); *uril* (22) heißt 'häßlich' (vgl. *a uril* 'hassen'), nicht 'böse, schlecht'; *geană* (26) 'Wimper', nicht 'Lid'; *mînă* (27) neben 'Hand' auch 'Arm + Hand' (vgl. Lesestück: *fiicare mînă are cincii degete, un braț, un col și un umăr*); *la fel* (31) 'gleichartig, gleich, ebenso', nicht 'gleichmäßig'; p. 39 fehlt *vișin* in der Wortliste, p. 157 wird die Bedeutung ungenau angegeben (nicht identisch mit *cireș* 'Kirschbaum'!); *lin* (67) besser 'sanft, still, leise'; *creastă* zunächst 'Kamm, Grat', dann 'Gipfel'; *a scînteia* eher 'funkeln, sprühen' (gegenüber *a străluci* 'glänzen'); *a îneca* (immer p. 67) heißt 'ertränken', *a se îneca* 'ertrinken'; *de* in konjunktionaler Funktion (so im Text p. 53, mehrmals p. 105) fehlt sowohl in den Wortlisten p. 53 und 104 wie im Glossar p. 130; *bucălai* (119) 'schwarz-' und 'schwatzmäulig?'; unter *drag* (p. 132) sollte die Verbindung *cu drag* 'gerne' nicht fehlen (vgl. Text p. 92); 'Geflügel' (162) heißt nicht *pasăre*, sondern *păsări*; usw. – auf anderes, auch zahlreiche Lücken, wollen wir hier nicht eingehen.

Einige Dutzend Deutschfehler (*auf das i betont* p. 3, *ebenfalls* statt *ebenso* p. 13, *regelt sich nach* p. 18, *haben auch ein Vokativ auf -e* p. 51, *impersonal* statt *unpersönlich* öfters, z. B. p. 79, *Ausnahme macht* [passim], *die Infinitiva* p. 2 und viele weitere) wären eher zu verschmerzen, könnten aber durch Heranziehung eines deutschsprachigen Mitarbeiters leicht ausgemerzt werden. – Gewisse Sachfehler tragen eher zur Erheiterung bei, wie etwa das ganz neue Perspektiven eröffnende Kriterium für die Unterscheidung von Mensch und Tier, p. 29 Mitte und unten: der Mensch hat Hände, die Tiere haben keine. Oder die überraschende Feststellung, die Uhr habe zwei Zeiger, einen großen, der die Stunden, und einen kleinen, der die Minuten anzeige (45 oben). Die Bevölkerung Rumäniens (ohne die amputierten nordöstlichen Provinzen) wurde bereits 1960 mit 18,4 Millionen angegeben (Popinceanu p. 87: 17 Millionen). – In linguistischen Fragen und ähnlichen Dingen herrscht oft eine gewisse Unsicherheit: Vom Gerundium haben sich mehr als nur «Spuren» (p. 15) erhalten, und *-ind* geht selbstverständlich nicht auf *-antem*, *-entem* (p. 66 oben) zurück. Recht problematisch mutet die Behauptung an, die grammatische Struktur des Rumänischen sei im wesentlichen der lateinischen gleich geblieben (71 unten). Auch daß die Syntax des Rumänischen «etwas» von derjenigen der andern romanischen Sprachen abweiche (88), wird man als unstatthafte Bagatellisierung der zum Teil doch recht tiefgehenden Unterschiede empfinden. Solange die Frage der Urheimat nicht eindeutig gelöst ist, wirkt es befremdlich, in einem Elementarbuch die unbekümmerte Formulierung zu finden, die Rumänen hätten «*dela începuturile existenței sale*» ununterbrochen in ihren heutigen Sitzen gelebt (p. 65). – Es ist hier nicht der Ort, auf alle Fragwürdigkeiten solcher und ähnlicher Art einzutreten; vor allem die Seiten 101–104 (Grundzüge der historischen rumänischen Grammatik) enthalten viele Ungenauigkeiten und Mißverständnisse und bedürfen dringend einer gründlichen Revision.

Bei Äußerlichkeiten wie Druckfehlern wollen wir uns nicht lange aufhalten. Ihre Zahl freilich ist imponierend; aber größtenteils gehören sie zur harmlosen Sorte (weniger unschuldig z. B. *află* statt *află* p. 2 u., *sie* statt *șie* p. 35, *vînefi* statt *vînefi* p. 74 u.; auch sp. *juegen* statt *juegues* p. 52 ist ungeschickt). Etwas störend wirkt das häufige (und ganz ungleichmäßige) Fehlen des Bindestrichs vor Endungen, vgl. z. B. p. 85 oben *-(ez)* usw. statt *-*, *-(ez)*, das heißt: 1. Präs. der 1. Konjugation entweder endungslos (*cînt*) oder mit Endung *-ez* (*lucrez*) (wobei allerdings ein Hinweis auf die Verben vom Typus *afla* / 1. Präs. *aflu*, *continua* / 1. Präs. *continuu* fehlt).

Ob es angezeigt ist, in einer Elementargrammatik Lautungen oder Schreibungen,

die heute als regional oder veraltet gelten, als alleinige Normalformen zu präsentieren (*cîne, mîne, mînile* usw. passim; *Slatele Unite ale Americiei* 15; *de cît* 16; *locueşte, trăeşte* 16, 17, *noembrie* 42, *sue* etc. 56; *tu iai* 22; *mătasă* 34, 141; *monetă* 69, 73; fem. Plur. *nouă* 11: *multe cuvinte nouă* ohne jede Erklärung; usw.), darf wohl bezweifelt werden. Zumindest wäre – ungeachtet aller möglichen Vorbehalte – ein Hinweis auf die heute in Rumänien geltende Normierung angebracht.

Schließlich muß es einem ernsthaften Rezensenten schwerfallen, zu verschweigen, daß auch in bezug auf das didaktische Vorgehen und die Folgerichtigkeit des Aufbaus noch mancherlei Wünsche unerfüllt bleiben. Dringende Desiderata sind die regelmäßige Angabe des grammatischen Genus und des Plurals (sie fehlt allzu oft, sowohl in den Wortlisten wie im Glossar) und, zumindest wo es die p. 3, N1, gegebene Regel verlangt, die Bezeichnung der Tonstelle (vgl. z. B. ohne Akzentangabe *láud* 18, 26, 56, *cáut* 26 [≠ *aúd!*], *práznic* 42, *încotró* 50, *însuşi* etc. 61; der Typus *circulá/círculă* 63, 128, *términă* 87, 94, 154, *treeră* 84, 155 [= *tréieră*]) bleibt fast immer unbezeichnet, desgleichen die Betonung von Eigennamen wie *Maramúreş, Dímbovişa* 49, *Alecsandri* 40, 78 usw.). Durch eine klarere Gliederung der grammatischen Abschnitte (Zeilenabstände sinngemäßer, Fettdruck konsequenter angewendet) würde die Darstellung nicht wenig gewinnen (vgl. etwa p. 37 u., 48 Mitte; p. 16 oben «Präposition» nicht fett, p. 23 unter «Phonetik» (fett) auch morphologische Kapitel, usw.). Ferner steht z. B. das Abschnittchen über die rumänische Orthographie, das auf Seite 1 gehört, ganz unmotiviert mitten auf Seite 2, wo es zwei die Betonung betreffende Abschnitte auseinanderreißt. Das Sachregister (p. VI), an sich hochwillkommen, wird in seiner Brauchbarkeit durch allerlei Lücken beeinträchtigt (z. B. Artikel auch p. 20–22: Pronominal- oder Possessivartikel; Präposition auch p. 16), vor allem aber durch die sinnlose Aneinanderreihung von 26 Seitenzahlen unter «Verbum», ohne jede Spezifizierung (dafür sucht man vergebens nicht nur Hauptkategorien wie «Modus» und «Tempus», sondern natürlich auch die einzelnen Modi und Tempora; umgekehrt ist das Pronomen in seine Untergruppen aufgespalten, wobei das Interrogativum fehlt). – Und endlich, als letztes Postulat (der Verfasser möge die lange Desideratenliste entschuldigen), muß sich der Wunsch nach einer besseren Ausrichtung der Übungen auf den behandelten grammatischen Stoff regen. Wie oft werden im Übungstext Dinge vorausgesetzt, die noch nicht behandelt sind: p. 5 die Pluralbildung; p. 11 *pentru data viitoare* und *la ora nouă* gegen die Regel von p. 5 u., desgleichen p. 16 *de la mîna dreaptă*, usw.; p. 15 *ale Americiei* und p. 23 *ai familiei mele* (auch 'die unteren Glieder des menschlichen Körpers' p. 27, Traducere, muß ohne Eingreifen des vielleicht nicht immer zur Verfügung stehenden Lehrers falsch herauskommen, weil die Regel über Setzung des Possessivartikels noch gar nicht bekannt ist); p. 17 *mai tînăr* und *mai mare* bleibt unerklärt (Steigerung erst p. 25); 19 *familiei*: erst p. 40 behandelt; p. 23 *stau*: erst p. 38 aufgeführt; die Nichtsetzung des (unbetonten) Subjektspronomens findet sich vom 2. Übungstext (p. 5) an auf Schritt und Tritt, wird aber erst p. 31 und 64 besprochen; auch das zusammengesetzte Perfekt kommt – glücklicherweise! – in den Texten vor, längst bevor es p. 41 endlich erläutert wird. – Umgekehrt werden die neu behandelten grammatischen Kapitel in den Übungstexten oft nur sehr dürftig oder überhaupt nicht berücksichtigt: in Lektion 16 wird das einfache Perfekt in abstracto besprochen, aber weder in Lektion 16 noch in Lektion 17 auch nur in einem Satze vorgeführt; nicht viel besser steht es mit den Ordinalzahlen p. 43, dem Konjunktiv Perfekt p. 48, usf.

Solche und ähnliche Mängel bringen es mit sich, daß man des Buches von Popin-



ceanu – trotz mancherlei positiven Ansätzen – nicht recht froh werden kann. Ein Lehrbuch ist eine heikle Sache: das Richtige nimmt man als selbstverständlich hin (kein Mensch wird von uns erwarten, daß wir auch noch eine Liste von Richtigem anfügen: sie würde erdrückend lang), jede Ungenauigkeit dagegen und jede Formulierung, die den Tatsachen nicht völlig gerecht wird, ist eine Quelle des Ärgers, weil sie geeignet ist, den Lernenden irrezuführen. Trotzdem, auch wenn Popinceanus Grammatik in der vorliegenden Form noch nicht allen Ansprüchen genügt, die an ein solches Werk gestellt werden dürfen, schulden wir dem Verfasser Dank dafür, daß er es unternommen hat, uns überhaupt wieder zu einer so dringend erwünschten Einführung ins Rumänische zu verhelfen. Der Schreibende hat seine Einwände weder leichten noch frohen Herzens zu Papier gebracht; aber ein Minimum an Aufrichtigkeit und der Gedanke an den Zweck des Buches – Grundlage für den Unterricht, insbesondere auch an Universitäten – ließen ihm zu seinem größten Bedauern keine andere Wahl. Mit allgemeinen Feststellungen ist in solchen Fällen nicht viel geholfen: daher die lange, aber bei weitem nicht erschöpfende Liste von Beispielen. Wenn die hier vorgebrachte Kritik zu einer sorgfältigen Neubearbeitung anregt und zu einer wirklich verbesserten dritten Auflage beizutragen vermag, hat sie ihren Zweck erfüllt.

H. Schmid

\*

ALEXANDRU ROSETTI, *Istoria limbii române*: IV. *Româna comună*; V. *Limbile vecine (maghiara, ucraineana, polona, slovacă, albaneză, bulgară, sîrbo-croată)*; *expansiunea limbii române*; VI. *Istoria limbii române din secolul al XIII-lea pînă la începutul secolului al XVII-lea*, Bucureşti 1966, 453 p.

Fruit d'un long labeur, l'*Istoria limbii române* d'Alexandre Rosetti, œuvre de synthèse se composant de six volumes, a été publiée en plusieurs éditions successives. Le livre que nous présentons réunit les trois derniers volumes de cette Histoire de la langue roumaine. De ces trois volumes, le IV<sup>e</sup> se trouve à la seconde édition, le V<sup>e</sup> est imprimé pour la première fois, le VI<sup>e</sup> en est à sa quatrième édition. Comme, toutefois, l'intervalle entre l'édition présente et les précédentes du IV<sup>e</sup> et du VI<sup>e</sup> volume est considérable – 25 ans pour l'un, 10 ans pour l'autre –, il va de soi qu'ils se présentent aujourd'hui sous une forme sensiblement enrichie.

L'ouvrage porte l'empreinte de la forte personnalité de l'auteur et fait preuve de la méthode de travail très stricte et de la puissance de sélection et de synthèse qui caractérisent M. Rosetti. La matière a été refondue et mise à jour dans le domaine de l'histoire de la langue et de la linguistique générale. Les méthodes structurales y trouvent leur application (plus particulièrement dans les chapitres de phonologie), de même que les méthodes statistiques, etc.

Le IV<sup>e</sup> volume, «la langue roumaine commune», traite des principaux problèmes de la période commune de la langue roumaine et comprend l'évolution de notre langue depuis le VII<sup>e</sup> ou VIII<sup>e</sup> siècle jusqu'au X<sup>e</sup>. Le choix de ces dates est justifié par la limite établie, à la suite des dernières recherches (dans la première édition on parlait des V<sup>e</sup> et VI<sup>e</sup> siècles), entre la langue latine proprement dite et chacune des langues romanes et de la séparation, au X<sup>e</sup> siècle, du groupe méridional (aroumain, mégléno-roumain, istroroumain) du groupe septentrional (dacoroumain).

Comme dans la première édition, l'ouvrage comprend deux parties principales («le roumain commun» et «les innovations parallèles postérieures à l'époque roumaine commune»). Mais par une analyse plus stricte de cette période généralement très peu connue, une série d'éléments de la langue qui figuraient dans la partie concernant les innovations de la période de contact ont passé dans la partie concernant les innovations produites indépendamment au Nord et au Sud du Danube, après la séparation des deux groupes. De plus, l'exposition a été amplifiée par une série de chapitres et de paragraphes nouveaux, parmi lesquels nous mentionnons un chapitre sur la phonologie et une présentation enrichie de la morphologie du roumain à l'époque de la communauté.

Particulièrement important est le chapitre d'introduction qui discute et résout certains problèmes délicats et longuement controversés de l'histoire de la langue roumaine, tels que la notion de «langue roumaine commune», la «datation» de l'époque discutée, le territoire où s'est formé le roumain commun, la répartition dialectale, etc.

Sans jamais perdre de vue la perspective romane, M. Rosetti essaie de voir en quelle mesure certains phénomènes étudiés apparaissent dans les autres langues romanes et en quelle mesure d'autres sont spécifiquement roumains. Certaines de ses conclusions plus anciennes sont maintenues et étayées par les matériaux présentés dans le IV<sup>e</sup> volume, ainsi l'appartenance du méglenoroumain au groupe méridional des dialectes roumains et celle de l'istroroumain au groupe septentrional. Après avoir souligné le caractère plus conservateur de l'aroumain par rapport au dacoroumain – langue nationale qui s'est créé peu à peu une littérature – M. Rosetti insiste dans la conclusion sur le fait qu'au X<sup>e</sup> siècle la langue roumaine apparaît constituée dans sa structure morphologique, syntaxique et phonétique et que les influences qui se sont exercées au cours des siècles suivants se bornent à l'introduction d'éléments lexicaux.

Le V<sup>e</sup> volume, «les langues voisines», présente les rapports existant entre le dacoroumain et les langues des peuples voisins jusqu'au XV<sup>e</sup> siècle. On y examine les influences lexicales exercées sur la langue roumaine par les langues avoisinantes et «l'expansion de la langue roumaine». Dès la préface, M. Rosetti attire l'attention sur les difficultés de l'analyse rigoureuse du matériel lexical de ce volume, étant donné que la plupart des faits de vocabulaire ne sont pas datés.

Après avoir expliqué par la transhumance et par le grand nombre d'émigrants roumains l'interpénétration lexicale avec les langues des populations avoisinantes, l'auteur examine une série de termes roumains d'origine hongroise; au sujet du hongrois, il fait aussi des observations d'autre nature (phonétique, morphologie, formation des mots), et il eût peut-être été indiqué de procéder de la même manière pour les autres influences, à savoir ukrainienne, polonaise, slovaque, albanaise, bulgare, serbo-croate. Nous regrettons que, par suite de l'absence d'études de détail absolument indispensables dans une situation de ce genre, certaines influences ne se trouvent examinées qu'en bloc (ukrainienne, polonaise, slovaque). Malgré la ressemblance qui existe entre elles, une étude détaillée pourrait relever exactement ce qui est dû à telle langue plutôt qu'à une autre. De toute façon, certaines étymologies doivent être rectifiées, par exemple: les termes slaves *grapa*, *gropa* (p. 121) proviennent du roum. *groapă* 'trou, fosse', comme le réclame leur sémantique, et non du roumain *grapă*. – *Fujara*, et le pol. *fujarka* (non cité), ont leur origine dans le roum. *fluier(ă)* et non dans *fuior* (du reste, les deux étymologies sont données à la même page 121). A cette occasion, nous voudrions attirer l'attention sur une carence de l'index. Pour les «langues étrangères», l'index est incomplet et n'enregistre pas une série de mots étrangers, par exemple,

dans la partie destinée aux mots polonais, probablement pour la raison même que les distinctions nécessaires ne sont pas faites à l'intérieur du volume. Il est évident que de telles observations de détail, auxquelles on pourrait ajouter que le V<sup>e</sup> volume ne s'achève pas sur un traditionnel mais tellement nécessaire chapitre de « conclusions », ne porte en rien atteinte à l'importance de cet ouvrage. Constamment soucieux de la chronologie des faits de langue et de « datation » – combien nous ressentons l'absence d'un dictionnaire de la langue roumaine mentionnant la première attestation des mots! – et partant du principe qu'une influence doit être étudiée, graduellement, en rapport avec le temps où elle s'est exercée, M. Rosetti discute une série de termes d'origine albanaise pénétrés dans la langue roumaine au cours de la période étudiée (les termes que le roumain possède en commun avec l'albanais, hérités du thraco-illyrien, sont traités dans le II<sup>e</sup> volume) ou d'origine bulgare; si, dans le III<sup>e</sup> volume, l'auteur examine les rapports existant entre le roumain et le bulgare à une époque ancienne, il étudie ici les effets de ces relations à une date plus récente, c'est-à-dire après le XII<sup>e</sup> siècle.

Le VI<sup>e</sup> volume comprend une matière vaste: il présente l'état de la langue roumaine au cours des XIII<sup>e</sup>, XIV<sup>e</sup> et XV<sup>e</sup> siècles et, de façon plus détaillée, du XVI<sup>e</sup>. Dans la première partie, le chapitre sur la « graphie » possède une importance théorique particulière. L'auteur y donne, tout en se fondant sur les principes de la phonologie appliqués à la notation des sons parlés, une série de précieuses indications de méthode. L'espace plus réduit accordé aux trois premiers siècles s'explique par la pénurie du matériel d'information: dans les textes écrits en latin, hongrois ou, surtout, en slavon, on ne trouve attesté qu'un matériel roumain très réduit, constitué dans sa grande majorité par des noms propres et des topiques.

La deuxième partie, la plus dense, est consacrée à l'analyse de la langue du XVI<sup>e</sup> siècle, le premier siècle pour lequel nous possédons des textes manuscrits ou imprimés en roumain. Dans le chapitre introductif, l'auteur insiste sur la nécessité de distinguer entre les textes traduits et les textes non traduits (lettres privées, actes officiels, etc.), deux catégories de textes différenciées autant par les circonstances qui ont présidé à leur naissance que par le caractère de la langue.

Les différentes explications proposées quant à l'impulsion à laquelle nous devons la traduction en roumain des premiers textes religieux y sont examinées de manière critique. En se fondant sur une argumentation solide, M. Rosetti démontre que la traduction a eu lieu sous l'influence de la Réforme de Luther. Le rôle joué par le diacre Coresi et la valeur des livres qu'il a imprimés sont mis en lumière dans le même chapitre, qui s'achève par un « groupement » des textes par régions dialectales fondé sur les particularités phonétiques communes. Il aurait certainement été utile d'accompagner les renseignements phonétiques de renseignements fournis par le vocabulaire et la morphologie.

Suit l'analyse proprement dite de la langue des textes du XVI<sup>e</sup> siècle dans les chapitres « classiques »: phonétique, morphologie, syntaxe, vocabulaire. Un espace plus large est accordé à la phonétique (à laquelle vient s'ajouter un chapitre succinct de phonologie, inexistant dans l'édition précédente); la raison en est la présentation détaillée d'une série de problèmes vivement discutés (par exemple l'interprétation de l'alternance graphique *ě/e*, les voyelles en position nasale, le *-u* final, la palatalisation des labiales, etc.).

Dans le désir d'insister uniquement sur les faits caractéristiques de la langue ancienne, le nombre des exemples est très réduit, l'ouvrage présentant plutôt des dis-

cussions et des références que des matériaux, ce que l'auteur souligne dans la préface à la troisième édition. Il faut remarquer cependant qu'il eût été bon de mettre à contribution les attestations d'autres textes que ceux mentionnés, par exemple le *Pater* de 1593, écrit en caractères latins dans une orthographe polono-italienne.

Les « annexes » enrichissent l'ouvrage par une série de contributions d'actualité, publiées dans différentes revues en un espace de plus de 20 ans, ce qui explique pourquoi la plupart d'entre elles manquent dans les éditions précédentes. Elles complètent l'exposition par des détails et se rapportent à des problèmes philologiques aussi bien que linguistiques: des considérations sur la « datation » et la localisation des premiers textes (on pourrait objecter ici que le terme *fuglu*, bien que caractéristique pour la région, ne correspond pas au critère adopté [p. 341], parce qu'il n'est pas signalé dans des textes plus récents de la région du Maramureş et de la Transylvanie voisine), d'autres se rapportent à la situation du *-u* final dans la langue ancienne, à la controverse sur les rapports existant entre le Codex de Voronetz et l'*Apostol* de Coresi, etc.

Les grandes qualités de l'auteur, dans ces études annexes, sont – en dehors du discernement critique – la clarté de l'exposé fondé sur des arguments péremptoires et une logique serrée. M. Rosetti sait trouver non seulement les points faibles dans la théorie de ceux qui soutiennent des points de vue différents des siens, mais encore et surtout fournir des preuves scientifiques en faveur de ses propres thèses. Ce n'est pas sans raison qu'il a choisi en guise d'épigraphe à l'un de ses articles critiques un mot du grand linguiste Antoine Meillet: « La science ... vit de preuve. » Il souligne plusieurs fois au cours de son ouvrage les erreurs méthodologiques de certains savants (p. 375, 403, 405) et le fait que certains d'entre eux ne partent pas de la réalité des faits (p. 357, 384, 405).

*Istoria limbii române* est le couronnement de l'œuvre linguistique d'Alexandre Rosetti; ce n'est pas seulement « une source classique d'information aussi bien pour les Roumains que pour les étrangers » (B. Cazacu dans *Omagiu lui Al. Rosetti*, p. 4), mais encore une source inépuisable de suggestions pour tous ceux qui s'occupent de l'histoire de la langue roumaine.

Florica Dimitrescu

\*

RAMUN VIELI ed ALEXI DECURTINS, *Vocabulari romontsch sursilvan - tudestg*, Cuera, Ligia Romontscha, 1962, xxxviii + 831 p.

OSCAR PEER, *Dicziunari rumantsch ladin - tudais-ch*, Cuera, Lia Rumantscha, 1962, xvii + 600 p.

Das Jahr 1962 ist für die bündnerromanische Lexikographie durch ein doppelt freudiges Ereignis gekennzeichnet: es sind Zwillinge zur Welt gekommen! Als Geburtshelferin und Patin amtete, wie so oft in Churrätien, die Lia Rumantscha, die tatkräftige Dachorganisation der romanischen Sprachvereine Graubündens. Ist es heute auch reichlich spät, das Ereignis zu feiern, so wäre es doch eine grobe Unterlassungssünde, es in dieser von Jakob Jud mitbegründeten Zeitschrift völlig mit Stillschweigen zu übergehen.

Die beiden Wörterbücher, von denen hier die Rede ist, waren durch frühere Publikationen vorbereitet und auch bis zu einem gewissen Grade ihrem Gehalt nach vorbestimmt: der *Dicziunari rumantsch ladin - tudais-ch* von Oscar Peer durch das

1944 erschienene große deutsch-engadinische Wörterbuch von Bezzola und Tönjachen (*Dicziunari tudais-ch - rumantsch ladin*), das *Vocabulari romontsch sursilvan - tudestg* von Ramun Vieli und Alexi Decurtins durch zwei frühere Werke: einerseits das kleine «provisorische» *Vocabulari scursaniu* von Vieli (1938), andererseits und vor allem durch das größere deutsch-surselvische Wörterbuch desselben Autors (*Vocabulari tudestg - romontsch sursilvan*, 1944). Aber bei aller Abhängigkeit und bewußten Anlehnung ist doch keines der beiden Lexika von 1962 die bloße Umkehrung des zeitlich vorangegangenen deutsch-romanischen Teils, eben des Zwillingspaars von 1944.

Wohl hat das auf Zettel übertragene und nun nach romanischen Stichwörtern neu geordnete Material der Vorläufer in beiden Fällen eine wesentliche Rolle gespielt: beim engadinisch-deutschen Wörterbuch recht eigentlich den Grundstock geliefert, beim surselvischen zumindest als Gedächtnisstütze gedient («... ei staus ina specia da 'memoria', [che] ha fatg endamen da buca schar mitschar plaids d'ina certa peisa», Vieli-Decurtins p. X). Darüber hinaus aber stand den Verfassern die reiche und dialektal genau differenzierende Materialsammlung des *DRG* zur Verfügung. Vieli hatte zudem in jahrzehntelanger Arbeit eine eigene Kartothek angelegt, die er auch nach Erscheinen seiner ersten Wörterbücher – 1938 und 1944 – ständig weiter ausbaute, teils auf Grund von Exzerpten aus der neueren surselvischen Literatur (etwa von 1880 an), teils nach mündlichen und schriftlichen Auskünften von Gewährspersonen, wobei auch die jüngste Generation ausgiebig zu Worte kam: als Lehrer an der Bündnerischen Kantonsschule hatte Vieli reichlich Gelegenheit, Schüler aus allen Winkeln des sur- und surselvischen Sprachgebietes zu befragen und so einerseits den volkstümlichen Wortschatz recht genau zu erfassen, aber auch ein klareres Bild von der Vitalität und Verbreitung bestimmter «literarischer» Wörter und Wendungen zu gewinnen. Schließlich haben auch die beiden jüngeren Bearbeiter, Decurtins für die Surselva und Peer für das Engadin, es nicht versäumt, während der Bereitstellung des definitiven Manuskriptes sich durch mündliche und schriftliche Rückfragen und gelegentlich durch Expeditionen ins freie Land hinaus über den genauen Sachverhalt zu orientieren. Daß alle drei – Vieli von Razén, Decurtins von Trun, Peer von Lavin – selbst Rätoromanen und nicht nur Liebhaber, sondern auch hervorragende Kenner der Materie sind oder waren<sup>1</sup>, daß ihnen weiter eine Reihe von ausgezeichneten Fachleuten (allen voran der Chefredaktor des *DRG*, Andrea Schorta) mit Rat und Tat zur Seite stand, erweckte zum vornherein große Hoffnungen im Hinblick auf Qualität und Zuverlässigkeit der entstehenden Wörterbücher.

Diese Erwartungen sind nicht enttäuscht worden (wobei wir der Tatsache Rechnung tragen, daß die Vollkommenheit nicht von dieser Welt ist und der Kritiker – der Schreibende nimmt sich nicht aus – selbstverständlich auch hier das eine oder andere zu bemängeln haben wird). Schon rein äußerlich – in Druck, Papier und Einband – sind die beiden neuen Wörterbücher so gestaltet, daß man sie stets gern zur Hand nimmt. Wenn es gelungen ist, den Kaufpreis trotzdem recht niedrig zu halten<sup>2</sup>, wird dies in erster Linie der Ligia Romontscha und den durch sie mobilisierten Spendern<sup>3</sup> zu verdanken sein. So besitzen wir nun, nachdem die älteren vergleichbaren

<sup>1</sup> VIELI starb, vor Vollendung des Werkes, am 2. Februar 1953. Vgl. den Nachruf von A. DECURTINS in *Ischi* 40, 150–165.

<sup>2</sup> Frs.s. 19.– in beiden Fällen.

<sup>3</sup> Vgl. das Geleitwort, p. V in beiden Wörterbüchern.

Werke (vor allem Carigiet und Pallioppi) seit Jahrzehnten vergriffen waren<sup>4</sup> und auch der praktische kleine Vieli von 1938 bereits zur gesuchten Rarität geworden ist, endlich wieder zwei handliche und doch reichhaltige Wörterbücher, die uns den Zugang zu den beiden Hauptvarianten des Bündnerromanischen erschließen und – dürfen wir gleich beifügen – eine Reihe von Wünschen erfüllen, die ihre Vorgänger noch offengelassen hatten.

Von der «Modernität» soll dabei nicht die Rede sein. Es ist klar, daß die im letzten Jahrhundert oder um die Jahrhundertwende entstandenen Wörterbücher zum Teil veraltet sind und man billigerweise nicht erwarten darf, daß ihre Angaben stets mit dem heutigen Sprachgebrauch übereinstimmen. Aber ganz abgesehen von diesem Gesichtspunkt – Erfassung der gegenwärtigen Sprachphase – bieten die beiden hier besprochenen Werke den unschätzbaren Vorteil, uns sehr weitgehend auch über die Aussprache, insbesondere die Betonung der Wörter zu unterrichten. Der einzige ohne weiteres vergleichbare (und auch wegweisende) Vorläufer ist in dieser Hinsicht – trotz der Verdienste Carigiets<sup>5</sup> – der deutsch-romanische Bezzola-Tönjachen, wogegen Vieli in seinen früheren *Vocabularis* noch darauf verzichtet hatte, über die in traditioneller Orthographie gebräuchliche Zeichensetzung (Akzente) hinauszugehen. Peer und Vieli-Decurtins nun bezeichnen grundsätzlich, soweit ihnen dies nötig erscheint, erstens die Tonstelle und zweitens die Stimmhaftigkeit von *s* und *sch*, und zwar mit Hilfe eines einzigen diakritischen Zeichens: des untergesetzten Punktes (also *q, e = á, é; s, sch = z, ź*, in Anlehnung an das von Bezzola und Tönjachen gewählte Verfahren). – Hier möge es gestattet sein, neben dem großen Lob, das diesem Streben nach phonetischer Klarheit gebührt, auch ein Wort der Kritik anzubringen: man wird schwerlich um die Feststellung herumkommen, daß nicht alles im ersten Anlauf schon restlos gelungen ist; wir zweifeln aber nicht daran, daß eine zweite Auflage hier vollends zum Ziel führen wird.

Vor allem würde man sich mehr Konsequenz in der Verwendung der phonetischen Hilfszeichen wünschen. Die Frage, wo die Angabe der Betonung und der Stimmhaftigkeit von *s* und *ś* wirklich notwendig ist und wo nicht, wird sich nie völlig objektiv beantworten lassen. Daraus aber entstehen eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren, die, so wie die Zeichensetzung jetzt gehandhabt worden ist, sich für den nichtromanischen Benutzer fatal auswirken können. Ein Beispiel: *pachifc* (engad.) 'gelassen, geruhsam, gemütlich, behaglich, friedfertig' usw. ist ein gern verwendetes Wort, das in Graubünden guten Klang hat; aber wie es genau klingt, d. h., wo der Ton liegt, das ist aus dem Wörterbuch von Peer nicht in Erfahrung zu bringen: die Akzentstelle nämlich wird dort (p. 312) nicht bezeichnet. Nun vermuten wir natürlich (weil Italien näher liegt als Frankreich), es heiße *pachifc* [*pxč'ifk*], aber dies widerspricht der Betonungsregel von p. XVI, wo zu lesen ist: «Von den Suffixen und Endsilben sind

<sup>4</sup> Seit letztem Jahr ist auch der oberengadinische *Dicziunari scurznieu* von VELLEMAN (Samedan 1929) im Buchhandel nicht mehr erhältlich.

<sup>5</sup> In der Tat hatte CARIGIET (*Rätoromanisches Wörterbuch, surselvisch-deutsch*, Bonn-Chur 1882) recht ausgedehnten Gebrauch von zusätzlichen Akzenten gemacht und konsequent zwischen *s* und *z*, *ś* und *ź* unterschieden. Leider aber sind die Betonungsangaben doch noch zu ungleichmäßig, um dem Nichtromanen völlige Sicherheit zu geben; auch die Verwendung des Zeichens *ſ* sowohl für *z* (vor Vokal) als auch für *ś, ź* (vor Konsonant) kann leicht zu einer gewissen Verwirrung des mit dem Wörterbuch nicht genau vertrauten Benützers führen.

folgende meistens betont ... [:] Alle Endsilben mit *-i* oder *i* + Konsonant» (*-ic* fehlt dann freilich in der nachfolgenden Aufzählung); und weiter (p. XVII, d): «Für alle Ausnahmen von obigen Regeln und bei sonstigen Zweifelsfällen wird die betonte Silbe im Wörterbuch mit einem Punkt unter dem Vokal versehen.» Also, hätten wir zu schließen, heißt es wohl *pachifíc?* – Mitnichten: es heißt *pachífic!* Schlagen wir nach bei Bezzola-Tönjachen, so finden wir zwar p. 179 unter *behaglich*, p. 178 *behäbig*, 456 *gemütlich*, ebenfalls *pachífic* ohne Betonungsangabe (nach den Regeln in der Einleitung, p. XXI s., *pachífic* zu lesen, genau wie bei Peer); aber auf Seite 449, unter *gelassen*, erlöst uns Bezzola-Tönjachen endlich von allen Zweifeln, denn dort steht klar und deutlich *pachífic!* – Die Lehre, die aus solchen Schwankungen und Ungleichmäßigkeiten (es gibt deren eine Menge) zu ziehen wäre, ist wohl die, daß man die Kategorie der «Zweifelsfälle» erheblich erweitern und – abgesehen von den allerhäufigsten Suffixen, von den Feminina auf unbetont *-a*, den stets betonten Infinitiven auf *-ar*, *-air*, *-ir* usw. – mit Betonungspunkten nicht sparen sollte. Schlagen wir gleich das entsprechende (freilich weder formal noch bedeutungsmäßig genau entsprechende) Wort bei Vieli-Decurtins nach, so stellen wir zwar mit Erleichterung fest, daß dort die Tonstelle bezeichnet ist (*pacífic* [= *patsífik*]); aber es ist leider nicht schwer, auch Vieli-Decurtins in dieser Beziehung Inkonsistenzen und Unklarheiten nachzuweisen. Man vergleiche etwa *fisic*, *fisica* ohne Akzentangabe, dagegen *físicher* mit Betonungspunkt; ähnlich (neben *política*) *politic*, *polizia* (*-ía*), *provinzia* (*-íntsia*), *peonia* (*-ó-*) unbezeichnet (dafür *pronunzia*, *purezia*, *pustemia* gegenüber *profezia*, *popparia*, *perschunja*), auch *facil* (wohl *fátsil*, aber nach p. XVIII, 6.2, auf der Endsilbe zu betonen) unbezeichnet wie *difficil* (= *-íl*), dann *credit*<sup>6</sup>, *nomad* (wie dt. *Nomáde* oder wie it. *nómade?*), zwar *colon*<sup>2</sup> (nicht *çolon?*) aber *semicolon*; andererseits oft Betonungsangabe in Fällen, wo dies gewiß nicht nötig wäre, z. B. *scõmpa*, *scõrsa*, *scõrta* und viele weitere. – Der Schluß, der sich aufdrängt, ist: daß man hier nach einem klaren, einfachen<sup>7</sup> und einheitlichen, dann aber konsequent zu befolgenden System streben sollte, statt sich auf das gefährliche «wo es nötig erscheint» (Peer p. XI, 8, nach Bezzola-Tönjachen p. XV, 12) einzulassen; vgl. auch Vieli-Decurtins p. XVIII, 6.2: «... sind in der Regel betont und weisen deshalb nicht immer» das Betonungszeichen auf (vom Rezensenten gesperrt).

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Unterscheidung von stimmlosen und stimmhaften Sibilanten (*s/s*, *sch/sch*). Ein unseliger Zufall will es, daß u. a. gerade das Ethnikon *Grischun* im Wörterbuch von Peer (p. 206<sup>8</sup> und 578<sup>9</sup>) des so dringend

<sup>6</sup> Hier wäre die Betonungsangabe um so eher erwünscht, als im Engadin tatsächlich *krédit* vorherrscht (vgl. PEER 117: *crédit*), in der Surselva dagegen *kredít* (siehe genauer DRG 4, 222). Der gleiche typische Gegensatz findet sich z. B. in surselv. *ridicul* (*-úl*), dem schon genannten *difficil* (*-íl*), *stupíd*, *vişeta*, *fabrica* (*-í-?*) gegenüber engad. *ridicul*, *difficil*, *stüpid*, *vişita*, *fabrica*; in andern Fällen dagegen zeigt auch die Surselva die italienische, nicht die französisch-deutsche Betonung: *física*, *música*, *facil* (wohl eher *á*), *únic* usw.; und umgekehrt engad. wie surselv. *solíd*, *fertíl*, *intím* (PEER), *filosóf*, *paragráf*, *automobil*, *autonóm*, *telefon* usw.; sogar *balsám* (*bálsám*) gegenüber dt. *Bálsam*, it. *bálsamo*, vgl. hierzu DRG 2, 107 (auch Einwirkung des Suffixes *-am* *-AMEN?*), bei PEER und VIELI-DECURTINS unbezeichnet *balsam*.

<sup>7</sup> Keine zu langen (und trotzdem unvollständigen) Suffixlisten!

<sup>8</sup> Als Adjektiv wäre es klein zu schreiben: *g-*. Mit dem Subst. *il Grischun* wird auch das 'Bündnerland, Graubünden' bezeichnet. Obwohl diese Angabe p. 578

benötigten Sonoritätspunktes entbehren muß. Der nicht eingeweihte fremdsprachige (insbesondere der deutschsprachige!) Benützer wird daher *grišun* statt *grižun* sagen und damit das Ohr des Bündnerromanen gerade an seiner empfindlichsten Stelle verletzen. Vieli-Decurtins bringen das Wort nur in der Liste der Eigennamen (p. 823), zunächst glücklicherweise zweimal mit Sonoritäts- und Akzentangabe (*Grišchun*), dann aber in der Verbindung *Grischun central* 'Mittelbünden' ohne diakritische Zeichen. Es mag pedantisch erscheinen, auf diese kleine (und vielleicht gar nicht ungewollte) Inkonsequenz hinzuweisen, denn hier ist sie harmlos, weil die exakte Notierung gleich in der vorhergehenden Zeile zu finden ist; aber in andern Fällen führen gerade Ungleichmäßigkeiten dieser Art zu einer Desorientierung des Benützers: er weiß nie mit Sicherheit, ob das Fehlen eines Aussprachezeichens als gewollte Weglassung oder – vielleicht! – als ungewollte Unterlassung zu interpretieren ist. Man vergleiche hier etwa das Nebeneinander von (Vieli-Decurtins 713) *šurcušarja*, *šurcušer* und *surcušider*, *surcušida*, (715) *surpassament* und *šurpassar*, *šurplidada* und *surplidanza* usw. (was um so verwirrender wirkt, als ja die Verhältnisse bei den Komposita mir *sur-/sur-* an sich schon kompliziert genug sind); oder bei Peer (p. 57) *bisabiadi* neben *bišest* (nach DRG beide mit *-z-*), *busacha* wie *busecca* (69s.; nach DRG das erste mit *-s-*, das zweite mit *-z-* auszusprechen) – und so wird man denn unsicher und fragt sich, ob der Gegensatz zwischen *casuist* und *cašual* (p. 75) am Ende gar nicht wirklich, sondern selbst rein casual sei, um so mehr, als auch *caserna* (ib.; nach DRG mit stimmhaftem *-s-*) ohne Sonoritätszeichen erscheint.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen wohl klar genug, daß der Wunsch nach einer konsequenteren, gleichmäßigeren Setzung der phonetischen Hilfszeichen nicht ganz unberechtigt ist. In Fällen wie *lošch* Adj. (Vieli-Decurtins 354) wäre auch die genaue Angabe des Femininum (*lošcha*, *ina lošcha matta* 'ein stolzes Mädchen', nicht bloß *lošch*, *~a!*) sehr willkommen. Ein spezielles Desideratum für das engadinische Wörterbuch ist die Unterscheidung von stimmhaftem und stimmlosem *z* (*ts/dz*), z. B. *chanzun*, *sainza* (*ts*), aber *manžina*, *dunžaina* (*dz*), oberengad. auch *uzun* (*ts*) gegenüber *uzöl* (*dz*); für die Surselva stellt sich das Problem nicht, weil dort die stimmhaften Affrikaten *dž*, *dz* in der Regel zur reinen Frikative *ž*, *z* geworden sind, vgl. *surselv. miez/mesa* (*-ts/-z-*) gegenüber engad. *mez/mezza* (*-ts/-ts-*, seltener noch *-ts/-dz-*, Walberg, *Celerina* p. 132). Andererseits wäre man dankbar, wenn im surselvischen<sup>10</sup> Wörterbuch das als Hauchlaut zu sprechende *h* im Gegensatz zum stummen, rein graphischen *h* besonders bezeichnet würde, wenigstens im Anlaut: also z. B. *historia*, *haver*, aber *hermer*, *halla*, *herox* (*reh*, *barhar*) usw., denn auch etymolo-

---

(Eigennamen) zu finden ist, wäre doch zu wünschen, daß sie auch p. 206 nicht fehlen würde. VIELI-DECURTINS verbannen das Wort konsequenterweise völlig in die Abteilung der Eigennamen; in diesem speziellen Fall würde uns eine kleine Inkonsequenz nicht unerlaubt scheinen.

<sup>9</sup> Im Verzeichnis der Eigennamen (p. 573ss.) finden sich bei PEER (im Gegensatz zu VIELI-DECURTINS) überhaupt nur sehr wenige Ausspracheangaben, obwohl sie gerade dort besonders erwünscht wären – offenbar weil die Druckerei die Zeichen mit dem diakritischen Punkt nur in Halbfett besitzt (resp. nur in der kleineren Schrift wie bei BEZZOLA-TÖNJACHEN, p. 1141ss.). – Ein weiterer Wunsch: ein Großbuchstabe Š, damit man auch über die Stimmhaftigkeit des Anlauts, z. B. der mit *sur-* gebildeten Lokalnamen (VIELI-DEC. 826s., PEER 582), Klarheit gewinnen könnte.

<sup>10</sup> Eventuell auch im engadinischen? (vgl. PEER p. XV unten: Neologismen?).



gische Überlegungen und Kenntnisse führen hier durchaus nicht immer zum richtigen Schluß<sup>11</sup>.

Und endlich – wenn es nicht allzu unbescheiden ist – noch ein letzter Wunsch zum Kapitel «Aussprachebezeichnung»: Sowohl Vieli-Decurtins (p. XV) als auch Peer (p. XII) machen einleitend darauf aufmerksam, daß insbesondere die betonten Vokale engad. *e* und *o* (*ö*), surselv. *e* und *u* teils – je nach Wort – geschlossen, teils aber offen (resp. halboffen) zu sprechen sind (wobei im Engadin merkliche Unterschiede zwischen dem oberen und dem unteren Talabschnitt bestehen). Auch in den neueren Lehrbüchern (vgl. vor allem S. M. Nay, *Bien di, bien onn*<sup>2</sup>, p. VIIIs., und J. C. Arquint, *Vier v ladin*, p. XIIIs.) wird nachdrücklich auf diese Verschiedenheiten der Vokalqualität hingewiesen. Sie sind aber auch sehr auffällig, besonders in der Surselva bei *e*: *é/ê* oft wie *é/ê*, *ú/û* manchmal wie *ú/ô* oder gar *ú/ô* ausgesprochen<sup>12</sup>. Die gewöhnliche Orthographie trägt diesen Gegensätzen nur sehr sporadisch Rechnung, fast nur dort, wo sie – im Surselvischen – Homographien durch Akzentsetzung bei *e* zu vermeiden sucht: *pèz* (*pèts*) 'Brust', aber *péz* (*pèts*) 'Spitze', *mèl* (*mèl*) 'Honig', aber *mél* (*mèl*) 'Maultier', *pèdra* (*pèdra*) 'Edelstein', *pèdra* (*pèdra*) 'Wanze', *dètq* (*dèč*) 'gehörig', *dètq* (*dèč*) 'gesagt', *spert* (*špèrt*) 'schnell', *spért* (*špèrt*) 'Geist' usw. In allen andern Fällen aber – vgl. etwa *tetq* 'Dach' und *jetq* 'sehr' (*teč/ječ*, *ječ*<sup>13</sup>), *era* 'auch' und *sera* 'Abend' (*èra/sèra*), *calzer* 'Schuh' und *puder* 'können' (*kaltsè/pudè*), *metter* 'stellen' und *better* 'werfen' (*mètər/bètər*), *det* 'Finger' und *met* 'stumm' (*dèt/mèt*) – bleibt der Unterschied im Vokalismus gänzlich unbezeichnet, und leider gibt uns auch Vieli-Decurtins hierüber keinen Aufschluß (außer einigen – fast neckischen! – Hinweisen auf Seite XV der Einleitung<sup>14</sup>). Ganz im ungewissen bleiben wir auch, soweit uns nicht etymologische Überlegung und vielleicht da und dort eine unsichere Regel auf die Spur helfen, über die Aussprache von surselv. *ú* (= *ú* oder *û*, *ô*?) und von engad. *ó*, *ô* (= *ó* oder *ó*, *ô* oder *ó*?<sup>15</sup>). (Umgekehrt ist im Surselvischen *ó* eindeutig [= *ô*], im Engadinischen *ú* [= *ú* ohne nähere Bestimmung, wohl im allgemeinen eher geschlossen].)

Es ist nicht schwer zu erraten, wie angesichts dieser Unklarheiten unser «letzter Wunsch» lauten wird: daß neben dem diakritischen Punkt (der den Linguisten ja ohnehin stets dazu verleitet, den betreffenden Vokal geschlossen auszusprechen) in einer zweiten Auflage wenigstens im Fall des Surselvischen auch das Häkchen eingeführt und nicht mehr *bèttər* und *mèttər*, sondern *bèttər* und *mèttər* (= it. *mèttère!*), *pudər*/

<sup>11</sup> Vielleicht wäre es sogar möglich, durch eine solche Unterscheidung im Wörterbuch – dem wichtigsten Ratgeber! – der auch bei Romanen gelegentlich zu beobachtenden Neigung zur «spelling pronunciation» (*haver*, *jeu hai* usw.) entgegenzuwirken.

<sup>12</sup> Bei *ú* scheint der Gegensatz geschlossen/offen in der Regel etwas weniger scharf zu sein: z. T. nur *ú/û*, *ú/ô*.

<sup>13</sup> Vgl. hier z. B. AIS K. 221 und 864 'tetto' gegenüber K. 65 'molto': in allen fünf Aufnahmepunkten der Surselva *teč* im Gegensatz zu *ječ* (P. 10, 11, 13), *ječ* (P. 1, 3) oder ähnlichen Formen.

<sup>14</sup> Nicht anders machen es NAY und ARQUINT. BEZZOLA-TÖNJACHEN und PEER geben uns zwar (p. XVII resp. XIIIs.) mit engadinischer Urbanität einige allgemeine Regeln, nur helfen uns diese leider im konkreten Fall meistens auch nicht weiter. (PEER p. XIII, Regel 3. für betontes *o* muß mit andern Beispielen illustriert werden.)

<sup>15</sup> Vgl. PEER p. XIII: *ögl* = *ôl*, aber *stögl* = *štöl*.

*calzer, tegia/curegia, meglia/sulegl, endisch/enten* usw. geschrieben werde; ebenso auf der andern Seite *mantun, ramur, giiven, ura*, aber *sisum, schanugl, dudsich, ussa* (vielleicht auch – obwohl betontes *o* in der Surselva normalerweise stets offen ist – mit Rücksicht auf den sonst üblichen Zeichengebrauch: *davos, cazzola, quitordisch, curonta* statt *davos, cazzola, quitordisch, curonta*). Freilich gelangen wir damit automatisch zur Forderung, *é/ê* und *û/Û* auch in einsilbigen oder sonst was die Tonstelle betrifft eindeutigen Wörtern zu bezeichnen: also *fetg, met, vegl*, aber *tetg, det, grev*; *flur, nuv, cut*, aber *flum, dutg, tut*; und weiter: *grëtta, bëna, cruna, bucca*, und so fort. Die dadurch bedingte Vermehrung der diakritischen Zeichen ist indessen bei weitem nicht so gravierend, wie es auf den ersten Blick scheint, denn schon in der vorliegenden Erstausgabe des Vieli-Decurtins ist bei zahllosen Paroxytona auf *-a* der Tonvokal mit einem Punkt markiert: z. B. *sëra, vëta, pënda, ura*, die man einfach so belassen könnte, um lediglich statt bisherigem *ëra, sënda, pëda, mustga* usw. nunmehr *ëra, sënda, pëda, mustga* einzusetzen. Auch wäre es möglich, das Schriftbild – sofern dies gewünscht wird – dafür in vielen andern Fällen zu entlasten: bei *porta, noda, roda, scola, costa* und einer Menge gleichartiger Wörter, die jetzt mit Betonungspunkt versehen sind, dürfte man sich diesen Zusatz getrost schenken, denn hier wird *o* ohne weiteres als *ó* verstanden. Auch *fïla, spïna, bransïna, savïda, pïla, trätga* usw. und beispielsweise die Ableitungen auf *-ada* (*curdada, nevada, rugada, tilada* ...) wären ohne Betonungszeichen durchaus klar genug; vgl. schon jetzt ohne Punkt *lila, mina, cantina, burnida, sala, stratga, clamada* (*muntada, filtschada, casada*) usf.<sup>16</sup>

Eine entsprechende Regelung (*e/ê, o/ò, ö/ÿ*) wäre im Prinzip auch für das Engadinische anzustreben, nur stellt sich die Frage, ob eine ähnlich saubere und einfache Lösung, wie sie für die Surselva denkbar ist, im Innggebiet nicht durch zu starke regionale Schwankungen und andere Unsicherheitsfaktoren verunmöglicht wird. – Auf eine Qualitätsunterscheidung bei den unbetonten Vokalen *e, o* und *u* darf man in beiden Hauptzonen mit gutem Gewissen verzichten, da außerhalb der Tonsilbe die Unterschiede eher irrelevant und dementsprechend auch die Schwankungen beträchtlich sind; in Erb wörtern reduziert sich die ganze Vokalskala im Prinzip ohnehin auf bloß drei bis vier Werte: *i* (+ engad. *ü*), *u*, *α/ə* (mit gewissen durch Analogie bewirkten Störungen, vgl. z. B. Schorta, *Müstair* § 91).

Erwünscht wäre dagegen an sich die Bezeichnung der Langvokale (vgl. dazu Arquint p. XII: «Lange und kurze Vokale sind deutlich zu unterscheiden», und Peer p. XII: «Die langen Vokale sind oft länger als die zum Vergleich angegebenen deutschen, französischen oder italienischen langen Laute»); aber einmal ist auch hier mit starken lokalen, individuellen und satzphonetischen Schwankungen zu rechnen<sup>17</sup>,

<sup>16</sup> Auch im Falle des intervokalischen *-s-* könnten unter Umständen durch eine andere Regelung im surselvischen Wörterbuch eine Menge diakritischer Punkte eingespart werden. In der Surselva wird ja – in einem gewissen Gegensatz zum Engadin – intervokalisches stimmloses *-s-* bis auf wenige Ausnahmen als *-ss-* geschrieben (*caussa, bissacca, dessegn, dessignar* usw., allerdings daneben *desister, resister* etc.), so daß einfaches *-s-* fast immer, sozusagen automatisch, den stimmhaften Laut bezeichnet und es an sich rationeller wäre, auf die wenigen Ausnahmen hinzuweisen statt überall die – normale! – Stimmhaftigkeit zu bezeichnen.

<sup>17</sup> Man beachte, daß auch streng wissenschaftliche Darstellungen wie HUONDERS *Vokalismus der Mundart von Disentis* (RF 11, 431 ss.) auf Angabe von Vokalquantitäten verzichten und daß sich, besonders auf dem Gebiet der Surselva, z. B. GARTNER

und andererseits müßten zur Angabe der Quantitäten die diakritischen Zeichen wohl in einem solchen Ausmaß vermehrt werden, daß generelle Änderungen im Aufbau der einzelnen Artikel unvermeidlich würden (Stichwort in gewöhnlicher Orthographie, darnach in Klammer genaue phonetische Umschrift). Wir glauben aber kaum, daß es den Herausgebern möglich wäre, auf so weitgehende Forderungen einzutreten; sie würden auch nicht unbedingt der Zweckbestimmung dieser von der Lia Rumantscha betreuten Wörterbücher entsprechen<sup>18</sup>, in denen die phonetische Akribie nicht auf die Spitze getrieben werden soll und vor allem eine engherzige Reglementierung (welche gegen tolerierbare regionale Abweichungen gerichtet wäre) bewußt vermieden wird. Zur Ermittlung der genauen lokalen Lautform wird der dialektologisch interessierte Benutzer nach wie vor zu Mundartmonographien, auch den Handbüchern von Gartner, zum *AIS* und vor allem (für die ersten Buchstaben des Alphabets) zum *DRG* greifen müssen, das nach andern Prinzipien aufgebaut ist und alle bündnerromanischen Lokalmundarten berücksichtigt.

Wir haben nun eine Reihe von Änderungswünschen für die Aussprachebezeichnung vorgebracht, einerseits Kritik geübt an gewissen Ungleichmäßigkeiten in der Anwendung der diakritischen Zeichen, andererseits Vorschläge für eine Erweiterung des Zeichensystems selbst gemacht: Unterscheidung von *h/h̄* im Surselvischen, von *z/z̄* im Engadin; Einführung der Zeichen *ε*, *υ* (*ϕ*, eventuell *ϕ̄*). Nachdem wir also unsere Einwände und Wünsche freimütig geäußert haben, liegt uns um so mehr daran, dieses Kapitel – um keine irrigen Vorstellungen über Wert und Qualität der zur Diskussion stehenden Werke aufkommen zu lassen – mit einer allgemeinen Feststellung abzuschließen: Die Wörterbücher von Vieli-Decurtins und von Peer vermögen nicht nur, was die Bezeichnung der Aussprache betrifft, den Vergleich mit allen andern für den praktischen Gebrauch bestimmten bündnerromanischen Wörterbüchern ohne weiteres auszuhalten; mehr als das: keines der früheren Wörterbücher, ausgenommen der deutsch-romanische Bezzola-Tönjachen, kann sich in dieser Hinsicht mit Peer und Vieli-Decurtins messen, nicht einmal Carigiet. Der Fortschritt gegenüber den Vorgängern ist evident, und es wäre undankbar, hier die großen Verdienste der Bearbeiter nicht zu würdigen. Aber deswegen zu schweigen, wo er die Möglichkeit weiterer Verbesserungen zu sehen glaubt, kann nicht Aufgabe des Rezensenten sein. Il meglio è nemico del bene – und wie Peer in gewissem Sinne der Feind von Pallioppi geworden ist und Vieli-Decurtins der Feind von Carigiet, so ist es denkbar (vielmehr: so ist zu hoffen), daß Peer<sup>2</sup> einmal der Feind von Peer<sup>1</sup> und Vieli-Decurtins<sup>2</sup> der Feind von Vieli-Decurtins<sup>1</sup> sein wird.

Wir haben im vorletzten Abschnitt beiläufig von der Zweckbestimmung unserer Wörterbücher gesprochen. Es scheint mir nicht überflüssig, auf diesen Punkt zurückzukommen, um gewissen Mißverständnissen entgegenzutreten: alle diese von der Ligia Romontscha herausgegebenen Lexika – die von 1962 so gut wie die von 1944 – sind keine Mundartwörterbücher (vgl. Vieli-Decurtins p. IX: «Il vocabulari orientescha oravontut davart *il stadi dil lungatg da scartira*»). Zwar ist die Frage der Schriftsprache in Romanisch Bünden ein dornenvolles Problem, einmal schon des-

---

und *AIS* in bezug auf die Längen oft widersprechen (vgl. etwa Inf. -ARE: GARTNER, *Gramm.* 178 und *Hdb.* 224 -á, aber *AIS* z.B. K. 1663 -á). Die scheinbaren Widersprüche und Inkonsistenzen innerhalb des *DRG* entpuppen sich im Lichte dieser Tatsachen weitgehend als Ausdruck effektiv bestehender Quantitätsschwankungen.

<sup>18</sup> Vgl. unten p. 326 ss.

halb, weil es sich um eine so kleine Sprachgemeinschaft – weniger als 50 000 Seelen – handelt. Das kann besonders in der heutigen Zeit nichts anderes bedeuten, als daß die große Mehrzahl der Bündnerromanen eine zweite Sprache beherrschen muß – also Zweisprachigkeit mit einer übergeordneten «großen» Verkehrs- und Schriftsprache (im konkreten Fall sogar meistens ein Sprachenpaar: Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch) und andererseits einer vertrauteren, seit bald zwei Jahrtausenden im Lande verankerten, auch klangvolleren, aber geographisch, sozial und lexikologisch (eins ruft dem andern!) viel beschränkteren Eigensprache. Doch auch diese eigene romanische Sprache besitzt, ungeachtet ihrer Kleinheit, eine jahrhundertealte literarische Tradition (auch sie ist also doppelgesichtig: «freie» Dorfmundart einerseits, normierte Regionalsprache andererseits); das heißt – wir haben uns ungenau ausgedrückt –, sie besitzt nicht eine literarische Tradition, sondern Traditionen, und damit stellt sich in Romanisch Bünden nicht die Frage der Schriftsprache, sondern der Schriftsprachen – fünf an der Zahl<sup>19</sup> (wodurch das Stärkeverhältnis zwischen Deutsch und Romanisch sich noch mehr zuungunsten des letzteren verschiebt). Aus dieser Gesamtsituation ergibt es sich zwangsläufig, daß die schriftsprachlich normierten Formen des Bündnerromanischen den Lokalmundarten relativ nahestehen<sup>20</sup> und streng genommen nicht nur nach ihrem geographischen Geltungsbereich und dem Umfang der literarischen Produktion ein Mittelding zwischen Mundart und Schriftsprache im üblichen Sinne darstellen. Immerhin ist das seit 400 Jahren zu beobachtende Streben nach Regionalschriftsprachen, die über den Lokalmundarten stehen und über den Alltagswortschatz hinausgreifen, nicht ohne Erfolg geblieben. Besonders im Engadin und in der Surselva hat es zu relativ festgefügtten und funktionstüchtigen Systemen geführt, und die Bündnerromanen in ihrer Gesamtheit scheinen durchaus noch nicht gesonnen, auf ihre eigene schriftsprachliche Tradition zu verzichten und kurzerhand vor dem übermächtigen Deutschen zu kapitulieren.

Nun ist es klar, daß diese Regionalschriftsprachen nicht einfach mit der alltäglichen Umgangssprache eines bestimmten Gebietes oder gar einer Ortschaft identisch sein können. Auch wenn die Lokalmundarten weiterhin ohne jeden Zweifel die wichtigste Quelle (auch eine Quelle der Verjüngung) bleiben, so darf doch auf der andern Seite, mit Rücksicht auf die Doppelrolle des Bündnerromanischen, das traditionelle, im schriftlichen Gebrauch erarbeitete Sprachgut nicht völlig vernachlässigt werden. Aber nicht nur das! Auch diese kleinen Schriftsprachen bedürfen, sofern sie ihren Dienst weiter versehen sollen, gerade im lexikologischen Bereich einer steten Adaptierung

<sup>19</sup> Jedenfalls im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung, d.h. nach der Sezession der Sutselva, und wenn wir die beiden Varianten des Engadinischen gesondert zählen. Diese fatale Zersplitterung ist in letzter Linie wohl eine Folge des Umstandes, daß das natürliche Zentrum Graubündens, nach dem hin auch alle Teilgebiete Romanisch Bündens gravitieren, die Stadt Chur, rund hundert Jahre vor der Reformation (dem Beginn des Bündnerromanischen Schrifttums) zum Deutschen übergegangen ist.

<sup>20</sup> Aus dem Bestreben, den Abstand zwischen Alltags- und Schriftromanisch zu verkleinern, ist die so heiß umstrittene – und gewiß nicht unproblematische – Gründung der jüngsten, der sutselvischen Schriftsprache im besonders gefährdeten Gebiet des Hinterrheins zu erklären. Freilich ist das Sutselvische im Grunde genommen zugleich auch die älteste schriftsprachlich verwendete Form des Rheinisch-Romanischen, stützte sich doch DANIEL BONIFACI in seinem Katechismus von 1601 hauptsächlich auf die Mundart des Domleschg.

an die sich wandelnden Lebensbedingungen, das heißt besonders in der Gegenwart: einer beträchtlichen Ausweitung des Wortschatzes. Nun vollzieht sich die Aufnahme etwa der modernen Termini *technici* zum Teil ganz von selbst, über die Alltagssprache, vor allem was Internationalismen lateinischer oder romanischer Abstammung betrifft, die sich fast automatisch einfügen; daneben aber vagabundieren deutsche Wortformen zu Hunderten im Lande herum, werden, wo man nicht gleich einen einheimischen Ausdruck zur Hand hat, oft unverändert in die romanische Alltagssprache herübergenommen und bleiben nicht selten häßliche Fremdkörper, die einer richtigen Anpassung widerstehen. Gerade hier – wie anderseits in der Pflege des literarisch überlieferten Wortschatzes – vermögen die Wörterbücher der Ligia Romontscha eine wichtige Funktion zu erfüllen: sie versuchen, die Sturzflut der Neologismen einigermaßen zu kanalisieren und unerwünschte, schwer verdauliche Fremdkörper fernzuhalten, indem sie adäquatere Neubildungen vorschlagen. Das heißt, sie können nach beiden Richtungen – Tradition und Innovation – als Wegweiser dienen und so dem Romanischbündner, der nicht einfach ins deutsche Fahrwasser geraten will, den seiner Alltagsmundart fehlenden gehobenen und technischen Wortschatz in einer einwandfreien Form vermitteln<sup>21</sup>.

Die Feststellung, daß die hier besprochenen Wörterbücher vieles enthalten, was in der gewöhnlichen Umgangssprache kaum je zu hören sei, ist also durchaus richtig; nur scheint es uns fehl am Platz, dies (wie es bisweilen unter Leuten vom Fach geschieht) im Ton eines Vorwurfs zu äußern. Wer das Bündnerromanische einerseits seines traditionellen literarischen Sprachgutes berauben und es anderseits in den Käfig einer anachronistischen Einfachheit sperren, d.h. auf eine rein bäuerliche Sphäre und den altangestammten Mundartwortschatz beschränken will, spricht ihm eo ipso das Todesurteil. Ob der Rückgang des Romanischen in Graubünden anders aufgehalten werden kann, ist eine Frage für sich; aber daß die Lia Rumantscha und die Bearbeiter ihrer Wörterbücher nicht den Weg des unbeteiligt-kühlen Beobachters gehen, sich nicht mit der Registrierung einer rein ortsspezifischen Alltagssprache auf Mundartebene zufriedengeben konnten, liegt auf der Hand. Diese Wörterbücher enthalten selbstverständlich (schon weil sie sich zu einem nicht unwesentlichen Teil auf literarische Texte stützen) wie alle schriftsprachlichen Lexika einen erheblichen Prozentsatz nichtkolloquialen Wortgutes. Solange aber das Bündnerromanische überhaupt in Schule und Kirche, in Versammlungen, im Gericht, auf der Bühne, in Referaten usw. gebraucht werden soll, solange Bündnerromanische Zeitungen und Bücher erscheinen, ist die Bereitstellung eines gewissen gehobenen und technischen Wortschatzes ein unbedingtes Erfordernis – auch wenn der nur mit dem Gehirn interessierte Dialektologe strenger Observanz dies vielleicht weniger gern sieht<sup>22</sup>.

Die Wörterbücher der Ligia Romontscha können (und wollen) deshalb eigentliche Mundartwörterbücher und -monographien nicht ersetzen. Auch ergibt es sich fast von selbst, daß sie – eingedenk ihrer Funktion, vor allem den Romanen selbst als Wegweiser zu dienen – einem gemäßigten<sup>23</sup> Purismus huldigen und uns, überspitzt formu-

<sup>21</sup> Man vergleiche hier auch VIELI, *Voc. tudestg-romontsch* p. XII Mitte!

<sup>22</sup> VIELI-DECURTINS versäumen es übrigens nicht, den Kollegen vom Fach ausdrücklich zu warnen: «Il scienziau valeteschi ils neologissemes cun resalva prudenta, era sche quels han meinsvart in vestgiu romontsch genuin» (p. IX).

<sup>23</sup> Vgl. hier VIELI-DECURTINS p. XII oben, h)!

liert, manchmal weniger über die effektive als die erwünschte Vitalität eines Wortes informieren; doch trifft diese Feststellung naturgemäß eher für die deutsch-romanischen als die romanisch-deutschen Teile zu<sup>24</sup>. Daß aber auch diese in erster Linie auf die Bedürfnisse der Romanen zugeschnitten sind, zeigt sich im Aufbau vieler Artikel. Vgl. z. B. *cun* (Peer 128, Vieli-Decurtins 162): hier findet der Benutzer weniger Auskunft über die Funktionen von *cun* im Bündnerromanischen als darüber, wie er rom. *cun* – eben sein *cun!* – im Deutschen wiederzugeben hat. Die beiden Wörterbücher von 1962 setzen sich also zunächst das doppelte Ziel, den Bündnerromanen selbst einerseits zum guten (zu einem besseren) Romanisch zu führen, aber auch, ihm als Brücke zum Deutschen zu dienen («... sperein nus che nossas stentas ... gidien nossa gliud els sforzs per ina sauna cultivaziun da lur faviala e da quella tudestga»; Vieli-Decurtins p. XII). Schon Vielis *Vocabulari scursaniu* von 1938 hatte gezeigt, wie groß auf romanischer Seite das Bedürfnis nach einem solchen Vermittler war: «Ils exemplars dil 'Vocabulari scursaniu' sin las crunas dallas stivas sursilvanas, tut trits vid lur cuviartas, resdan dil fatg che quels manuals vegnan duvrai stediamein era sco piogn tier il tudestg» (*loc. cit.*). Sobald wir aber bedenken, daß diese Wörterbücher in erster Linie von den Romanen selbst benötigt werden und vor allem für sie geschaffen wurden, erscheint uns manche Unterlassung bei der Aussprachebezeichnung weniger schwerwiegend: der romanische Benutzer weiß ja in der Regel gut genug, wie er zu betonen, ob er *é* oder *é* zu sprechen hat usw. Immerhin, zu dem erwähnten doppelten Ziel kommt doch auch ein drittes: dem Fremdsprachigen das Bündnerromanische zu erschließen. Dieses dritte Ziel mag weniger dringlich sein, aber es war offensichtlich auch den Bearbeitern nicht gleichgültig oder nebensächlich. Die Fachwelt ist ihnen dafür zu großem Dank verpflichtet, und der Rezensent darf verraten, daß das Exemplar des *Vocabulari scursaniu*, das auf der *cruna* seiner *stiva turitgesa* steht, mit seinen abgeschabten Deckeln ebenfalls von fleißigem Gebrauche zeugt und daß er im «Unterland» auch schon Exemplare der beiden neueren Wörterbücher angetroffen hat, die nicht mehr frisch aussahen: ein Zeichen dafür, wie sehr die beiden Werke nicht nur innerhalb der romanischen Talschaften Graubündens willkommen sind und geschätzt werden. Daher auch unsere Beharrlichkeit im Wunsche nach einer möglichst konsequenten und lückenlosen Aussprachebezeichnung, die – hoffen wir – nicht als Unbescheidenheit oder lästiges Drängen empfunden worden ist.

Wir haben einleitend die beiden Wörterbücher von 1962 als Zwillinge bezeichnet. Sie sind es nach Geburtsjahr und Gesamtanlage und gleichen sich auch in vielen Einzelheiten fast aufs Haar, viel mehr als das ältere Zwillingpaar von 1944. Trotzdem präsentieren sie sich schon äußerlich recht verschieden, in Einband, Druck und

<sup>24</sup> So fehlen z. B. im deutsch-romanischen VIELI von 1944 zwei der häufigsten Wörter der surselvischen (-sutselvisch-surmeirischen) Umgangssprache: *aber* und *schon*. Vgl. AIS K. 1105 (*ma costa troppo*): in 8 von den 13 Aufnahmepunkten Rheinisch Bündens *ábær*, *ábær* (ähnlich K. 1607); und AIS K. 649 (*dormi già?*): in 12 Punkten *šón*, *šón*, *šón*, einzig in Bivio *ǰó* (ähnlich K. 41 [hier sogar *šón* in S. Maria im Münstertal]) und K. 1264 [auch Zernez im Engadin *šón*, corr. *finǰá!*]). Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß SCHEUERMEIER in Romanisch Bünden sich des deutschen Questionnaires bediente. – Der romanisch-deutsche VIELI-DECURTINS dagegen registriert *aber* und *schon*, selbstverständlich mit dem entsprechenden Hinweis auf *mo* und *gia* resp. *bein*.

Umfang; sie stimmen auch im Charakter nicht völlig überein, ganz abgesehen davon, daß sie von den beiden entgegengesetzten Eckpfeilern des Bündnerromanischen, der Surselva und dem (Unter-) Engadin, ausgehen. Es ist daher angebracht, zum Schluß – sofern wir die Aufmerksamkeit des Lesers überhaupt noch länger in Anspruch nehmen dürfen – jeden der beiden ungleichen Zwillinge noch für sich zu betrachten.

Wenn der kleinere, Oscar Peers *Dicziunari rumantsch ladin - tudais-ch*, etwas schwächer ist als sein surselvischer Bruder<sup>25</sup>, erklärt sich dies zum Teil daraus, daß er sozusagen schon vor der Geburt in seiner Substanz geschmälert wurde: bereits bei der Durchsicht des ersten Manuskriptes sind viele Wendungen und Satzbeispiele einer sich als opportun erweisenden Kürzung zum Opfer gefallen (vgl. Vorwort p. VIII). So zeichnet sich Peers Wörterbuch in der Tat durch eine recht angenehme Handlichkeit aus; die etwas geringere Reichhaltigkeit dürfte angesichts der Materialfülle des deutsch-engadinischen Bezzola-Tönjachen, aber auch mit Rücksicht auf ein älteres Werk eher zu verschmerzen sein: besitzen wir doch in Pallioppis *Dizionario dels idioms romauntschs* von 1895 ein engadinisch-deutsches Wörterbuch, das nicht zuletzt dank seinen zahlreichen, oft ausgezeichneten Satzbeispielen bis heute eine nicht geringe Wertschätzung beanspruchen darf<sup>26</sup>. Im übrigen ist zu sagen, daß trotz der Kürzungen auch Peer uns eine Menge von trefflichen Illustrationen bietet und sein Wörterbuch durchaus kein dürres Gerippe ist.

Eine gewisse Komplikation ergab sich beim *Dicziunari ladin* dadurch, daß er (anders als der surselvische Vieli-Decurtins, wo im Prinzip eine Schriftsprache zur Darstellung gelangt) zwei vor allem im Lautstand deutlich gesonderte Varianten, das Ober- und das Unterengadinische, zu erfassen hatte. In der technischen Bewältigung dieses Problems schließt sich Peer wieder eng an Bezzola-Tönjachen an: grundsätzlich werden stets beide Abarten berücksichtigt, wobei aber in der Präsentation die unterengadinische Form eine gewisse Vorrangstellung genießt. Hierin spiegelt sich die sprachliche Situation des romanischen Inngbietes: hatte einst das Oberengadinische deutlich im Vordergrund gestanden – es ist bezeichnend, daß auch die literarische Verwendung des Bündnerromanischen überhaupt im Oberengadin ihren Anfang nahm: Travers, Bifrun! –, hatte es in Pallioppis Wörterbuch noch eindeutig dominiert und in Vellemans *Grammatica* (I. 1915, II. 1924) als erstes und bisher einziges der bündnerromanischen Idiome eine einigermaßen erschöpfende morphologische Darstellung erfahren, so tritt es in den letzten Jahrzehnten immer mehr hinter dem «Vallader», dem Unterengadinischen, zurück. Nicht ohne Grund, verliert es doch ständig an Boden und wird schrittweise (oder schon eher sprunghaft) durch das Deutsche ersetzt<sup>27</sup> (in viel geringerem Maße – leider, wenn schon! – durch das Lombardisch-Italienische). So erhält das noch recht gut romanische Unterengadin mit dem Münstertal automatisch ein immer stärkeres Übergewicht; im Jahre 1960

<sup>25</sup> Der Unterschied im Umfang ist übrigens geringer, als es den Anschein hat (XVII + 600 gegenüber XXXVIII + 831 Seiten), denn bei PEER ist der Satzspiegel etwas größer und der Satz ganz wenig gedrängter als bei VIELI-DECURTINS.

<sup>26</sup> Daneben ist das Wörterbuch der beiden PALLIOPPI, wie sich von selbst versteht, in verschiedener Hinsicht veraltet und entspricht vor allem wegen seiner italianisierenden Tendenz in Lautstand und Schreibweise oft nicht mehr der jetzt geltenden Norm: gerade hierin dürfen wir uns nun an PEER halten, der seinerseits im wesentlichen die Normierung von BEZZOLA-TÖNJACHEN übernommen hat.

<sup>27</sup> Vgl. P. WUNDERLI in *VRom.* 25, p. 56ss., 58/59, 65, 76, 77, 79.

gab es, laut Statistik, im Oberengadin noch knapp 3000<sup>28</sup>, im Unterengadin und Münstertal dagegen annähernd 6000 Rätoromanen<sup>29</sup>. – In einem Punkte allerdings hat bei Peer (wie bei Bezzola-Tönjachen) das «Puter», das Oberengadinische, über das «Vallader» triumphiert, und man ist versucht, diese Inkonsequenz als einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit zu betrachten: lat. *á* vor *m*, *nn*, *nd* [u. a.] wird im Unterengadin und Münstertal (wie in Rheinisch Bünden) gewöhnlich zu *ó*<sup>30</sup>, also *strom*, *chomma*, *on*, *grond* usw.<sup>31</sup> Trotzdem geben die beiden engadinischen Wörterbücher der Lia Rumantscha als Stichwort *stram*, *chamma*, *an*, *grand*, und zwar ohne Nennung der echt unterengadinischen Form (die bei Bezzola-Tönjachen im Prinzip gänzlich fehlt, bei Peer unter die Verweise verbannt ist); also eine Zurücksetzung, wie sie sonst nicht einmal das Oberengadin zu erdulden hat. Es mag dabei das Bestreben maßgebend gewesen sein, die beiden Spielformen des Engadinischen einander nach Möglichkeit anzunähern, wobei wohl das in diesem Falle nicht immer ganz eindeutige Verhalten des Unterengadins den Ausschlag zugunsten des «Puter» gab<sup>32</sup>. Freilich hat dieses Verfahren seine Kehrseite, ist doch damit ein – auch nicht erwünschter und mit dem Schwinden des «Puter» immer irrealer werdender – Gegensatz zwischen beiden Schriftsprachen des Engadins einerseits und dem Rheinisch-Bündnerromanischen andererseits geschaffen worden. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, warum Arquint in seinem Lehrbuch des Unterengadinischen (*Vierv ladin*, 1964) entschieden zu den echteren, als «schöner» empfundenen Formen *grond*, *on*, *strom* usw. zurückgekehrt ist. Übrigens findet man auch bei Peer ein Stichwort *pon*, *pan*<sup>33</sup> – eine kleine Inkonsequenz innerhalb der größeren!<sup>34</sup>

Sehr willkommen sind, außer den Anleitungen zum Gebrauch (besonders zur Aussprache), der ebenfalls durch farbiges Papier gekennzeichnete Anhang mit den Eigennamen und die Übersicht über die regelmäßige und unregelmäßige Konjugation<sup>35</sup>.

<sup>28</sup> Mit Einschluß von Bergün (surmeirische Mundart, aber oberengadinische Schriftsprache) etwas mehr als 3200.

<sup>29</sup> Genauer 2990 (Oberengadin; = 28,6% der Gesamtbevölkerung) gegenüber 5899 (Unterengadin 4573 = 71,5%; Münstertal 1326 = 85,7%). – Bei weitem an der Spitze steht aber die Surselva mit 16500 Rätoromanen (Sutselva ca. 4500, Surmeir ca. 4000).

<sup>30</sup> Wobei sich aber besonders Zernez stark schwankend verhält und im allgemeinen mehr dem Oberengadin zuneigt. Auf der andern Seite nimmt auch Bivio eine Zwischenstellung ein: *stram*, *camma*, aber *grond*, *on* (CANDRIAN § 11, 16, 17).

<sup>31</sup> Vgl. genauer LUTTA, *Bergün* p. 47 ss., PULT, *Sent* 20 ss., SCHORTA, *Müstair* 23 ss.; GARTNER, *Gramm.* 172 *flamma*; auch AIS z. B. K. 10, insbesondere aber DRG passim, etwa Bd. 3, 208, 227, 239, 291 usf. (siehe auch DRG I, 263/64 und 265).

<sup>32</sup> Ähnlich ist bei PEER die unterengadinische Variante *uau* 'Wald' (auch *guau*, *guad* u. ä., vgl. AIS 530) zugunsten von *god* völlig unterdrückt worden (dagegen BEZZOLA-TÖNJACHEN p. 1045 noch *god*, *uau*).

<sup>33</sup> Ebenso bei BEZZOLA-TÖNJACHEN sub *Tuch*. Vgl. hier AIS 1516 *panno*: Oberengadin *pán*, Unterengadin und Münstertal *pón*, *pón*, *pónn*.

<sup>34</sup> Im Teil der Eigennamen erscheint *Jon* gleichberechtigt neben *Gian* (p. 577 s.; bei BEZZOLA-TÖNJACHEN 1146 sogar vor *Gian!*); aber auch hier nur *Anna*, *Marianna* usw., wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß sich *Onna* nach DRG I, 288, auf das untere Unterengadin von Tschlin bis Tarasp beschränkt.

<sup>35</sup> Erwünscht wäre vielleicht auch – bei PEER und bei VIELI-DECURTINS – ein



Diese Teile hat Peer mutatis mutandis aus Bezzola-Tönjachen übernommen, allerdings nicht ohne eine Reihe von Kürzungen und andererseits auch einige redaktionelle Verbesserungen vorzunehmen<sup>36</sup>. Zu erwähnen ist schließlich noch, daß auch Jon Pult nicht unwesentlich zum guten Gelingen des Werkes beitrug: schon 1953 hatte er mit der Redaktion der Buchstaben D–F begonnen und dieses «Probestück» bereits soweit ausgearbeitet, daß es Peer als Muster und Grundlage für das weitere Vorgehen dienen konnte. – Ausführlich auf Einzelheiten des Wörterbuches einzugehen, verbietet uns die Rücksicht auf den Leser wie auch der solchen Besprechungen vernünftigerweise gesetzte – und bereits arg strapazierte – Rahmen<sup>37</sup>.

Bei den surselvischen Wörterbüchern ist das Verhältnis des jüngeren romanisch-deutschen zum vorhergehenden deutsch-romanischen Teil ein wesentlich anderes. Um die Herausgabe nach Möglichkeit zu beschleunigen und wenigstens einmal die dringendsten Wünsche zu erfüllen, hatte sich Vieli zu einer verkürzten Fassung des *Vocabulari tudestg-romontsch* entschlossen<sup>38</sup>, ähnlich wie er schon 1938 sein sehr geschätztes *Vocabulari scursaniu romontsch-tudestg* als Vorboten des geplanten größeren Wörterbuches herausgebracht hatte. Nun ist sein deutsch-romanisches *Vocabulari* von 1944 zwar wesentlich größer als das romanisch-deutsche von 1938 (916 gegenüber 280 Seiten, 40000 Stichwörter gegenüber 12000), aber es erreicht doch bei weitem nicht den Umfang des deutsch-engadinischen Bezzola-Tönjachen. Für das Engadin also lag bereits 1944 ein großes Wörterbuch vor, von dem aus man durch Umkehrung und Reduktion zu einem etwas handlicheren romanisch-deutschen Teil –

---

Verzeichnis der allgemein gebräuchlichen engadinischen und surselvischen Abkürzungen (z. B. *e.u.i.*, surselv. *e.a.v.* = 'usw. '), die man auch im Wörterbuch selbst an der betreffenden alphabetischen Stelle unterbringen könnte.

<sup>36</sup> Z. B. p. XV u., Hauchlaut *h* (vgl. BEZZOLA-TÖNJACHEN p. XX); p. 586 5. Präs. Ind. unterengad. *avais* und *avaivat* (BEZZOLA-TÖNJACHEN p. 1158 nur *avais*; den Hinweis auf die alten Perfekta vom Typus (*a*)*vech*, BEZZOLA-TÖNJACHEN N 1, hat PEER wohl absichtlich geopfert). Nicht unbedingt eine Verbesserung bedeutet die Neufassung der Angaben über *eu*, *ie*, *uo* (BEZZOLA-TÖNJACHEN XVIII, PEER XIV); die lautliche Definition des Diphthongs *üe* ist in beiden Wörterbüchern etwas ungenau (vgl. z. B. DRG 3, 638 *chüern*). Zu streichen wäre die völlig überflüssige Angabe «ohne Aspiration» bei *g*, *gu*, *qu* (it.!), PEER XV = BEZZOLA-TÖNJACHEN XX. Statt «linguales» (Zungen-) *r* (ib.) besser Zungenspitzen-*r*. Etwas enigmatisch bleibt die Angabe, das *g* sei «weniger stimmhaft im Anlaut» (BEZZOLA-TÖNJACHEN; Zusammenhang mit dem gelegentlichen Wechsel *c-/g-?*), die bei PEER abgeändert ist in «weniger stimmhaft im Auslaut» (zugleich aber wird gesagt: «*g* im Auslaut wird wie *ch* [č] gesprochen»).

<sup>37</sup> Zwei, drei Kleinigkeiten: In welchem Verhältnis stehen *má*, *mé* p. 264 und *mai*, *mé* p. 266? – *üna mezza* (Hohlmaß) p. 284 sub *mez*: nach DRG 4, 125 (2.) = 1 ½, nicht ½ Liter. – *sfladar* p. 453 hat auch die Bedeutung 'hauchen', zumindest im Oberengadin (*sflader*), vgl. z. B. RETO CARATSCH, *Il commissari da la cravatta verda*: «... dumandand cu ch'ella hegia nom. 'Ursina', ho'la sflado ed ais fügida a's zupper in chadafö». Siehe übrigens auch BEZZOLA-TÖNJACHEN 510. – *sdasdar* / *sdaisda* (neben *sdasda*) sollte wohl p. 599 nicht fehlen.

<sup>38</sup> Siehe *Vocabulari tudestg - romontsch sursilvan*, Vorwort p. VIII. Vgl. auch A. DECURTINS in *Ischi* 40, 160/61: zusätzliche Kürzung des Manuskriptes mit Rücksicht auf die Druckkosten!

eben dem *Dicziunari* von Peer – gelangen konnte; auf der Seite des Surselvischen dagegen war der Plan des «großen» Wörterbuches noch nicht oder erst annäherungsweise verwirklicht.

Ramun Vieli, im Bewußtsein, das gesetzte Ziel noch nicht erreicht zu haben, gönnte sich ohnehin keine Ruhe. Er sammelte, sichtete, prüfte und feilte weiter; auch war er in strenger Selbstkritik stets darauf bedacht, allfälliger Mängel seines (bereits ausgezeichneten) deutsch-surselvischen Wörterbuches innezuwerden, um ihre Übertragung auf den im Entstehen begriffenen surselvisch-deutschen Teil zu verhüten. So ist das *Vocabulari* von 1962 – der Vieli-Decurtins – alles andere als die bloße Umkehrung des Werkes von 1944, vielmehr die Frucht einer unablässigen Weiterbearbeitung des gesamten Stoffes. Vieli selbst hatte die Buchstaben C, D und F–J redigiert, als ihn 1953 ein vorzeitiger Tod (er starb noch nicht 58jährig) dahinraffte. Im Hinblick auf die Fortführung seines Werkes darf es als Glücksfall bezeichnet werden, daß er noch zu seinen Lebzeiten einen jungen Mitarbeiter herangezogen und selbst in die Arbeit eingeführt hatte: Alexi Decurtins, später (von 1955 an) Redaktor am DRG, Verfasser einer wichtigen Monographie über die unregelmäßigen Verben im Bündnerromanischen (*RH 62*, erschienen 1958). Decurtins redigierte die Buchstaben A, B, E und L–O noch unter der Anleitung und Aufsicht Vielis, den auf O folgenden Teil des Alphabets selbständig, im Sinne eines Weiterschreitens auf dem von Vieli vorgezeichneten Wege.

Im Umfang dürfte das neue Wörterbuch ziemlich genau seinem deutsch-romanischen Vorläufer entsprechen: die etwas geringere Seitenzahl wird durch das größere Format aufgewogen, die wesentlich kleinere Zahl von Stichwörtern erklärt sich zur Hauptsache (oder gänzlich?) aus der Kompositionsfreudigkeit der deutschen Sprache. So erscheint im deutsch-surselvischen Teil neben *Holz* und *Beige* (*Holzstoß*) als eigenes (fettgedrucktes) Stichwort auch *Holzbeige*, neben *Holz* und *Boden* auch *Holzboden* usw., während *pluna lenna*, *plantschiu da lenna* im romanisch-deutschen Teil unter den Stichwörtern *lenn*<sup>39</sup> und *pluna* resp. unter *plantschiu* allein untergebracht sind; ähnlich vom Deutschen ausgehend *hart*, *Holz* und *Hartholz*, *Laub*, *Holz* und *Laubholz*, *Birke*, *Holz* und *Birkenholz* als Stichwörter, dagegen im romanisch-deutschen Teil *lenn dir* sub *lenn* und *dir*, *lenna da feglia* und *lenn badugn* sub *lenn* allein eingereiht. Die geringere Zahl von Stichwörtern im Vieli-Decurtins, das heißt die aus der verschiedenen Sprachstruktur sich ergebende Konzentrierung des gleichen Stoffes unter weniger Lemmata, erlaubte es, die einzelnen Artikel reicher mit Beispielen auszustatten und damit besser und schöner abzurunden.

So ist hier ein Nachschlagewerk entstanden, das bei relativ bescheidenem Umfang erstaunlich viel zu bieten vermag. Wenn es uns nicht völlig wunschlos läßt<sup>40</sup>, ist es

<sup>39</sup> Man möchte wünschen, daß unter *lenn* (II. *lenna*, p. 345) eine etwas straffere Anordnung der Beispiele durchgeführt würde: *lenna da discharina* bis *lenna da sort* anschließend an *lenna rodunda*; dann die Verbindungen mit *lenna* als zweitem (drittem) Element: *carga lenna*, *pluna lenna*, *cavagl da lenna* usw.

<sup>40</sup> Einige Einzelheiten (*pars pro toto!*): Man wird sich fragen müssen, ob unter *sefar* (p. 262, *far* II, reflexiv) die Beispiele nicht mit Vorteil so zu ordnen wären, daß das dativische vom akkusativischen *se* getrennt würde: *l'aura sefa*, *sefar ord la puorla*, *sefar gronds*, *sefar udir* usw.: *se* = Akk., so auch *sefar mal* in der Bedeutung 'sich schlecht machen' (sich schlecht ausnehmen); dagegen *sefar mal* 'sich verletzen' («sich weh tun»): *se* = Dativ, und ebenso in *sefar in num* 'sich einen Namen machen',

doch in seiner Art eines der besten Wörterbücher, ohne jeden Zweifel mit Abstand das bisher beste des Rheinisch-Bündnerromanischen, das heißt einer Sprachform, die auch in lexikologischer Hinsicht zum Interessantesten gehört, was die ganze große Romania aufzuweisen hat. Schon darum ist der *Vieli-Decurtins* ein «Thesaurus» im eigentlichen Sinne des Wortes: zwar nicht sehr groß, aber reich an Raritäten und –

---

*sefar en* '(be)merken, wahrnehmen' («sich inne werden»). – Die Etikettierung von *pro* (p. 521) als «Adverb» allein wird den Tatsachen nicht gerecht; vgl. p. 139 *contra, pro e contra*: Präposition; PEER 357 *prô*: Substantiv, und auch bei *VIELI-DECURTINS* enthalten fast alle Beispiele substantivisches *pro*. – *pulein* (p. 531) ist nicht nur Substantiv (m.), sondern in der 2. Bedeutung, wie die Anwendungen (*via puleina* usw.) deutlich zeigen, auch regelrechtes Adjektiv ('verkehrt, «lätz»'). – *smerscher* (p. 665) kann auch transitiv gebraucht werden ('zugrunde richten'), vgl. z. B. ΜΟΥΤΗ, Ediz. giubilara p. 74 Mitte. – Kapitel 5. (Die Akzente) auf Seite XVIII der Einleitung sollte umgeordnet werden: die letzte Zeile gehört (bei der jetzigen Anordnung) zu a), und die Abschnitte a) und b) wären wohl besser zu vertauschen (b vor a). – Im 6. Kapitel (ib.), 4. ist das einsilbige *aur* als Beispiel ungeeignet. – Auch einige Druckfehler haben sich, wie es nicht anders sein kann, durch alle Kontrollen hindurchgeschlichen, z. B. *gleiti* p. XVIII, 6.1 (statt *glēiti*, so p. 298) oder *urenia* (= *-ía*) p. 786 'Harnvergiftung' (Urämie) – letzteres allerdings ein Druckfehler, der keiner mehr ist, wird doch *urenia* seit BEZZOLA-TÖNJACHEN und dem deutsch-romanischen *VIELI* in dieser Form weitergeschleppt: «gelehrte» Volksetymologie nach *urin, urina*?

Wenn der Benützer gelegentlich Lücken feststellt, wird er sich stets fragen müssen, ob es sich nicht um absichtliche Weglassungen handelt, die auf willentlicher (und vielleicht weiser!) Selbstbeschränkung der Verfasser beruhen (vgl. auch unten, N 49). Das Fehlen des wichtigen Wortes *encurir* 'suchen' dagegen entspringt offensichtlich einem Betriebsunfall; das Partizip *encuretq* nämlich ist vorhanden (p. 236), und sowohl das *Vocabulari scursaniu* wie der deutsch-romanische *VIELI* enthalten das Verbum. – Nicht beabsichtigt ist zweifellos auch die Weglassung von *dabol* Adv. 'schnell'. – Da keine Tabelle der Zahlwörter beigegeben wird, wäre die Nennung der Variante *ventq-*, *ventga-* als erstes Kompositionsglied (*ventgin* '21', *ventgadus* '22' usw.) an der ihr zukommenden alphabetischen Stelle keineswegs überflüssig (jetzt nur *vegn* 'zwanzig' sowie *vegnavel*, *vegnubel*, p. 794). – Unter *resch* Adv. (p. 568; eigentlich 'frisch' < \*RECEM, Akk. zu RECE[N]s, vgl. rum. *rece* 'kalt') würde man gerne, neben *resch tgietschen* 'feuerrot', auch *resch alb* 'schneeweiß, blütenweiß' und das besonders häufige *resch niev* 'nagelneu' (resp. einen Verweis auf *niev*) vorfinden. – Wenn schon Verbindungen wie *cudişchel da tir* 'Schießbüchlein' aufgeführt werden (p. 152), scheint uns, es sollte z. B. unter *caum*, p. 109, *caum postal* 'Postfach' nicht fehlen – doch betreten wir damit jene Sphäre, wo die Entscheidung über Aufnahme oder Weglassung subjektiv wird. So ist etwa der Germanismus *farer* 'Pfarrer' wohl absichtlich weggeblieben, obwohl der surselvische Archipoeta G. C. ΜΟΥΤΗ das Wort gebraucht hat. Vielleicht aus ähnlichen Erwägungen sind im Teil der ONN (p. 821) *Alpsu* als (jedenfalls in Zeitungen oft anzutreffende) Bezeichnung des Oberalppasses (= *Cuolm d'Ursera*, p. 822) und *Minca* als surselvischer Name der Stadt München nicht aufgenommen worden. – Etwas darf jedenfalls in diesem Zusammenhang (Lücken) nicht unerwähnt bleiben: im *VIELI-DECURTINS* sind eine Unmenge, auch eine Reihe wichtiger Wörter enthalten, die man bei den Vorgängern noch vergeblich

cui sapiunt – Kostbarkeiten<sup>41</sup>. Auch der *Dicziunari* von Peer (das sei hier nochmals betont) ist eine reiche Fundgrube; aber Vieli und Decurtins hatten den doppelten Vorteil, daß die von ihnen behandelte Form des Bündnerromanischen einen besonders stark ausgeprägten Eigencharakter besitzt und daß ihnen andererseits nicht Vorläufer von der Qualität des Pallioppi und vom Reichtum des Bezzola-Tönjachen einen großen Teil der Verdienste vorweggenommen hatten.

suchte, so etwa *augsegner* (fehlt bei CARIGIET und in VIELIS *Voc. scurs.*) oder *epi* 'dann, nachher' (fehlt ebenfalls in beiden); sub *ca* (häufige, gelegentlich auch literarisch verwendete Kurzform der Negation) findet man jetzt endlich den Hinweis auf *buca* (CARIGIET und VIELI, *Voc. scurs.*, geben *ca* lediglich als Kurzform von *casa*); usw.

Weitgehend subjektiv ist wieder die Entscheidung, in welchem Ausmaß regionale und graphische Varianten durch Querverweise mit zu berücksichtigen sind. An sich kann die große Zahl von Verweispfeilen im VIELI-DECURTINS nicht überraschen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in diesem Wörterbuch nicht nur verschiedene Mundarttypen der – zwar für bündnerische Verhältnisse relativ einheitlichen – Surselva auf einen schriftsprachlichen Nenner gebracht werden mußten, sondern bis zu einem gewissen Grad auch die Sutselva und gelegentlich sogar Surmeir mitzubersichtigen waren (noch heute dient ja das Surselvische in einzelnen Gemeinden des Hinterrheingebietes und selbst im surmeirischen Vaz als Schul- und Schriftsprache, und auch RAMUN VIELI selbst stammte aus dem sutselvischen Razén!); außerdem aber galt es, zwei gesonderte schriftsprachliche Traditionen, eine katholisch-surselvische und eine protestantisch-surselvische (mit merklichen Unterschieden, vor allem der Graphie), auf eine gemeinsame Basis zu reduzieren – eine Aufgabe, die erst in jüngster Zeit, nicht zuletzt dank dem Einsatz und dem Geschick VIELIS (und der Konzessionsbereitschaft des protestantischen Teils) einigermaßen geglückt ist. Die Erfassung der unter diesen Umständen sehr zahlreichen, auch in Texten immer wieder auftauchenden Nebenformen und ihre Subsumierung unter ein als Norm empfohlenes Stichwort mittels Verweisen (z. B. *gi* 'Tag' → *di*) ist im VIELI-DECURTINS im allgemeinen mustergültig durchgeführt. Gelegentlich kann man den Vorwurf hören, das Wörterbuch sei mit solchen Querverweisen allzu sehr überladen; wir möchten im Gegenteil wünschen, daß vor allem mit Rücksicht auf den fremdsprachigen Benutzer hier nicht gespart und auch schwierige Flexionsformen vermehrt entschlüsselt würden: z. B. *macorts*, *macorta* → *mitgiert* 'häßlich' (wie schon jetzt u. a. *cotschens*, *cotschna* → *tgietschen* 'rot'), ähnlich *ovs* (Plur.) → *iev* (evtl. auch bei *ova* 'Froschlaich etc.' Hinweis auf *iev*), dann *bials*, *biala* → *bi* usw., auch *Diu* (Obliquus) → *Dieus*, *dis* (Nom.) → *di*; beim Verbum z. B. *cuschein* 4. Pr. Ind., *cuschiu* Part. Perf. → *quescher* (vielleicht auch *cuschentar* mit entsprechendem Hinweis), *cartein*, *cartiu* → *crer*, *fretg* Part. Perf. → *fierer*, *giu* Part. Perf. → *haver*, *damonda* 3. Pr. Ind. (und Subst. fem.) → *dumandar*, *drova* → *duvrar*, *satiara* → *satrar*, *peina* → *pinar* usw. – Und schließlich einige Einzelbemerkungen zum Kapitel «Verweise»: die häufigen Nebenformen *è*, *er* sollten wohl an ihrem alphabetischen Platz figurieren, mit Hinweis auf → *era*; da von *su* auf *sura* verwiesen wird, scheint mir auch ein zweiter Verweis *sura* → *sur* angebracht; sub *ver* (p. 798) müßte nicht nur auf *veser*, sondern auch auf *haver* hingewiesen werden (vgl. p. XXI); der Verweis auf die häufigere assimilierte Form *naven* macht die Behandlung des gleichen Wortes auf p. 185 (sub *daven*) überflüssig (dafür unter *naven* womöglich ein Vermerk: Nebenform *daven*); der Hinweis p. 184, *dar* III, → *sedar* ist nutzlos, wenn sub *sedar* (p. 633) bloß auf *dar* zurückverwiesen wird.

Trotz seiner offenkundigen Vorzüge ist das Wörterbuch von Vieli und Decurtins im eigenen – im eigensten – Lande nicht überall günstig aufgenommen worden. Im Bestreben, eine alte Crux der surselvischen Schriftsprache zu beseitigen, hat der jüngere Bearbeiter, Decurtins, sich nicht gescheut, zu einem Radikalmittel zu greifen. Das hat ihm viele Sympathien gekostet und schwere Anfeindungen eingetragen. Es geht dabei um folgendes: In der surselvischen Schriftsprache hatte sich, nach anfänglich sehr schwankendem Gebrauch<sup>42</sup>, im Laufe der Zeit der Usus herausgebildet, zwischen einem mehr genetivischen *de* und einem eher separativen (ablativischen) *da* zu unterscheiden (ähnlich dem italienischen *di* und *da*, vgl. die Zusammenfassung der Regeln bei Vieli-Decurtins p. XIV). Da im Bündnerromanischen vortoniges (resp.

---

Ein Problem für sich bilden die zahlreichen Fälle mit schwankendem Vortonvokal (z. B. *vetgira* neben *vitgira*, *fitschenta* neben *jatschenta*), die nur teilweise berücksichtigt sind. Im Text der Einleitung, p. XII (2. d) findet sich ein Wort *disgeschan* (6. Pr. Ind.), das dem nicht in die Geheimnisse der surselvischen Doppelformen eingeweihten Benutzer leicht einiges Kopfzerbrechen bereiten wird, solange im Wörterbuch selbst ein Hinweis *disgir* → *disdir* fehlt. Neben *jeu stoi* (und *jeu sto*) 'ich muß' kommt – z. B. wieder im neuesten Roman von TONI HALTER, *Caumsura* – öfters eine Form *jeu stos* (nach *pos*) vor, die wohl p. XXXVIII mit zu erwähnen wäre. – Wir sind uns bewußt, daß die Berücksichtigung so vieler Nebenformen für das Wörterbuch eine gewisse Belastung bedeutet, möchten aber trotzdem – wie gesagt vor allem auch im Interesse des fremdsprachigen Benützers – eher für eine Vermehrung als eine Verminderung der Querverweise plädieren.

<sup>41</sup> Vor allem höchst bemerkenswerten Antiquitäten. Aber auch andere Merkwürdigkeiten gibt es in großer Zahl. So wird z. B. 'ertrinken' durch das nicht-reflexive *negar* ausgedrückt (nach deutschem Muster?), dafür 'ertränken' durch das Faktitivum *neghentar* (und von da aus wieder *seneghentar* 'ertrinken', VIELI-DECURTINS 423s.; *as najantar* auch engadinisch). Oder umgekehrt 'schwimmen' reflexiv *senudar*, davon abgeleitet *il senudader* 'der Schwimmer' (p. 431, 639); also *il senudader ei negaus*, gerade umgekehrt wie it. (fr.) *il nuotatore s'è annegato!* – Recht merkwürdig ist auch die Wiedergabe des Gegensatzes 'fest'/'flüssig' durch das Paar DURUS/RARUS (*dir/rar*, p. 205/548), vgl. auch MUOTH: *La mumma cuschina / de dir e de rar* (Ediz. giubilara 73). *Dai enzalgei da rar!* heißt also nicht etwa 'gib mir etwas Rares (Seltenes, Wertvolles)', sondern 'gib mir etwas zu trinken!' (VIELI-DECURTINS 548); daher auch das Subst. *il rar* 'die Flüssigkeit'. – Es wäre gefährlich, sich hier zu weiterem Stöbern verleiten zu lassen: wollte man erst richtig beginnen, man würde nimmermehr fertig!

<sup>42</sup> Man vergleiche ältere Texte wie z. B. die *Lieder der Consolaziun dell'olma devoziusa* (17.–18. Jh.) in der Ausgabe von ALFONS MAISSEN und ANDREA SCHORTA (Basel 1945). Auch im Wörterbuch von FLAMINIO DA SALE (*Fundamenti principali della lingua Retica o Griggiona*, Disentis 1729) gehen *de* und *da* noch wild durcheinander, z. B. – au petit hasard –: 1. wo nach der bis zum Erscheinen des VIELI-DECURTINS herrschenden Regelung der «Ablativ» *da* stehen müßte: p. 242 *uscir dal proposito: trer or del discuors*, ib. *prossimo, vicino: pli de tier*, p. 246 *quanto a me: de mia vart*, 248 *rade volte, di rado: de rar*, usw.; 2. wo umgekehrt *de* stehen sollte: p. 248 *ragguagliare: raquintar, far da saver*, 250 *che razza di gente!: che razza da gliעד!* (aber ib. *razza de cavals*), 256 *ridiculosa cosa: caussa da rir*, ib. *rilassazione di spirito: sfredament da spiert*, 257 *rimorso di coscienza: remiers da conscientia*, 260 *ritrattione de nervi: scorzanida da gniarfs*, 261 *rivoluzione di popolo: revolta da pievel*, usf.

nebentoniges) *e* und *a*, anders als im Toscanischen, zum gleichen Ergebnis geführt haben (TELARIUM > surselv. *taler* [talĕ] 'Webstuhl', TALENTUM > *talien* [talĭon] 'Lust, Verlangen'; DE MANE (Vulgata) > *damaun*, DE-AB-INDE > *daven*, usw.<sup>43</sup>), sieht der Schreibende keine Möglichkeit, die «orthographische» Unterscheidung von *de* (angeblich < DE) und *da* (angeblich < DE-AB oder DE-AD), ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, als autochthon, sozusagen als natürlich gewachsenen Sproß des surselvischen Bodens zu betrachten<sup>44</sup>. Die Trennung von *de* und *da* entspricht auch

<sup>43</sup> Vgl. zur Entwicklung LUTTA, *Bergün* § 104, 110; HUONDER, *Disentis* (RF 11, 531) § 57; CADUFF, *Tavetsch* § 87, 88 («amui»?), 89, 94; RUPP, *Domat-Trin-Flem* § 66; LUZI, *Subselv.* § 75, 1. und 2.; (GRISCH, *Surmeir* § 33); usw. – Die (etymologisierende) offizielle Orthographie schreibt bald *a*, bald *e*, z. B. *madir* MATUREM, aber *segir* SECURUM (älter sehr oft *sagir*!); allerdings auch heute nur *taler* TELARIUM, *damaun* DE MANE, *davos* DE POST, *vadi* VITELLUM, *affon* I(N)FANTEM (wohl auch *paliel* [Plur. *paliats*] 'Pfeil' < PILETTUM, nicht PALOTIUM, so LUZI, *Subselv.* 28; vgl. zu *i* >  $\alpha$  R. v. PLANTA in HELBOK, *Regesten Vorarlb.-Liechtenstein* p. 67, N 2) usw.; d. h. wo der etymologische Zusammenhang mit einem klassisch-lat. Wort nicht mehr evident war oder wo  $\alpha$  auf lat. *i* zurückgeht, entfällt die Möglichkeit einer Anlehnung an das lateinische Schriftbild. – Vgl. übrigens neben *segir* SECURUM auch *sigir* 'Axt' SECURIM: besonders vor Palatal Neigung  $\alpha$  > *i* (LUTTA § 107, 113, HUONDER § 57 [p. 532 = SA p. 106], CADUFF § 90, 95, RUPP § 65, 67, usw.).

<sup>44</sup> Da seit Beginn der literarischen Tradition für *e* in unbetonter Silbe sehr häufig *a* erscheint (genauer *a* und *e* promiscue: *segir/sagir* u. ä., N 43, auch *da* neben *de* in beiden Funktionen) kann nicht angenommen werden, es handle sich um Konservierung eines alten einheimischen Sprachzustandes, sozusagen ein graphisches Fossil. Vielmehr scheint es uns naheliegend, die Graphie (und Grapholalie) *de* – statt und neben *da* – genau wie *segir* neben *sagir*, *mesira* MENSURA neben *masira* usw. in letzter Linie als Anlehnung an die lateinische Schreibweise zu interpretieren (siehe immerhin auch N 45), wobei in einer späteren Phase ein zusätzlicher Anstoß von Seiten des Französischen nicht völlig ausgeschlossen werden kann. Bereits in den sechs Churer Urkunden, die auf die Zeit zwischen 768 und 814 zurückgehen (*Bündner Urkundenbuch* 1, p. 26–31) stellen wir das charakteristische Schwanken zwischen *da* und *de* fest (z. B. *op. cit.* 1, 29, Zeile 26–28: *confinat da una parte in Martini, de alia in Lubuciones magistri; ... da una parte in Pauli, de alia in Scolchengo*). Man vergleiche hier auch die Lüener Stiftungsurkunde von 1084, in der DE POST (nicht DE-AB-POST!), heute *davos* 'hinter', mehrmals in der Form *dauos* erscheint (*Dauos Salorno, Dauos Prouigo, op. cit.* 1, 164s., siehe auch *BM* 1949, 103), und weiter, was das Alter des Wechsels *e*/ $\alpha$  betrifft, R. v. PLANTA in A. HELBOK, *Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein* 1, 67: *e, i* vortonig > *a* in Urkunden des 8.–10. Jh.s., z. B. *tradavio* TRITAV-IUM, *affectum* EFFECTUM (so auch im Tello-Testament, *Bündn. Urk.-buch* 1, 24.14; sowie 1, 30.4), *Sanuvio* COENOBIO, *ex an[tégro]* EX INTEGRO usw.; dann den 2. Band des *Rätischen Namenbuches* von A. SCHORTA, passim, z. B. für den Gemeinamen *Sagogn* bei Ilanz (765 in *Secanio*) Schreibungen wie *de Sagannio, Segannio* 1137/39, *Sigannes* 1160, *Sagennes* 1194 usw. (*op. cit.* 820), für *Ladir* im 9./11. Jh. und 1263 *Leitura*, aber schon um 998 *Ladurs* (*op. cit.* 722). Bezeichnend für altes Schwanken zwischen *i, e* und *a* ( $\alpha$ ) ist z. B. auch die deutsche Form des ON *Pigniu* PINETUM (Gemeinde in einem Seitental der Foppa), dt. *Panix*; vgl. dazu *Pany* (Dorf im Prättigau) – und so gibt es eine Menge von Formen, die bezeugen, daß unbetontes *e*

keineswegs den umgangssprachlichen Gewohnheiten: im ungezwungenen Gespräch erscheint  $d\alpha$  ohne Differenzierung der Funktion<sup>45</sup> (darum oben «orthographisch»; eigentlich sollten wir hier nicht von «Orthographie», sondern von «Pseudographie»

(und z. T.  $i$ ) schon lange vor Beginn der literarischen Tradition (in der Surselva erst im 17. Jh.!) zu  $a$ ,  $\alpha$ , und damit auch DE zu  $da$ ,  $d\alpha$  geworden war.

Wenn die Grammatiker zwischen  $da$  und  $de$  (eigentlich rein graphische Varianten desselben Wortes, die erste der Volkssprache näherstehend, die zweite latinisierend) später eine funktionelle Differenzierung konstruiert haben, so diente dabei wohl in erster Linie das Italienische (resp. Toskanische), das als einzige unter den romanischen Sprachen  $di < DE$  und  $da < DE-AB$  und  $DE-AD$  unterscheidet, als Modell (italienische Kapuziner haben in der Gegenreformationszeit maßgebend an der Ausgestaltung der katholisch-surselvischen Schriftsprache mitgewirkt). Daneben mag das Deutsche mit seiner Unterscheidung zwischen  $des$  und  $von dem$  (usw.) ebenfalls eine Rolle gespielt haben, vgl. z. B. CONRADI, *Grammatik* (1820), p. 5: «Genitif *dilg Frar*, des Bruders», «Ablatif *davart, dad ilg, d'ilg, da [dal?] Frar*, von dem Bruder», Plural: *dils Frars*, der Brüder, *davart, dat ils, d'als Frars*, von den Brüdern usw. – Auch konfessionelle Gegensätze sind bei der Streitfrage um  $de$  und  $da$  mehr oder weniger offen mit im Spiel, hat doch  $da$  in genetivischer Verwendung für viele katholische Bündner Oberländer einen protestantischen Beigeschmack: die Reformatoren der (unteren) Surselva, STEFAN GABRIEL und seine Nachfolger, schrieben von Anfang an nur  $da$ , im «Genetiv» wie im «Ablativ». Dabei sollte freilich nicht übersehen werden, daß bei der vor allem durch GION CAHANNES, S. M. NAY und R. VIELI bewerkstelligten Vereinheitlichung der surselvischen Schriftsprache die reformierte Minderheit in fast allen Punkten nachgegeben hat (vgl. z. B. die Schulbücher), so daß nun ein Entgegenkommen der Katholiken (das ja zugleich eine Annäherung an die konfessionell gemischte Sutselva und das katholische Surmeir bedeutet) zwar als sehr anerkennenswerte, aber doch nicht als unzumutbare Großzügigkeit erscheinen würde, um so weniger als ja das sogenannte «Protestantisch-Surselvische» im wesentlichen auf der Mundart der paritätischen, aber mehrheitlich katholischen Foppa (Ilanz und Umgebung) beruht, also auch von einem erheblichen Teil der katholischen Oberländer als Umgangssprache des Alltags gebraucht wird.

Was schließlich die Konjunktion ET betrifft, so darf deren lautliche Entwicklung nicht ohne weiteres mit der von DE verglichen werden: wohl ist auch ET meistens unbetont, aber es kann (viel eher als DE) auch einen Nebenton und gelegentlich sogar den Hauptton tragen (vgl. z. B. AIS K. 825: P. 7, 227, 158  $i$ ,  $\acute{e}$ ,  $\acute{e}$ , P. 70, 147  $\grave{e}$ ,  $\grave{e}$ , usw.), und damit ist a priori eine gewisse Wechselwirkung zwischen tonlosem  $\alpha$  und betontem  $\grave{e}$ ,  $\acute{e}$  anzunehmen. Durch Ausrichtung nach den betonten Formen konnte zudem die unter Umständen recht störende Homonymie von  $\alpha$  (vor Vokal  $\alpha d$ ) ET und  $\alpha$  ( $\alpha d$ ) AD vermieden werden. Trotzdem erscheint in älteren surselvischen Texten sehr oft  $a$  ET =  $a$  AD, vgl. z. B. *Consolaziun*, ed. cit., passim; ein frühes Beispiel für  $a$  ET (AC?) bietet vermutlich eine Urkunde aus dem Jahr 975: *sanus a sana mente* (*Bündner Urkundenbuch I*, 116). Vgl. hier auch HUONDER, *Disentis* (RF 11, 463) § 17: neben  $\varnothing$  ET satzphonetische Variante  $a$ , sogar  $\bar{a}$ ! In einem Dialekttext aus Breil (*Schweizer Dialekte in Text und Ton*, Phonogramm-Archiv der Universität Zürich: A. SCHORTA, *Rätorom. und rätolomb. Mundarten*, Heft 10) erscheint ET als  $e$ ,  $e$ ,  $et$ ,  $\partial d$ ,  $\alpha$ ,  $\alpha t$ ,  $a$  und  $at$  (AD als  $\alpha$ ,  $\varnothing$ ,  $a$ ; DE als  $d\alpha$ ,  $d\partial$ ,  $d$ ).

<sup>45</sup> Von satzphonetischen (nicht funktionellen!) Varianten  $d\alpha$ ,  $d\partial$ ,  $d$  (siehe N 44)

sprechen). Freilich zeigt sich dann, besonders in gehobener, feierlicher Rede, eine gewisse Neigung zur schulmäßigen, buchstabengetreuen Aussprache (die Pseudographie wird zur Pseudolalie): *de* gegenüber *da*, *dα* (ähnlich wie unter dem Einfluß des Schriftbildes *haver*, *jeu hai* usw. gelegentlich mit Hauchlaut gesprochen wird, siehe N 11) – wobei allerdings Verstöße gegen die Vorschriften der Schulgrammatik an der Tagesordnung sind. Aber auch in Büchern und Zeitungen finden sich immer wieder «fehlerhafte» Verwechslungen von *de* und *da*. Von Vieli selbst ist der Ausspruch verbürgt, er kenne in der ganzen Surselva nicht einen, der die beiden Formen korrekt zu gebrauchen wisse.

Angesichts dieser Situation (und bei der Ausarbeitung des Wörterbuches immer wieder gezwungen, mehr oder weniger willkürliche Entscheidungen für *de* oder *da* zu treffen<sup>46</sup>) hat Decurtins der Wörterbuchkommission der Ligia Romontscha vorgeschlagen, die Unterscheidung überhaupt fallenzulassen und statt im «Genetiv» *de* (*della*, mask. *dil* usw.), im «Ablativ» *da* (*dalla*, *dal* usw.) in beiden Fällen nur noch *da* (mit Artikel fem. *dalla*, *dall'*, Plur. *dallas*, mask. *dil*, *digl*, Plur. *dils*) zu schreiben, entsprechend dem tatsächlichen Sprachgebrauch des größeren Teils der Surselva (talaufwärts bis Breil) und in Übereinstimmung mit der Sutselva und Surmeir<sup>47</sup>. Diese

und *de* dürfen wir hier absehen. Vgl. hier z. B. *Lautbibliothek Westermann* Nr. 158, Text von Vrin: *da*, *dα*, *də*, *de*, *dε*; *dαlα*, *dálα* auch in genetivischer Funktion! (p. 7, 3. und 4.). Die Variante *de* könnte evtl. auch durch das Nebeneinander von *ə*, *α*, *a* und *e* ET (N 44, am Ende) bedingt sein.

<sup>46</sup> Genetiv und Ablativ zeigen von Haus aus viele Berührungspunkte (idg. ursprünglich nur bei den *ö*-Stämmen gesonderte Formen!) und lassen sich funktionell nicht scharf gegeneinander abgrenzen. Es ist kein Zufall, daß z. B. im Griechischen die Genetivform weitgehend die Funktionen des einstigen Ablativs übernommen hat: Genetiv nach *ἀπὸ*, *ἐκ*, Genetivus absolutus usw.

<sup>47</sup> Vgl. *AIS*, z. B. K. 307, 387. – Der Einwand M. ULLELANDS, *SN* 35, 344, ein Mask. *dil* neben einem Fem. *dalla* sei «as a system rather curious, and its advantages» seien «not evident», scheint mir an der Sache vorbeizugehen. Die Mundarten im weitaus größten Teil des romanischen Rheingebietes verwenden ja tatsächlich im Mask. *dil* (*dil*, *dils* usw.) gegenüber dem Fem. *dαlα*, *dαlαs*. *dil* usw. erklärt sich ganz natürlich als *dα + il > d'il = dil*, im Gegensatz zu *dα + lα = dαlα* (geschrieben *dalla*), wo es nichts zu elidieren gab. Nur die Mundarten der obersten Surselva, von Trun (oder Schlans?) an aufwärts – und andererseits Bivio – zeigen in der Regel beim Mask. die umgekehrte Elision: *dα + il > dα'l = dαl* (auch für Vrin gibt der *AIS* gelegentlich *dαl*, z. B. K. 307; aber beim Gewährsmann von Vrin, P. 13 – Lehrer, Oberstleutnant, Politiker! – besteht der Verdacht schriftsprachlicher Beeinflussung, vgl. auch Einführungsband zum *AIS* p. 41 «phonetisch nicht immer ganz bodenständig»). – Jedenfalls ist weder das eine noch das andere Verfahren (*dα il > d'il* oder *dα il > dα'l*) auch nur im mindesten enigmatisch oder gar künstlich. Ist etwa das fr. *de*, *de la*, *du*, *des* «as a system» weniger «curious» als das surselvische *da*, *dalla*, *dil*, *dils/dallas*? Die Formen der Cadi, *dαl*, *dαl*, *dαls*, lassen sich eventuell auch als Anlehnung an *αl*, *αl*, *αls < ad illum* usw. deuten. Wie dem immer sei, ist der Unterschied zwischen *dil* und *dal* auf der Ebene der Umgangssprache nicht – wie die (ältere) Schulgrammatik möchte – ein funktioneller (Gen./Abl.), sondern ein geographischer (untere Surselva/obere Surselva: hier wie dort mundartlich nur eine Form in beiden Funktionen).





Vereinfachung ist von der Wörterbuchkommission ausdrücklich gutgeheißen worden<sup>48</sup>. Ein großer Teil der surselvischen Lehrerschaft hat sie mit offensichtlicher Erleichterung begrüßt. In der Folge wurde sie auch vom Erziehungsdepartement des Kantons Graubünden sanktioniert und wird in den neuen Schulbüchern konsequent angewendet.

Aber auf der andern Seite ist die Neuerung auf erbitterten Widerstand gestoßen. So einleuchtend und zweckmäßig die Reform an sich ist, wird man doch den Gesichtspunkten der Gegner nicht jegliches Verständnis verweigern können. Eine schriftsprachliche Tradition – sagen sie –, die sich im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet hat und eine feinere morphologisch-syntaktische Unterscheidung erlaubt, verdient es, weiter gepflegt zu werden, selbst wenn sie in der spontanen Umgangssprache des Alltags keine Stütze findet. Bei allem Verständnis, das wir dieser Auffassung im Prinzip entgegenzubringen vermögen, scheint sie uns im vorliegenden Falle nicht unproblematisch, schon weil es sich um eine Unterscheidung handelt, die dem in Erbwörtern entwickelten Lautsystem (unbetont *a* und *e* >  $\alpha$ !) grundsätzlich zuwiderläuft. Vor allem aber stellt sich die Frage, ob denn eine kleine Sprache, die in ihrer Existenz bedroht ist, die auch in der Schule ihren Platz mit dem Deutschen teilen muß, sich solch luxuriöse Schikanen überhaupt leisten kann. – Uns will doch scheinen, daß Decurtins den richtigen Weg gegangen ist, daß die «Werte», die hier geopfert wurden, den Aufwand nicht lohnen, um so mehr als tatsächlich kaum einer die komplizierten Regeln völlig korrekt anzuwenden versteht und sehr viele Grenzfälle immer wieder Stoff für unfruchtbare Diskussionen und Kontroversen geliefert hätten. Decurtins hat sich übrigens die Schriften seiner Opponenten etwas genauer angesehen und auch den tapfersten Streitern der Gegenpartei Verstöße wider den orthodoxen Gebrauch von *de* und *da* nachweisen können.

Es liegt dem Schreibenden fern, sich in fremde Angelegenheiten einmischen zu wollen: die Entscheidung über *de* und *da* liegt bei den Bündner Oberländern selbst. Aber im Rahmen dieser Buchbesprechung war eine Stellungnahme nicht zu umgehen, und in eben diesem Rahmen müssen Vieli und Decurtins (wie auch die Ligia Romontscha) gegen jene einheimischen Kritiker energisch in Schutz genommen werden, die – irritiert durch die Abschaffung der Doppelform *de/da* – an dem ganzen Wörterbuch keinen guten Faden lassen. Bei Lichte besehen ist ihre Kritik zum Teil mehr als dürftig, so daß es sich erübrigt, hier ausführlich darauf einzugehen<sup>49</sup>. Auch

<sup>48</sup> Mit 12 gegen 1 Stimme. Siehe *AnSR* 75, Anhang p. 8–10; VIELI-DECURTINS p. XIII.

<sup>49</sup> Wir zitieren nur einen der ernsthafteren Kritiker, ALFONS MAISSEN. In einer multikopierten, von AUGUSTIN MAISSEN redigierten Zeitschrift, *Revista Retoromontscha*, Nr. 1, Ilanz 1963, wirft er VIELI und DECURTINS vor, sie hätten Wörter wie *acromat*, *aforissem*, *amper* (Ampère), *ecumenic* usw. ausgelassen (*op. cit.*, p. 27) – in einem Wörterbuch, das zum vornherein auf einen relativ knappen Rahmen festgelegt war! –, sie hätten durch Bezeichnung der Tonstelle das Schriftbild verunstaltet (p. 22), sie hätten wichtigere Artikel mit reichlichem Beispielmateriale illustriert, statt mehr Wörter (*acromat* etc.) und weniger Anwendungen zu geben (p. 25, 26), sie hätten die romanischen Wendungen nicht so wörtlich als möglich ins Deutsche übersetzt (p. 26) (sondern so gut als möglich! was ja durchaus im Sinne der erklärten Zielsetzung des Wörterbuches lag: den Romanen auch als Brücke zu einem einwandfreien Deutsch zu dienen) – und so fort.

wir wissen – wie der Leser feststellen konnte –, daß das Wörterbuch von Vieli und Decurtins nicht fehlerlos ist (welches Werk von diesem Umfang ist es?); aber alles in allem stellt es eine höchst erfreuliche Leistung dar und verdient eine um so wohlwollendere Würdigung, als die Verfasser sich nicht (wie im Falle großer Schriftsprachen) auf eine breite lexikologische Tradition mit einer langen Reihe immer mehr vervollkommener Etappenwerke stützen konnten. Sie hatten es von Anfang an schwerer, und sie haben es sich keineswegs leicht gemacht! Als Freund Graubündens – und der Surselva im besondern – wird man sich kaum eines Gefühls der Bestürzung erwehren können, wenn man sieht, mit wieviel emotionaler Heftigkeit und wie wenig Objektivität die Polemik gegen dieses Wörterbuch und seine Redaktoren geführt worden ist.

Immerhin besteht Grund zur Hoffnung, daß die Wogen der Erregung sich mit der Zeit glätten werden. Auch das Engadin ist, vor rund einem halben Jahrhundert, von ähnlichen Orthographiestürmen geschüttelt worden. Noch in Vellemans Grammatik (Bd. I, 1915, p. 122–124) wird streng zwischen einem Genetiv *del, della, dels, dellas* und einem Ablativ *dal, dalla, dals, dallas* unterschieden. Aber Velleman selbst stand durchaus auf der Seite jener, die für die Abschaffung dieses dem Italienischen nachgebildeten Zopfes und für einheitliches *dal, dalla* usw. eintraten. Zusammen mit den Protagonisten Peider Linsel, Chasper Pult und andern wirkte er auf eine Orthographiereform hin, die auch tatsächlich, nach jahrelangem Ringen, 1926 von der Lia Rumantscha beschlossen wurde. Noch im folgenden Jahr hatte sich die Regierung des Kantons Graubünden mit einem energischen, von 700 Engadineren unterzeichneten Protest gegen die neue offizielle Regelung zu befassen. Heute, nachdem das «Sakrileg» längst allgemein sanktioniert ist, gibt es im Engadin wohl niemanden, der dem geopfertem *del, della* auch nur eine einzige Thräne nachweinen möchte.

Es ist bezeichnend, daß auch dort die Reform im Zusammenhang mit der Ausarbeitung eines Wörterbuches (des Bezzola-Tönjachen) von der Lia Rumantscha zum Beschluß erhoben wurde und endgültig zum Durchbruch kam. Während aber im Engadin eine frühere Generation diese Fehde durchgefochten hat, blieb es in der Surselva dem Vollender des neuen Wörterbuches von Vieli<sup>50</sup> vorbehalten, den ent-

---

<sup>50</sup> Man hat DECURTINS vorgeworfen, er sei mit der Vereinfachung von *de/da* auch der Konzeption VIELIS untreu geworden. Tatsächlich hatte VIELI in seinen früheren Wörterbüchern und auch bei den Vorarbeiten zu dem hier besprochenen Werk noch an der Unterscheidung festgehalten. Wenn man aber weiß, daß gerade er, anlässlich des Orthographiestreites der Engadiner, in einem Gutachten zuhanden der Bündner Regierung empfohlen hatte, die Unterscheidung *del/dal* aufzugeben – weil sie 1. der gesprochenen Sprache fremd sei, es 2. nicht gelungen sei, die komplizierten Regeln der Differenzierung (allen Anstrengungen der Grammatik und der Schule zum Trotz) wirklich durchzusetzen, und es 3. gerade im Falle des Bündnerromanischen als einer kleinen Sprache angezeigt sei, die Schreibweise nicht ohne Not von der gesprochenen Sprache divergieren zu lassen –, wenn man weiter weiß, daß VIELI den Wunsch des surselvischen Dichters GIAN FONTANA und anderer nach einer einheitlichen Form (entweder nur *de* oder nur *da*) als «vollauf berechtigt» (laut Protokoll «cumpleinamein giustificaus») bezeichnet hatte, so erscheint das Vorgehen von DECURTINS in einem völlig andern Licht und sein Schritt geradezu als die Verwirklichung dessen, was VIELI im stillen beabsichtigt, aber wohl mit Rücksicht auf die zu erwartenden Reaktionen und die Gefährdung des Sprachfriedens sich durchzuführen gescheut hatte. Vgl. auch VIELI-DECURTINS p. VI unten.

scheidenden Schritt zu tun – zugleich einen Schritt auf dem Wege der erstrebten «avischinaziun», der gegenseitigen Annäherung der verschiedenen bündnerromanischen Schriftsprachen. Wenn die ganze Surselva sich auf die vereinfachte Schreibweise einigen kann, werden alle Bündnerromanen – wie es ihrer natürlichen Sprechweise gemäß ist – die künstliche Unterscheidung von «Genetiv» und «Ablativ» wieder ausgemerzt haben. So wie im Engadin heute der Streit um *del* und *dal* kaum noch in der Erinnerung fortlebt, ist zu hoffen, daß auch bei den Romanen der Surselva, wenn einmal genug Wasser den Vorderrhein hinuntergeflossen ist, der Friede wieder einkehrt und sich die vereinten Kräfte wieder gemeinsam zum Nutzen der romanischen Sache einsetzen werden.

H. Schmid

\*

LOUIS ALIBERT, *Dictionnaire occitan-français d'après les parlers languedociens*, Toulouse 1966, 701 p.

Als Louis Alibert im April 1959 starb, konnten seine Freunde und Mitarbeiter vom «Institut d'Estudis Occitans» (I. E. O.), denen er die Verwaltung seines philologischen Erbes anvertraut hatte, die Bedeutung des Wörterbuches, das zu diesem Zeitpunkt als Manuskript vorlag, bereits ermessen. 1935–1937 hatte Alibert durch die Veröffentlichung seiner *Gramatica occitana segon los parlars lengadocians* (Tolosa, Societat d'Estudis Occitans) dem Streben zeitgenössischer okzitanischer Dichter nach schriftsprachlichen Reformen<sup>1</sup> eine solide wissenschaftliche Grundlage gegeben. Während der Widerstand der Felibres gegen die linguistische «Revolution» allmählich schwächer wurde, baute Alibert in enger Zusammenarbeit mit dem I. E. O. an seinem Reformwerk weiter<sup>2</sup> und wirkte durch die Artikelserie «Porguem nòstra lenga» (erschieden im Organ des I. E. O., der Zeitschrift *Oc*) als Spracherzieher der okzitanischen Schriftsteller und ihres Publikums. Im Sinne dieser bewährten Gemeinschaft hat die «Section de linguistique et de philologie» des I. E. O. unter der Leitung von Pierre Bec nun das *Dictionnaire occitan-français* veröffentlicht.

Wie im Vorwort betont wird, unterscheidet sich dieses Wörterbuch grundlegend von allen bisher vorliegenden lexikographischen Arbeiten aus dem Gebiet der Okzitanien. Alibert kennzeichnet sein Werk nämlich von vornherein als normatives Wörterbuch, dem die bereits in der *Gramatica occitana* vertretenen Prinzipien zugrunde liegen. Freilich fehlt es ihm in dieser Hinsicht nicht an Vorläufern. Die südfranzösischen Lexikographen strebten immer nur in dem Maße nach «objektiver» Wiedergabe der dialektalen Wirklichkeit, als sie nicht in Versuchung gerieten, über ihren Heimat-horizont hinauszublicken. Mit der Erkenntnis einer sprachlichen und historischen Verbundenheit aller Teile der Okzitanien setzt auch das Ringen um die Schriftsprache, die Suche nach der allgemeinverbindlichen Norm ein. Diese sprachschöpferische Ambition gerät leicht in Konflikt mit einem Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber der gesprochenen Sprache (also der Mundart). Eine solche Konfliktsituation kann zu zwei-

<sup>1</sup> Cf. PIERRE BEC, *La Langue occitane*, Paris 1963, p. 110ss.

<sup>2</sup> Das wichtigste Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist die Broschüre *La Réforme linguistique occitane et l'enseignement de la langue d'Oc*, Toulouse 1950.

felhaften Kompromissen führen, wie im Falle Mistral's<sup>3</sup>, der sich zwar über die mittelalterliche Koiné hinwegsetzt und sich nur dem «lebendigen» Sprachschatz widmen will, andererseits aber seine Heimatmundart zum Maßstab aller okzitanischen Dialekte macht, da er im Hinblick auf die geplante Rehabilitierung und Neubelebung der *Langue d'Oc* nicht ganz auf schriftsprachliche Normen verzichten kann<sup>4</sup>. Ganz anders Alibert: Er geht von der Vision einer «totalen» Okzitania aus, deren Schriftsprache an die mittelalterliche Tradition anzuknüpfen hat, insbesondere aber die allen okzitanischen Dialekten gemeinsamen Züge – auch unter Berücksichtigung des Katalanischen – betonen muß. Die Kühnheit und Universalität dieses Konzepts erklärt sich hauptsächlich aus einem Wandel in der Einstellung zur okzitanischen Sprache und ihrer «Renaissance»: Mistral und seine Felibres hatten vergeblich versucht, das mundartsprechende *peuple* für ihre Ziele zu gewinnen; obwohl sie diesem Publikum zuliebe auf konsequente Vereinheitlichung verzichtet hatten und das «vertraute» Schriftbild des Französischen beibehalten wollten, blieb den Bauern und Arbeitern des Midi die Mistralsche Schriftsprache fremd. Alibert und das I. E. O. wandten sich dagegen von Anfang an an die Gebildeten sowohl auf dem Lande als auch in den Städten, die ihren Dialekt im Alltag zwar nicht mehr gebrauchten, aber durch die Faszination des Kulturerbes, das die Sprache des Oc verkörperte, für die Eroberung des *empèri de la lenga* gewonnen werden konnten. Nur durch das Zusammenwirken von Lehrenden und Lernenden kann der alte Traum von der okzitanischen Schriftsprache verwirklicht werden<sup>5</sup>. Die Verständnislosigkeit der Unbelehrten darf nicht mehr als Vorwand für Scheinlösungen dienen. Im *Avant-propos* seines Wörterbuches läßt Alibert keinen Zweifel über seine Ziele bestehen: «La réforme linguistique occitane ayant pour objectif la sélection des formes phonétiques, morphologiques et lexicographiques, les innombrables variantes qui encombrant nos parlers seront éliminées au profit des formes qui suivent l'évolution normale de notre langue et qui sont les plus répandues.» Selbstverständlich werden die Gallizismen unbarmherzig ausgemerzt und durch echt okzitanische Formen, in einzelnen Fällen sogar durch Archaismen ersetzt. Eine solche Methode müßte zur Konstruktion einer Kunstsprache ohne Kontakt mit der sprachlichen Wirklichkeit führen, wendete man sie auf die Gesamtheit der okzitanischen Dialekte an. Alibert hat daher die «panokzitanischen» Ansprüche seiner Reform in der Praxis eingeschränkt und sich nur der languedokischen Dialektgruppe gewidmet, die als relativ homogener und archaischer Block im Zentrum der Okzitania ruht, umgeben von Mundartzonen, die sich zum Teil schon im Mittelalter nicht «normalisieren» ließen, zum Teil durch Einflüsse von außen in neuerer Zeit Schauplatz mannigfaltiger Sprachwandel wurden. Ebenso wie Mistral legt auch Alibert der Schriftsprache seinen Heimatdialekt – also das Languedokische – zugrunde; er trifft diese Wahl jedoch nicht

<sup>3</sup> FRÉDÉRIC MISTRAL, *Lou Tresor dóu Felibrige ou Dictionnaire provençal-français embrassant les divers dialectes de la langue d'oc moderne*, Aix-en-Provence 1878.

<sup>4</sup> Anfänglich plante Mistral in Anlehnung an HONNORATS *Dictionnaire provençal-français* (Digne 1846/47) eine Vereinheitlichung der Schriftsprache, die auch der mittelalterlichen Skripta Rechnung tragen sollte. Wie man sieht, liegt Aliberts Originalität weniger in der Neuartigkeit seiner Gedanken als in der Kompromißlosigkeit, mit der er sie in die Tat umsetzte.

<sup>5</sup> «... tota lenga necessita un ensenhament. Degun pòt pas se flatar de la conèisser solament en la parlant; cal i apondre l'estudi.» L. ALIBERT, *Gramatica occitana*, p. XXXIX.

als Dichter, der sich spontan zur magisch-subjektiven Welt der Kindheitsmundart bekennt, sondern handelt mit der Überzeugung des Philologen, der im languedokischen *Patois* die etwas «verwilderte» Skripta des Mittelalters wiederfindet. Bei dieser Einschränkung seines Arbeitsfeldes hat es Alibert bewenden lassen; die Anwendung seiner Prinzipien auf die anderen Dialekte der Okzitanien blieb den Linguisten des I. E. O. vorbehalten<sup>6</sup>. Es war nicht der Ehrgeiz, seiner Sprache ein Denkmal zu errichten, einen neuen «Thesaurus» zusammenzutragen, der ihn bei der Abfassung seines Wörterbuches leitete; sein Werk sollte vor allem Anregung und Baumaterial bieten für alle jene, die sich wie er mit dem *Patois*-Status des Okzitanischen nicht abfinden konnten.

Aus der unvermeidlichen Konfrontation mit Mistral's *Tresor* ergibt sich für den Romanisten die Frage nach der Verwendbarkeit des neuen Wörterbuches im Rahmen der sprachwissenschaftlichen Forschung. Grundsätzlich sind die normativen Bestrebungen Aliberts als Ordnungsprinzip ebenso von Nutzen wie die einheitliche Schreibweise in Wörterbüchern «offizieller» Sprachen. Zu bedauern ist jedoch, daß Alibert durch sein Reformwerk so sehr in Anspruch genommen wurde, daß er sich den übrigen Anforderungen, die sein *Dictionnaire* an ihn stellte, nicht mit gleicher Intensität widmen konnte. Nehmen wir es gleich vorweg: Alibert ist nicht über alle Vorwürfe erhaben, die von seiten der Sprachwissenschaft gegen Mistral erhoben wurden<sup>7</sup>. Zur Illustration einige Details:

Die umfangreiche Einleitung, in der sich der Verfasser hauptsächlich mit den Möglichkeiten der Wortbildung im Okzitanischen auseinandersetzt, beginnt mit einem Kapitel über «Les mutations phonétiques des parlers languedociens», in welchem die unterdialektalen Varianten ihrem schriftsprachlichen Prototyp gegenübergestellt werden. Die Schreibweise, in der diese Varianten wiedergegeben werden, entspricht weder den orthographischen Normen Aliberts, noch ist sie mit einem gängigen Lautschriftsystem vereinbar. So finden wir etwa auf p. 14 Beispiele französisierender *Patois*-Orthographie wie *fouoc*, *pouorto*, *aufegà* neben Formen wie *audó*, *aunó*, *candalièira*, die sich der Alibertschen Schreibweise nähern. Weder für die Romanisten noch für das okzitanische Publikum wird es einfach sein, sich hier zurechtzufinden<sup>8</sup>.

Besonders schmerzlich muß der Uneingeweihte das Fehlen einer elementaren Einführung in die Aussprache des Okzitanischen empfinden. Freilich werden im Vorwort jene, die mit der Schreibweise Aliberts nicht vertraut sind, auf die *Gramatica occitana* und die Broschüre über die *Réforme linguistique occitane* des I. E. O.<sup>9</sup> verwiesen. Beim Erscheinen des Wörterbuches waren diese beiden Werke allerdings schon seit einiger Zeit vergriffen.

Die Verarbeitung des Wortmaterials ist oft unvollkommen. Wenn Alibert z. B.

<sup>6</sup> Cf. ROBERT LAFONT, *Phonétique et graphie du provençal. Essai d'adaptation de la réforme linguistique occitane aux parlers de Provence*, Toulouse 1951; PIERRE BEC, *Application de la réforme linguistique au gascon*, Toulouse 1951.

<sup>7</sup> Cf. W. V. WARTBURG, *Mistral's Tresor dóu Felibrige und die romanische Sprachwissenschaft*, ZRPh. 64 (1944), 569–572; H. E. KELLER, *La valeur du Tresor dóu Felibrige pour les études lexicologiques occitanes*, RLiR 23 (1959), 131–143.

<sup>8</sup> Die Herausgeber bemerken dazu: «... nous n'avons corrigé que les cas les plus gênants: le lecteur interprétera aisément» (p. 11). Ob damit der Sache Aliberts gegnend ist, erscheint uns mehr als fraglich.

<sup>9</sup> Cf. N 2.

zwei ungefähr gleich häufige phonetische Varianten mit gleicher Bedeutung in die Schriftsprache aufnimmt, widmet er jeder von ihnen einen Artikel, ohne jedoch auf exakte Koordinierung zu achten. So finden wir (p. 458):

*Laissar* ~ *daissar*, v. tr. Laisser; quitter; abandonner; léguer. v. r. Se laisser, renoncer, se désister. Dér. *lais*, legs; alluvion; dépôt des eaux. *laissa*, legs; maladie héréditaire; tablette, étagère; banc de rocher; laisse de vers monorimes, *laissòla*, lie, effondrilles; bouillie liquide, bouillie de farine de lait. Syn. *farinetas*, *polses*. Etym. L. *laxare*. Comp. *laissa-m'estar*, m. Indolence, mélancolie. *laissa-m'estós*, -osa, adj. Indolent, mélancolique.

Ungefähr 200 Seiten vorher heißt es jedoch:

*Daissar* ~ *laissar*, v. tr. Laisser, abandonner; léguer. Dér. *laissa*, legs; tablette, étagère; banc de rocher. *laissòla*, lie, effondrille; bouillie. Etym. L. *laxare*. Comp. *daissa-m'estar*, m. Nonchalance; paresse; langueur; abattement; dégoût, Rgt. (i. e. Rouergat).

Divergenzen dieser Art sind nicht nur unbefriedigend, sondern können auch in die Irre führen. Leider handelt es sich hier um ein Beispiel unter vielen.

Zum Unterschied von Mistral lokalisiert Alibert sowohl die phonetischen Varianten als auch die Bedeutungen. Auch auf diesem Gebiet fehlt es nicht an Lücken und Inkonsequenzen. Unter dem Stichwort *lagrema* findet sich die Variante *legrema* mit dem Verbreitungshinweis Fux. (*fuxéen*); gleich darauf werden weitere sechs Varianten angegeben, jedoch ohne sprachgeographischen Vermerk: *lagruma*, *grema*, *garlema*, *glerma*, *grumilha*, *gruma*. Vier von ihnen kann der Benützer nun an ihrem alphabetischen Ort aufstöbern, wo ihm auch Auskunft über die entsprechenden Dialekte zuteil wird. *Lagruma* und *glerma* hingegen bleiben weiterhin heimatlos.

Alibert hat darauf verzichtet, nach dem Beispiel Mistrals die Bedeutungen seiner Stichwörter durch Zitate aus der Literatur zu illustrieren. Nun ist die Auswahl Mistrals gewiß nicht immer einwandfrei; bei der semantischen Abgrenzung der okzitanischen Wörter leisten seine Zitate jedoch mitunter gute Dienste. Bei Alibert ist leider auch die Ergänzung und Präzisierung durch Redewendungen und Sprichwörter auf ein Minimum beschränkt. So kommt es immer wieder zur Aufzählung von Bedeutungen, die weder durch idiomatische Beispiele noch durch ausreichende Lokalisierung für den Benützer «lebendig» werden.

Es zählt nicht zu den geringsten Verdiensten Aliberts, das erste okzitanische Wörterbuch mit ernstzunehmenden etymologischen Hinweisen geschaffen zu haben. Da die Herkunft der Wörter ein wichtiges Kriterium für ihre Aufnahme in die Schriftsprache darstellt, hat er auf diesem Gebiet große Genauigkeit walten lassen. Daß nicht alle Erklärungen dem neuesten Stand der Forschung entsprechen und der Verfasser sich dann und wann der Stellungnahme enthält, darf nicht verwundern; «... n'oublions pas que presque tout était à faire dans ce domaine», geben die Herausgeber mit Recht zu bedenken.

Im Hinblick auf seine Pionierrolle müssen Alibert auch gewisse Schwächen in der Methodik der schriftsprachlichen Reform nachgesehen werden. Da die erfolgreiche «Renaissance» des Katalanischen in Spanien dem einsamen Vorkämpfer der okzitanischen Schriftsprache die wichtigsten Anregungen und Vorbilder lieferte<sup>10</sup>, sah er in

<sup>10</sup> «... nous devons rendre hommage à l'illustre restaurateur de la langue catalane,

der Aufrechterhaltung des Kontaktes mit den südlichen Nachbarn eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen seines eigenen Unternehmens. So ist es zu verstehen, wenn er immer wieder den katalanischen Wortschatz zum Vergleich heranzieht. Die Daseinsberechtigung dieser katalanischen Formen wird jedoch durch den Umstand, daß weder die nordokzitanischen Dialekte noch das Gaskognische im Abkürzungsverzeichnis aufscheinen, sehr in Frage gestellt. Wenn auch die grundsätzliche Beschränkung auf das Languedokische sicher methodisch richtig war, da sie Alibert vor voreiligen Spekulationen bewahrte, so mußte andererseits eine zu rigorose Distanzierung der übrigen okzitanischen Dialekte, verbunden mit übermäßiger Betonung der «katalanischen» und «mittelalterlichen» Züge der languedokischen Mundarten, zu einer gewissen Einseitigkeit führen. Nur so läßt es sich erklären, wenn Alibert beispielsweise in seiner Einführung die Beibehaltung des *-n* in Wörtern wie *pan*, *fin* usw. in der Schriftsprache durch den Hinweis auf die östliche Randzone des Languedoc und «certains mots proclitiques» rechtfertigt<sup>11</sup>, obwohl ihm die gaskognische und provenzalische Aussprache ein weitaus stichhaltigeres Argument liefern würde.

Sowohl im Hinblick auf die Wirksamkeit der «défense et illustration de la langue occitane» als auch im Interesse der romanischen Sprachwissenschaft ist zu hoffen, daß sich bald Nachfolger finden, die das von Alibert Begonnene weiterführen. Zweifellos führt der von ihm eingeschlagene Weg zu einer Erfassung des okzitanischen Wortschatzes, die allen Ansprüchen gerecht wird. Aber seine Aufgabe war zu vielschichtig, und die Lebensstage waren zu kurz. Wahrscheinlich käme eine konsequent durchgeführte Überarbeitung einer Neuschöpfung gleich. Man kann verstehen, daß es die Herausgeber vorgezogen haben, sich pietätvoll an das Manuskript zu halten: «Dans une intention de fidélité à la mémoire de Louis Alibert, celui-ci (i. e. l'Institut d'Etudes Occitanes), bien que conscient de certaines imperfections du manuscrit, a cru ne pas devoir apporter de modification ni à l'économie de l'ouvrage, ni au système de transcription phonétique, ni mettre au point quelques-unes des explications linguistiques.» Eine solche Entscheidung ist zu respektieren; nichtsdestoweniger wird sie in vielen Interessierten Ungeduld und Bedauern wecken.

Sein Hauptziel, die Erstellung eines repräsentativen schriftsprachlichen Wortmaterials, hat Alibert jedenfalls erreicht. Für jene, die das Buch weder aus der Perspektive des *patois*-sprechenden «Analphabeten» sehen noch mit den besonderen Ansprüchen des Forschers zur Hand nehmen, also für die heute schon recht zahlreichen Lehrer, Studenten, Dichter, Schriftsteller und Leser Okzitaniens, die ihre wiederfundene Sprache mühelos verstehen und korrekt schreiben wollen, ist dieses Wörterbuch trotz allen erwähnten Schwächen und Nachteilen von unschätzbarem Wert, da es ihnen den Schlüssel zu einer Schriftsprache liefert, die nicht nur auf respektabler wissenschaftlicher Arbeit beruht, sondern auch weit elastischer und daher auch lebensfähiger ist als Mistrals «rhodanien». Gewiß mutet es ein wenig abenteuerlich an, wenn Alibert den nur allzu französisierten Okzitanern in seinem einführenden Kapitel über die «Adaptation des mots grecs et latins à l'occitan» eine Rechtschreibefibel präsentiert, in der Glanzstücke aufscheinen wie *esquizofrenia*, *fibrovascular*, *mucomembranós*, *conquiliologia* usw. Andererseits spricht es für die Lebenskraft der okzitanischen Kultur, wenn immer wieder der Versuch unternommen wird, sie aus ihrer Gebundenheit

---

Pompeu Fabra, dont la Catalogne porte le deuil. Il a été notre inspirateur et notre modèle» (L. ALIBERT, *Avant-propos* zum *Dictionnaire occitan-français*, p. 10).

<sup>11</sup> Cf. p. 18.

an eine archaische, dem Untergang geweihte Daseinssphäre zu lösen und im Alltag des 20. Jahrhunderts heimisch zu machen. Als Alibert sein linguistisches Abenteuer begann, mochten er und die wenigen, die ihn unterstützten, als isolierte Phantasten wirken. Heute ist das Schicksal der okzitanischen Mundarten bereits fest mit dem der neuen Schriftsprache verbunden, für die niemand mehr geleistet hat als er.

F. P. Kirsch

\*

HANS RHEINFELDER, *Altfranzösische Grammatik. Zweiter Teil: Formenlehre*, München 1967, 366 p.

Ce qui constitue, à notre avis, les deux avantages les plus importants de cette excellente grammaire, c'est que 1° M. Riehnfelder n'essaie que de présenter des faits solidement établis, sans se soucier de différentes théories dites «structuralistes», qui, tout en étant en vogue, sont assez problématiques<sup>1</sup>, et que 2° l'auteur tient souvent compte de la fréquence quand il s'occupe de l'évolution analogique.

En ce qui concerne les points sur lesquels il nous serait difficile de tomber d'accord avec M. Riehnfelder, il faut citer en premier lieu le fait que l'auteur accepte la doctrine traditionnelle d'après laquelle bien des irrégularités du développement phonétique s'expliqueraient par le caractère prétendument atone de certains mots. Nous ne voulons pas dire par là qu'un mot ne peut jamais se souder à un autre et perdre, de ce fait, son accent. De tels cas se produisent en effet, cf. le développement de *vidēre* dans *voir* et *verra*, mais il faut protester contre l'abus qui consiste à expliquer un grand nombre d'irrégularités par la perte d'accent. Par exemple, il est impossible d'éclaircir ainsi la chute de *i* dans les formes de *ille*. Si *illum mūrūm* s'était soudé en un seul mot, le résultat aurait été *\*elmur* > *\*eumur*, et non pas *le mur*. Il n'est pas vrai non plus que la disparition de *l* dans *des* soit «aus der vortonigen Stellung erklärlich» (p. 109), parce qu'on sait que le traitement de *l* devant consonne est le même en position accentuée qu'en position protonique. Il est également arbitraire d'attribuer le passage de *ego* à *je* à «unbetonte Verwendung» (p. 92), vu qu'on ne saurait citer aucun autre cas où *ε* protonique initial aurait abouti à *je*. Il n'est pas vrai non plus que la différence entre *mon* et *mien* s'explique respectivement par l'absence et la présence d'accent. En réalité, l'évolution de ces deux formes est irrégulière si on la compare à celle de *deum* > *dieu*, où *m* final est tombé comme cela arrive régulièrement dans tous les polysyllabes. Ce qui est le plus paradoxal dans la doctrine traditionnelle, c'est la désignation des mots du type *leur* < *illōrum* ou *casa* > v. fr. *chiés* > *chez* comme atones (p. 340), bien que tout le monde soit d'accord que le développement *ō* > *eu* ou *Λ* > *ie* > *e* ne peut avoir lieu qu'en syllabe tonique. A notre avis, les irrégularités en question s'expliquent par un développement dû à la fréquence, ce sur quoi il est impossible de nous étendre ici<sup>2</sup>.

On affirme que les formes du type *cuens* sont toniques, tandis que celles du type *on*

<sup>1</sup> Pour une critique du structuralisme, cf. notre article *Über eine Unregelmäßigkeit im Ossetischen. Zur Kritik des Strukturalismus*, à paraître dans *Die Sprache*.

<sup>2</sup> Au sujet du développement phonétique irrégulier dû à la fréquence, cf. notre manuel *Phonétique et morphologie historiques du français*, Łódź 1962.



sont atones (p. 34). Mais serait-il possible que tous les mots modernes comme *on* < *homō*, *bon* < *bonum*, *son* < *sonum*, *tonne* < *tonat* soient atones? A notre avis, les formes du type *cuens* sont d'origine dialectale, tandis que dans la langue littéraire il y a un parallélisme entre l'évolution de *ō* et celle de *ō* en position tonique libre:

<i>flōrem</i> > <i>fleur</i>	* <i>polet</i> > <i>puet</i> > <i>peut</i>
<i>corōnam</i> > <i>couronne</i>	<i>bonam</i> > <i>bonne</i>

D'ailleurs, les autres voyelles évoluent, elles aussi, plus lentement devant nasale:

<i>lēlam</i> > <i>leile</i> > <i>loile</i>	<i>patrem</i> > * <i>paidre</i> (?) > v.fr. <i>pere</i>
<i>plēnam</i> > <i>pleine</i>	<i>manum</i> > v.fr. <i>main</i>
<i>circāre</i> > <i>cerchier</i> > <i>chercher</i>	v.fr. <i>loit</i> > <i>wē</i> > <i>wa</i>
<i>canem</i> > <i>chien</i>	v.fr. <i>joint</i> > <i>wē</i>

S'il s'agit de la quantité, il y a parfois des inconséquences, la quantité de la dernière syllabe étant tantôt indiquée tantôt non, quelquefois même à la même page, par exemple *cāntāns* et *-ans* (p. 54); *illā hōrā* et *in ipso illo pāssu* (p. 177); *finiō*, *mōnēō* et *cūpio*, *audiō* (p. 190); *prēssi* et *prēssi* (p. 293). En outre, il y a parfois des inexactitudes: *cāntāvissēs* (p. 230) au lieu de *-ēs*; *dūō* (p. 73, 74, 80) au lieu de *dūō*; *dūōdēcim*, *dūōdēvigīnlī* (p. 74) au lieu de *dūō-*; *ēxstīnxī*, *fīnxī* (p. 237) au lieu de *-stīnxī*, *fīnxī*; *īnfāns* (p. 14) au lieu de *īnfāns*; *īnfērru* (p. 40) au lieu de *īn-*; *quīngētōs* (p. 75) au lieu de *quīngētōs*; *strīnxī*, *līnxī* (p. 237) au lieu de *strīnxī*, *līnxī*; *vīclūrus* (p. 313) au lieu de *vīc-*. Les opinions des philologues classiques au sujet de la quantité du verbe latin signifiant 'vendre' sont partagées; les uns admettent *vēndō*, les autres *vēndō*, mais il est indubitable que les formes romanes continuent cette dernière forme, cf. it. *vendere* (à *ε* fermé) ou esp. *vendo* (sans diphtongue), et non pas la première forme (p. 51, 205, 206, 207). En outre, il est impossible d'admettre qu'un *pērdēsti* (que, de même que tant d'autres formes non attestées, il serait bon de pourvoir d'un astérisque) ait pu constituer le point de départ de v.fr. *perdiés*, étant donné que *ē* ne devient jamais *ie*. Enfin, il serait plus économique de ne noter que la quantité longue, par exemple *prehendērunt* au lieu de *prēhēndērūnt*.

En ce qui concerne d'autres formes latines mentionnées, on ne voit guère pourquoi on cite les formes archaïques *cōquos*, *coquom* (p. 36) au lieu de *coquus*, *-um*. *Nē-hēmō* (p. 7), qui n'est pas attesté, aurait dû être pourvu d'un astérisque. *Travailles* provient plutôt de \**tripāliās* que de \**trēpāliās* (p. 216), un adjectif *tripālis* étant attesté. *Dormons* ne présente pas une désinence de la 3<sup>e</sup> conjugaison latine (p. 3). Au point de vue sémantique, il est plus vraisemblable qu'*avec* provienne de *apud hoc* que de *ab hoc* (p. 133); le développement phonétique de *ab hoc* serait plus régulier que celui de *apud hoc*, mais il faut tenir compte de ce que l'évolution phonétique des prépositions est le plus souvent irrégulière. Enfin, il faut rejeter l'hypothèse selon laquelle *portās* (> fr. *portes*) serait un nom.plur. importé sous cette forme archaïque en Gaule (p. 17).

De l'avis de l'auteur, *iaceō* aurait dû devenir régulièrement \**jaz*, *iaceam* > \**jace*, tandis que les formes attestées *gis*, *gise* présentent un vocalisme analogique (p. 224). A notre avis, *ā* tonique libre entre deux palatales passe normalement à *i*, cf. *Aurēliā-cum* > *Orly*.

En ce qui concerne l'apparition de *luit* à la place de *luist* < *lūcet* (p. 278), nous croirions plutôt qu'il s'agit là non pas de la chute de *s* devant consonne, mais d'une analogie avec l'infinitif *luire*, cf. d'une part *fait* < *facit*, *dil* < *dicit*, *finir* < \**finiscit*, *conduit* < *condūcit*, etc., d'après *faire*, *dire*, *finir*, *conduire*, et d'autre part *plaisit*, *paroist*, *conoist*, *croist*, etc., à côté de *plaisir*, *paroistre*, *conoistre*, *croistre*.

Au sujet des désinences de la 1<sup>re</sup> pers. plur. du parfait (v. fr. *chant-ames*, *fen-imes*), M. Rheinfelder constate que «unerklärt ist die Bewahrung des Endungsvokals» (p. 229). A notre avis, ces désinences sont le résultat d'un développement régulier de *cant-āvimus*, *fīn-īvimus*. Si l'on se rend compte de ce que l'évolution des désinences *-āvī* > *-ai*, *-āvistī* > *-as*, etc., consiste dans un développement phonétique irrégulier dû à la fréquence, il deviendra compréhensible que la désinence de la 1<sup>re</sup> pers. plur., plus rarement usitée, a pu échapper à l'abrégement. On pourrait citer de nombreux cas semblables, cf. *ai*, *as*, *a*, *avons*, *avez*, *ont* ou it. *ho*, *hai*, *ha*, *abbiamo*, *avete*, *hanno*; dans ces paradigmes les formes des 1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> pers. plur. n'ont pas subi une évolution phonétique irrégulière due à la fréquence parce que le pluriel est plus rarement employé que le singulier et que les 1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> personnes sont moins fréquemment usitées que la 3<sup>e</sup>. Dans ces circonstances, rien ne s'oppose à la conception que *-āvimus* et *-īvimus* ont persisté en latin vulgaire, ce qui permet à la fois d'expliquer les désinences it. *-ammo*, *-immo*, qu'on ne saurait non plus faire remonter aux désinences abrégées *\*-āmus*, *\*-īmus*.

En ce qui concerne le développement *vīdīmus* > *vidēmos* > *vèimes* > *vīmes*, on a affaire à un déplacement d'accent qui est attribué par l'auteur à l'influence du présent, où les désinences des 1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> pers. sont toniques (p. 233). A notre avis, il est ici question d'une analogie avec les parfaits en *-īvimus* > *-imes*, ce qui explique à la fois l'*i* dans *vèimes*.

La disparition de *t* dans *-āvistī* > *-as* est considérée comme due soit à l'analogie des autres temps, soit à une déglutination devant *tu* (p. 229). Nous croirions plutôt à un développement irrégulier dû à la fréquence, dont il y a tellement d'exemples dans l'évolution des désinences du parfait.

C'est de la même manière que nous expliquons les réductions qui se sont accomplies dans les désinences de l'imparfait et ne croyons pas que la chute de *e* dans *-eiet* > *-eit* serait due à l'analogie (p. 198). Ce qui témoigne pour notre opinion, c'est que la chute de *e* dans la désinence de la 3<sup>e</sup> pers. sing. est plus ancienne que celle de *e* dans les désinences des 1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> pers. sing., plus rarement usitées que la 3<sup>e</sup>. Ce qui infirme l'hypothèse de M. Rheinfelder, c'est le fait que l'évolution analogique consiste plus souvent dans la substitution des morphèmes plus longs aux morphèmes plus brefs que vice versa<sup>3</sup>. Pour la même raison, nous ne sommes pas convaincu que la chute de *e* dans certains adverbes, tel *or* (p. 70), puisse être due à l'analogie.

En expliquant pourquoi la flexion des pronoms est plus archaïque que celle des substantifs, l'auteur dit entre autres (p. 89): «Diese Formen der Pronomina konnten im Empfinden des Sprechenden sehr leicht aus ihrem System heraustreten und als selbständige Wörter gefaßt werden, zumal da überdies im Lateinischen die pronominale Deklination in manchen Formen von der nominalen abweicht.» Cette explication est vague. En réalité, si l'on constate du point de vue historique l'archaïsme de la flexion des pronoms, c'est qu'ils sont plus souvent employés que les substantifs et évoluent, de ce fait, plus lentement. Si l'on constate du point de vue descriptif que la flexion des pronoms est plus compliquée que celle des substantifs, c'est que les éléments linguistiques plus souvent employés sont, en général, plus différenciés que ceux employés plus rarement<sup>4</sup>.

Il est peu probable que dans *ço m'est vis* le pronom *m'* provienne de *mihi* (p. 55), et non pas de *mē*.

<sup>3</sup> Cf. *Tendances générales du développement morphologique*, *Lingua* 12 (1963), 19–38.

<sup>4</sup> Cf. *La nature du supplétivisme*, *Linguistics* 28 (1966), 82–89.

S'il s'agit du suffixe des numéraux *-ième* < *-iesme*, dont l'origine n'a pas encore été éclaircie d'une manière satisfaisante (p. 81), nous serions enclin à y voir une réduction due à la fréquence de *-ēsimum* à *\*-esimum*. Les suffixes subissent parfois des abrégements extraordinaires, cf. la chute de *r* dans *-ier* < *-ārium*<sup>5</sup>.

De l'avis de l'auteur, les impératifs du type *sache* proviennent du subjonctif, «da man jemandem das Wissen nicht befehlen kann» (p. 297, 207). Cette explication sera peu convaincante pour qui tiendra compte d'autres langues, par exemple des langues slaves, où les verbes signifiant 'savoir', 'vouloir', etc. forment leur impératif d'une manière tout à fait régulière.

S'il s'agit des formes du français moderne, *grand'mère* (p. 57) devrait être remplacé par *grand-mère*, et *vêpre* (p. 23) par *vêpres*. *Bel* n'est pas employé uniquement «attributiv» (p. 60), cf. *Philippe le Bel*. En outre, on peut signaler que tandis que les anciennes éditions du Larousse désignaient *billion* comme 'synonyme de milliard' (cette signification est donnée par M. Rheinfelder p. 76), d'après le *Grand Larousse encyclopédique* de 1960 *billion* signifie 'un million de millions'.

Mais ces quelques suggestions que nous avons proposées afin de contribuer à rendre une nouvelle édition de cette grammaire encore plus parfaite ne nous empêchent nullement d'apprécier cet excellent ouvrage comme il le mérite par sa clarté ainsi que par la richesse et la sûreté des informations qu'il contient.

W. Mańczak

\*

HEINZ JÜRGEN WOLF, *Die Bildung der französischen Ethnica (Bewohnernamen)*, *Kölner Romanistische Arbeiten*, NF 29, Genève-Paris 1964, 268 p.

«Während Hasselrot<sup>1</sup> und Dauzat<sup>2</sup> auch Dialektformen berücksichtigen, sollen in dieser Arbeit die heute in der Schriftsprache hauptsächlich von Verwaltung und Presse verwendeten Ethnica von Gemeinden, Departementen, Provinzen und kleineren geographischen Einheiten innerhalb des französischen Staatsgebiets untersucht werden»; so umschreibt der Verfasser p. 9 seine Aufgabe, fügt aber sogleich hinzu, daß er «im Hinblick auf die geographische Abgrenzung seltener zur Ableitung von Ethnica herangezogener Suffixe und wegen der Konfrontierung von 'offiziellen' mit den in der jeweiligen Mundart gebräuchlichen BN (= Bewohnernamen)» auch auf Dialektglossare und -monographien zurückgegriffen hat. Auch in den Questionnaires, die er an eine Anzahl Gemeinden versandt hat, erhielt er neben der offiziellen auch die mundartliche Bezeichnung<sup>3</sup>. – Die einleitende Feststellung des 1. Kapitels (p. 13): «Die Karte III

<sup>5</sup> Pour plus d'exemples, cf. *La disparition de l'ancien français* «moillier < mulierem», *RLiR* 30 (1966), 174–182.

<sup>1</sup> *Ethniques et noms de métiers formés à l'aide des suffixes en -tt-*, *RPF* 3 (1949/50), 1–25, und *Etudes sur la formation diminutive dans les langues romanes*, Uppsala/Wiesbaden 1957, p. 57–80.

<sup>2</sup> *Les suffixes des noms d'habitants en français*, *RIO* 3 (1951), 1–8.

<sup>3</sup> Die Bemerkung: «Einen groben Überblick über die mundartlichen Ethnica vermittelt die Karte III des *ALF*, die in den französischen Regionalatlanten leider keine Entsprechung findet» (p. 12) stimmt seit dem 1966 erfolgten Erscheinen des *Atlas*

des *ALF* zeigt, daß noch um die Jahrhundertwende ein großer Teil der BN, besonders in der nördlichen Hälfte Frankreichs, durch nominale Umschreibung gebildet wurde. Das Fehlen einer durch Ableitung vom ON geschaffenen Bewohnerbezeichnung darf heute in der Schriftsprache als Ausnahmeerscheinung ... gelten» wird durch einen Vergleich von *ALF* III mit dem *ALCB* auch für die Mundarten bestätigt: für die P. 126 Saint-Etienne, 124 Rosnay (Aube), 38 Coiffy-le-Haut (Haute-Marne) registrierte Edmont noch die Wendung «les gens de ...», während Bourcelot die Ableitungen *etyena*, *roneya* und *kwafilōlá*<sup>4</sup> anführt. In den zehn sich in beiden Atlanten deckenden Punkten entspricht die Notierung der Ableitungen durch Bourcelot ziemlich genau derjenigen Edmonts.

Das karge mundartliche Belegmaterial hat also Wolf veranlaßt, sich auf die schriftsprachlichen Ethnica zu beschränken. Das war sein gutes Recht, und die von ihm geleistete Arbeit stellt einen wertvollen Baustein «zur Erforschung dieses bisher zu Unrecht vernachlässigten Gebiets im Zwischenbereich von Wort- und Namenkunde dar», um die Formulierung Manfred Höflers am Ende seiner Besprechung des Werkes in *ZRPh.* 83 (1967), 114–118, zu verwenden. Der Autor und der Leser der *VRom.* mögen mir verzeihen, wenn ich mich, was die Inhaltsangabe des Buches betrifft, darauf beschränke, auf die genannte ausgezeichnete Darstellung Höflers zu verweisen, dafür aber das Verhältnis zwischen den schriftsprachlichen und den mundartlichen BN etwas näher ins Auge fasse, und zwar im Dialektraum der Champagne, über den die Angaben Bourcelots im *ALCB* jetzt Aufschluß geben. Der Vergleich der von Wolf ermittelten schriftsprachlichen Typen, die gleichsam wie eine Decke über den lokalen mundartlichen Bezeichnungen liegen und diese verbergen, ist lehrreich. Auf Karte 2 stellt Wolf die Verteilung der mittels der Suffixe *-ais* und *-ois* gebildeten BN dar; auf Grund einer «eigenen vorläufigen Statistik» erhält er für die die Champagne bildenden Departemente folgende Proportionen:

Dep. Aisne und Yonne:	<i>-ais</i>	<	$\frac{1}{2}$	<i>-ois</i>
Dep. Ardennes und Haute-Marne:	<i>-ais</i>	<		<i>-ois</i>
Dep. Seine-et-Marne und Aube:	<i>-ais</i>	=		<i>-ois</i>
Dep. Marne:	<i>-ais</i>	>	2	<i>-ois</i>

Die Ethnicaliste, p. 214–265, ergibt für dieses Gebiet folgende BN-Bildungen<sup>5</sup> (kursiv gedruckt sind veraltete, mundartliche und unsichere Formen):

	<i>-ais</i> :	<i>-ois</i> :	andere:
Aisne:	Frontonnais	Chaunois	Aisniers (Bew. d. Aisne)
	Nouvionnais	Férois	Anéziens
	Sissonnais	Laférois	Vaillysiens
	Soissonnais	Fertois	Thiérachiens

*linguistique et ethnographique de la Champagne et de la Brie (ALCB)* von HENRI BOURCELOT nicht mehr, der auf den Karten 4–7 eine stattliche Anzahl Ethnica und Übernamen beibringt.

<sup>4</sup> Die phonetische Transkription BOURCELOTS verwandle ich in diejenige der *VRom.*

<sup>5</sup> Im *ALCB* hat BOURCELOT vom Dep. Aisne den südlichsten Teil und den südöstlichen Streifen, vom Dep. Yonne den nördlichen Teil erfaßt.

	<i>Laonnais</i>	=	Laonnois = <i>Laudunois</i> Marlois Neufchâtelois Saint-Quentinois Vermandois Vervinois Vicois	Castelthéodoriciens = <i>Castrothéodoriciens</i> = <i>Théodoriciens</i>
Yonne:	Yonnais Avallonnais		Auxerrois Coulangeois (2mal) Islois Tonnerrois	Blénaviens Floviniens Joviniens Villeneuviens Vézéliens Linéens Cruzéens = <i>Cruzerots</i> Serginots
Ardennes:	Ardennais Carignanais Mohonnais Porcéannais Sedanais		Asfeldois Rethélois Vouzinois Vrignois  <i>Macérois</i> = <i>Meziérois</i> = <i>Méziérois</i> =	Buzancéiens Ivoisiens Monthoisiens Rocroyens Fumaciens Macériens = <i>Maxériens</i>  Carolopolitains = <i>Carolos</i> = <i>Carlopolitains</i> = <i>Carolipolitains</i>
Haute-Marne:	<i>-ais:</i> Bourbonnais Chaumontais = Nogentais		<i>-ois:</i> Arquois <i>Chaumontois</i> Castelvillanois Joinvillois Langrois	andere: Orcivalliens = <i>Orquevoux</i> Bragards
Seine-et-Marne:	Castellandonais = Chateaulandonais Comblavillais = <i>Combs-la-Villais</i>		Créçois Fertois Gretzois	Columériens Juliaciens Nemouriens = <i>Nemousiens</i> Sulpiciens Latignaciens = Laniaques Villeparisiens Chelléens Lizéens Rozéens
	Melunais = Monterelais = Monterolais		Chellois = <i>Melunois</i> = <i>Melodunois</i>	

	Sablonnais	=		Sablonniers Bellifontains = <i>Fontainebleausiens</i> = <i>Fontainebléens</i> Briards
Aube:	Nogentais Barséquanais	=	Aubois Barrois Aixois Vandeuvois <i>Baralbois</i> = <i>Barbois</i> = <i>Bar-sur-Albois</i> = <i>Barsuraubois</i> =	Lusigniens Troyens Musséens Chapelains Baralbins = <i>Barisiens</i>
				Ricetons Romillons Bouillerants Driats
Marne:	Châlonnais Montmirailais Sézannais		Rémois	Courtisiens Ménéhildiens = <i>Ménéhouldiens</i> Sermaiziens Sparnaciens = Sparnoniens Starnaciens Vertusiens Doucéens Fertons Vitriats
Champagne:			Champenois = <i>Champagnois</i>	
Champagne (pays):				<i>Champagneux</i>

Die schriftsprachliche und die mundartliche Form stimmen in folgenden Fällen überein:

Aisne:	Thiérachiens	nach Bourcelot:
Ardennes:	Ardennais	Thiérachiens
	Fumaciens	<i>ardōņę</i>
	Rethélois	<i>fūmasyē</i>
Aube:	Ricetons	<i>ertęłwa</i>
Marne:	Courtisiens	<i>ristō</i>
	Fertons	<i>kurtižyē</i>
		<i>fertō</i>

Sie stimmen nicht überein in:

Yonne:	Cruzéens	<i>krüžęřo</i>
Ardennes:	Carolopolitains	Charlevillains
Haute-Marne:	Chaumontais	<i>šařmqņo</i>

Seine-et-Marne:	Gretzois	<i>gręsyŋo</i>
	Briards	Briats
Aube:	Aubois	<i>ōbyę</i>
	Baralbins	<i>bašrōbē, bašrōbyę</i>
Marne:	Vertusiens	<i>vertūzyŋo</i>
Champagne:	Champenois	Champenots

Neben *-ais* und *-ois* erweist sich das gelehrte Suffix *-ien* mit seinen Varianten *-sien*, *-yen*, *-éien*, *-éien* und den latinisierenden Formen *-icien*, *-acien* (cf. Wolf, p. 37–46) als recht produktiv. Berechnet auf alle genannten BN in den einzelnen Departementen, erhalten wir folgende auf- oder abgerundete Prozentsätze für die drei Suffixe, wobei wir jeweils nur die offizielle Form zählen:

	<i>-ais:</i>	<i>-ois:</i>	<i>-ien</i> und Varianten:
Aisne	20 %	55 %	20 %
Yonne	13 %	33 %	47 %
Ardennes	31 %	25 %	37,5 %
Haute-Marne	33 %	44 %	11 %
Seine-et-Marne	23 %	19 %	42 %
Aube	13 %	27 %	20 %
Marne	23 %	4 %	54 %

Selbstverständlich wären diese Zahlen nur schlüssig, wenn sie auf sämtlichen in Frage kommenden BN der betreffenden Departements basierten.

Betrachtet man nun die mundartlichen BN, die sich aus *ALCB* 4 und 6 ergeben, so erhält man ein völlig anderes Bild:

#### *Aisne*

Keine Belege.

#### *Yonne*

Courgenay: *kuržneyę*, Courgis (= *kurže*): *kuržęę*, Thorey: *toreęę*.

Argenteuil: *aržātōywe*.

Collan: *kulāñŋo*, Plessis-de-Mée: *plęsityŋo*, Cruzy: *krüžero*.

#### *Ardennes*

Corbion: *kŋrbijŋęę*, Charbeaux: *šarbŋtręę*.

Rethel: *ęrtęłwa*, Sy: *šitroęę*.

La Berlière: *bęrlüa*, Bouillon: *buyŋná*, Falaise: *falęra*, Rimogne: *rimŋña*, Toges: *tŋža*, Marcq: *makiya*, Cornay: *kŋrniya*.

Sugny: *süñŋo*, Pussemange: *püsmadyŋo*, La Forêt: *řprižŋo*.

Saint-Etienne-à-Arnes: *sēt ętyęñĩ*, Tourteron: *tutronĩ*, Baalons: *bŋlunĩ*, Raucourt: *rŋkũ* (ON = BN), *rŋkruti*, *rŋkuti*, *rukŋti*.

Braux: *brŋtęę*, Warnécourt: *wanikęę*, Puilly: *püvātęę*.

Fumay: *fümasyęę*.

Rocquigny: *rŋkiñŋl*.

#### *Haute-Marne*

Bourdon-sur-Rognon: *burdŋñęę*, Saint-Broingt-les-Fosses: *sę brŋñęę*.

Coiffy-le-Haut: *kwafilŋlá*, Enfonvelle: *afŋvala*, Fresnes: *řrāñā*, Noident-le-Rocheux: *ñŋdyāta*, Sommeville: *sŋmveya*, Perthes: *pęrtęę*.

Montsaon: *māsqno*, Clefmont: *tyemōno*, Chaumont: *šaomqno*, Bouzancourt: *bozā-kurtq*, Blécourt: *blēkurtq*, Bugnières: *bōñqerq*, Pressigny: *pērsiñō*<sup>6</sup>, Guindrecourt: *dōdōrkq* (ON = BN?).

Bannes: *bānō*, Damremont: *daremqnō*, Dampierre: *dāpyērō*, Laneuville-lès-Coiffy: *nōvqlō*, Guyonville: *dyōvqlō*, Maizières: *mēzoyō*.

Mandres: *mādrē*.

Perrusse: *prōsyē*.

Chalindrey: *šanēdruyar* (pejorativ).

Langres: *lēgō* (franz.).

#### Seine-et-Marne

Crouttes: *kruta*, Brie: *Briats*.

Ury: *ūryq*, Longueville: *lōyvilō*, Voulton: *uqno*, Villiers: *viyērō*; Gretz: *grēsyo*, les habitants de la Bassée, c.-à.-d. de la vallée de la Seine de Nogent-sur-Seine à Montereau: *baseryq*.

Nogent-l'Artaud: *nōžañē*, Pavant: *pavañē*, Bois-le-Roi: *bērlōtyē*.

Thomery: *tomriyō*, Gurcy: *dyōrsiyō*, Mons-en-Montois: *mōtoyō*.

Saint-Souplets: *sūlpisyē*.

#### Aube

Auxon: *osōñē*.

Trouan-le-Petit: *truana*, Saint-Etienne: *etyēna*, Onjon: *ōžqna*, La Chapelle-Lasson: *šapla*, Origny: *qrēña*, Gumery: *dyōmriya*, Ramerupt: *ramrūya*, Rosnay-l'Hôpital: *rōņēya*, Plessis-Barbuis: *plēsika*, Faux-Villecerf: *lūpina*.

Lignol: *lēñolo*, Vauchonvilliers: *vošōviyērō*, Courteron: *kurtrōñō*, Plancy: *plāsityo*. Bar-sur-Aube: *bašrōbē*, *bašrōbyē*.

Crancey: *krāsiyō*, Courteranges: *kurtrāžō*, Chennevy: *šōnžirō*, Les Riceys: *ristō*.

Bagneux-la-Fosse: *bēñō* (ON = BN).

Turgy: *tōržisyē*.

#### Marne

Marson: *marsnē*.

Vienne-le-Château: *vyēnwa*.

Suippes: *sūipa*, Baye: *baya*, Broye: *bruaya*, Mardeuil: *marduya*, Prosnes: *prōna*, La Placardelle: *prēkardēla*, Blacy: *blasya*, Glannes: *glāña*, Heiltz-le-Hutiers: *qlūtya*, Verrières: *vērya*, Connantray (= *kqnātr*): *kqnātra*.

Villeneuve: *vīlnōvyo*, Cumières: *kūmaryo*, Pleurs: *plōryo*, Vertus: *vērtūzyo*.

Mareuil: *marqkyē*, Braux-Sainte-Cohière: *brōtyē*, Herpont: *ērppōñē*.

Fère-Champenoise: *fērtō*, Gaye: *gayō*, Saint-Rémy: *sē rmōyō*.

Huiron: *wirnā*. – Bussy-le-Château: *būšīnō*. – Somme-Vesle: *somwalī*. – Courtisols: *kurtižyē*. – Belval: *bēlvakū*. – Bergères-lès-Vertus: *bēržēr*, f. *bēržōrōņēt*.

Das Suffix -ENSIS in seinen beiden Varianten -ais und -ois und -ien sind demnach überaus selten. Im Dep. Yonne sind die BN auf -eyē, abgeleitet von ON auf -ē

<sup>6</sup> Zu bemerken ist hier, daß im größten Teil der Haute-Marne MĒ(N)SE > mō oder mō ergibt, ebenso CRĒTA > krō, so daß das Ergebnis des Suffixes -ENSIS mit dem Suffix -ot lautlich zusammengefallen ist.



(-IACUM), wahrscheinlich Bildungen auf *-ais*; Wolf zitiert allerdings nur ein einziges Beispiel für diesen Typus, p. 155: Tournay (Hautes-Pyrénées): *Tournayais*. Es könnte sein, daß hier das Suffix *-ier*, das in einigen BN der Dep. Ardennes, Seine-et-Marne (cf. die von Wolf angeführte Dublette *Sablonnais/Sablonniers*), Aube und Marne vorliegt, eingewirkt hat. Die Form *aržātōywe* zu Argenteuil (= *aržātō*) zeigt die in großen Teilen der Yonne normale Entwicklung von  $\bar{e}[\text{>} w\bar{e}$ . – Im Dep. Ardennes finden sich zwei eindeutige BN auf *-ais*. Zu Sy ist die offensichtlich einheimische Ableitung *šitroę* gebildet worden, während in *ęrtęhwa* zu Rethel die hochsprachliche Form übernommen wurde. – In der Haute-Marne ist *burdōnę* eine *-ais*-Ableitung; bei *sę brōnę* zu Saint-Broingt könnte wiederum *-ier* hineingespielt haben. – Im Dep. Aube lautet der BN zu Auxon nach Bourcelot *osōnę*, während Edmont (ALF III) *osōnę* notierte. – Dep. Marne: in *marsnę* zu Marson liegt wohl *-ais* vor. Der BN *vyęnwa* zu Vienne-le-Château ist die schriftsprachliche Form.

An *-ien*-Ableitungen finden sich nur: Marne: *kurtižyę* zu Courtisols und die überaus gelehrt anmutenden BN Aube: *tęržišyę* zu Turgy, Seine-et-Marne: *sęlpisyę* zu Saint-Souplets, Ardennes: *fumasę* zu Fumay, die der Hochsprache entstammen. Haute-Marne: *prōsyę*, ist eine scherzhafte Anlehnung an *Prussiens*.

Alle übrigen Ethnica sind mittels anderer Suffixe gebildet, vorab *-ot* und *-at* bzw. *-iot*, *-iat*. Nachstehend eine zahlenmäßige Übersicht, wobei wir die Frage des hiatus-tigenden Infixes bzw. Lautes, der Form des Suffixanschlusses an den ON oder dessen Stamm, ferner die nur vereinzelt auftretenden Bildungen außer Betracht lassen:

	Bildungen auf -TT-			-ARIU		
	-o	-ō	-a	-yę bzw. -i <sup>7</sup>	-ę	-ō
Yonne	3	–	–	–	–	–
Ardennes	3	–	7	5	3	–
Haute-Marne	7	6	6	–	1	–
Seine-et-Marne	6	–	2	3	–	3
Aube	4	–	10	1	1	4
Marne	4	–	11	4	–	3

An BN auf *-ot* oder *-at* hat die offizielle Nomenklatur in diesem Raum nur drei aufzuweisen: Yonne: *Serginots* zu Sergines, Aube: *Driats* zu Saint-André-les-Vergers, Marne: *Vitriats* zu Vitry-le-François.

Aus dem Vergleich der schriftsprachlichen mit der mundartlichen BN-Bildung ergibt sich, daß in den zwei Bezirken völlig verschiedene Ableitungsgewohnheiten herrschen. Eine Untersuchung über die galloromanischen Ethnica, die sich auf die schriftsprachlichen Typen beschränkt, wird daher nur diesem Teil der sprachlichen Wirklichkeit gerecht. Solange keine vollständige Sammlung der mundartlichen BN Frankreichs erstellt ist, wird es unmöglich sein, einen klaren Eindruck vom Verhältnis der Schriftsprache zur Mundart auf diesem Sektor zu erhalten. Wolf hat sich aus den genannten, durchaus legitimen Gründen auf die schriftsprachliche BN-Bildung konzentriert, doch glaube ich die Notwendigkeit einer Arbeit, die beide Aspekte berücksichtigt, zur Genüge dargetan zu haben. Mit dem Ausdruck dieses Desideratums wird dem Verdienst Wolfs keinerlei Abbruch getan. Es könnte aber sein, daß manche

<sup>7</sup> Cf. CH. BRUNEAU, *Etude phonétique des patois d'Ardenne*, Paris 1913, p. 165: «L'i fermé correspond dans la région ardennaise à la diphtongue *-ier* du français.»

seiner Schlußfolgerungen dadurch korrigiert würden und manche der von ihm gesetzten Akzente verschoben werden müßten.

C. Th. G.

\*

ALBERT SJÖGREN, *Les parlers bas-normands de l'île de Guernesey. I. Lexique français-guernésiais*, Paris 1964, 199 p. (*Collection linguistique publ. par la Société de Linguistique de Paris LXIV*).

Dieses Wörterbuch basiert auf den Dialektaufnahmen, die der Verfasser im Jahre 1926 in 9 Pfarrgemeinden der Insel mit 67 Gewährsleuten (Geburtsjahre 1834–1915) durchgeführt hat. Es war bereits vor 1939 in seinen wesentlichen Teilen bei Protat ausgedruckt, doch wurde sein Erscheinen damals durch die Kriegereignisse verhindert.

Die etwas überraschende Tatsache, daß zuerst das *Lexique français-guernésiais* publiziert wurde, begründet Sjögren wie folgt: «Les chercheurs qui voudraient se servir du livre ... prendraient le plus souvent ... comme point de départ un mot ou un son français» (p. V). Dem Dialektologen wird indessen durch diese Disposition die Arbeit eher erschwert als erleichtert, da er doch oft von einer ihm aus anderen Mundarten bekannten Form ausgeht, die in der Mundart von Guernesey ja nicht unbedingt dieselbe Bedeutung haben muß wie in jenen. So bezeichnet zum Beispiel *barbelotte* im Normandischen des Festlandes das Marienkäferchen, auf Guernesey hingegen den Larventaucher (fr. *macareux*; bei Sjögren unter diesem Stichwort). Oder der Benutzer kennt ein Wort der Mundart von Guernesey aus dem *FEW* mit der dort gegebenen Definition, zum Beispiel *mogue* 'vase à boire'<sup>1</sup>; er wird einige Zeit verlieren, bis er bei Sjögren p. 35 unter dem Stichwort *chope* ('grand gobelet de verre ou de grès') die Bezeichnung gefunden hat. Bei Wörtern mit mehreren, wenn auch verwandten Bedeutungen ist der Verfasser naturgemäß genötigt, diese unter allen Stichwörtern anzuführen, zum Beispiel *frī* m. unter *friche*, *gagnage*, *gazon*, *herbage*. Endlich können sich unter einem französischen Stichwort mehrere mundartliche Bezeichnungen finden, wie beispielsweise beim Begriff *jeter* (p. 97), für den sechs Bezeichnungen, zum Teil stilistischer Natur, auf der Insel vorkommen. – Deshalb sei der dringende Wunsch ausgesprochen, der zweite Teil, d. h. das *Lexique guernesiais-français*, möge recht bald dem ersten Teil folgen.

Sjögren hat mit Fragebüchern gearbeitet, doch gelegentlich auch *conversation dirigée* betrieben. Das französische *Questionnaire I* fußte auf dem Wörterbuch von Métivier und wurde nur bei einem einzigen Sujet angewendet. Das englische *Questionnaire II* umfaßte ca. 300 Sätze und sollte vor allem den Lautstand ermitteln; das ebenfalls englische *Questionnaire III* enthielt etwa 160, aus dem vorhergehenden *Questionnaire* ausgewählte Sätze. Die phonetische Notierung ist äußerst differenziert

<sup>1</sup> Cf. *FEW* XVI, 563b, Guern.; basiert auf G. MÉTIVIER, *Dictionnaire franco-normand ou Recueil des mots particuliers au dialecte de Guernesey*, London-Edinburgh 1870. – Cf. auch N. C. W. SPENCE, *A Glossary of Jersey-French*, Oxford 1960, p. 165: *mog* s. f. 'mug' ...; F. LE MAISTRE, *Dictionnaire jersiais-français* – den wir weiter unten besprechen –, p. 355: *mogue* s. m. ou f. 'espèce de tasse pour boire, en matériel inférieur plutôt'.

und sorgfältig (cf. *Tableau du système graphique*, p. XXV–XXXIX). Man kann den Verfasser zu seinem bemerkenswerten Hörvermögen nur beglückwünschen.

Die sprachliche Situation der Insel im Jahre 1926 läßt sich wie folgt charakterisieren: in den Städten und Pfarrgemeinden des Nordens ist die Artikulationsbasis der Bewohner englisch, sie denken englisch. Im Süden, wo die Artikulationsbasis noch eine normandische ist, scheinen zumindest die vor 1900 geborenen Einwohner in Mundart zu denken. Der Einfluß des Französischen, das als Fremdsprache in der Schule unterrichtet wird, war 1926 praktisch null, oder höchstens bei jungen Leuten, deren Mutter Französin war, festzustellen. «Il y avait depuis longtemps interaction de l'anglais et du guernesiais. Le patois avait commencé par emprunter des mots anglais. Ensuite le phonétisme et la syntaxe avaient été influencés. La morphologie, par contre, semblait être restée intacte. Les parlers guernesiais menaient donc, et depuis assez longtemps, une lutte inégale contre l'anglais, qui, senti comme langue socialement supérieure, s'était imposé petit à petit et avait fini par se faire reconnaître officiellement comme *koiné*» (p. XV). Der Zerfallsprozeß der Mundart begann, wie bereits angedeutet, im Norden der Insel. Im Westen, Zentrum und Süden war 1926 die Mundart noch durchaus lebendig, ja es gab noch einige ältere Bewohner, die ausschließlich diese sprachen. Über die heutige Lage will Sjögren, der 1956 Guernesey wieder besucht hat, in Bälde berichten. Diese Lage kann sich in den letzten 40 Jahren – das wissen wir von vorneherein – jedoch nur verschlechtert haben, so daß wir froh sein müssen, daß Sjögren seine Aufnahmen gemacht hat, bevor es zu spät war.

Die Darstellung des Wortschatzes erfolgt nach dem traditionellen Schema: alphabetisch nach französischem Stichwort und rein deskriptiv, d.h. ohne irgendwelche wortgeschichtlichen Kommentare, wie dies beispielsweise Spence getan hat. Dafür gibt der Verfasser, wenn sich die Gelegenheit bietet, die Phraseologie um ein bestimmtes Wort an, z. B. unter *jamais* (p. 94): *tu n'as jamais essayé de te marier* = (in die Transkription der *VRom.* umgeschrieben) *tü n a pa zámě tráššiv a t mǝriyǝi*, *je n'y irai plus jamais* = *ž n írě pa d'at žǝmě*, emphatisch: *žǝmě d'at ž n írě*, so daß auch ein Einblick in die mundartliche Syntax und Stilistik gewährt wird.

Die Arbeit Sjögrens stellt eine wirkliche Bereicherung unserer doch eher mageren Kenntnisse der für die westgalloromanische Dialektologie so wichtigen Mundart dieser Kanalinsel dar. Ihr Wert liegt nicht zuletzt in der überaus exakten Transkription; nach den Worten des Verfassers: «Je pensais aussi – et pense encore – qu'un exposé des formes microscopiques d'un parler a toujours son rôle à jouer en linguistique» (p. VII).

C. Th. G.

\*

FRANK LE MAISTRE, *Dictionnaire jersiais-français, avec vocabulaire français-jersiais* par ALBERT L. CARRÉ. *Le parler normand à Jersey*, Jersey 1966, 616 p.

Im Gegensatz zum impressionistischen Wörterbuch Sjögrens stellt dieses Monumentalwerk den Typus des enzyklopädisierenden Regionalwörterbuches dar. Damit stellt es sich auch in Gegensatz zur oben erwähnten Arbeit von Spence<sup>1</sup>, die sechs Jahre

<sup>1</sup> Cf. die eingehende Würdigung dieses Glossars durch KURT BALDINGER in *Anglia* 80 (1962), 156–161.

früher erschienen ist. – Die Situation der Mundart ist auf Jersey ähnlich – heute aber wohl eher schlechter – wie auf den anderen Kanalinseln. Das Englische verbreitete sich im Laufe des 19. Jahrhunderts sehr rasch, so daß es um 1900 die führende Sprache in Saint-Hélier, der Hauptstadt und dem Haupthafen der Insel, war. In den übrigen Pfarrgemeinden, mit landwirtschaftlicher Tradition, hielt sich die Mundart bis ins Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930. Infolge des Tourismus und der Ansiedlung von Briten wurde das Englische seither zum allgemeinen Verständigungsmittel. Das Französische, das jahrhundertlang die offizielle Schriftsprache gewesen war, wird noch in gewissen juristischen und administrativen Angelegenheiten verwendet, doch die Kenntnis dieser Sprache sowie diejenige der einheimischen Mundart ist bei den unter 30 Jahre alten Bewohnern Jerseys relativ selten geworden. Das Werk will also ein erschöpfendes Inventar der Mundart geben, bevor es auch hier unwiderruflich zu spät ist.

Im Laufe seines Lebens, d. h. während etwa 40 Jahren, hat Frank Le Maistre Material zusammengetragen. «Au cours des années nous avons recueilli quotidiennement et de tous les côtés ces mots et expressions de notre langue maternelle; la tâche nous a fourni une accumulation de centaines de milliers de notes qui reflètent non seulement la langue qui est en voie de disparition mais aussi un mémoire du genre de vie jersiais qui, bientôt aussi, ne sera plus. Nous devons avoir questionné quelque dix mille personnes sur toutes sortes de choses jersiaises (p. XVIII).» Namentlich werden Informanten aufgeführt: im Westen und Teilen des Zentrums der Insel etwa 45 Personen, verteilt auf 20 Punkte in 6 Pfarrgemeinden; im Osten und einigen Teilen des Zentrums 18 Personen, verteilt auf 12 Punkte in 5 Pfarrgemeinden.

Der Verfasser bietet den Wortschatz in der pseudophonetischen Transkription, die sich mit den Mitteln der traditionellen Orthographie der Hochsprache bewerkstelligen läßt, womit natürlich oft nur phonetische Näherungswerte erzielt werden. Dies wirkt sich besonders nachteilig bei der Bestimmung der Vokalqualitäten, bei der Artikulation der palatalisierten Anlautsgruppen *pl-*, *bl-*, *kl-*, *gl-* usw. und derjenigen des assibiliierten intervokalischen *-r-* aus. Wer sich über die tatsächliche Lautung orientieren will, wird gut daran tun, stets auch die Arbeit von Spence zu konsultieren. Hier einige Beispiele:

	Le Maistre:	Spence (Transkriptionssystem der API):
NON EST	370 <i>non est</i>	172 <i>nɔ: nei</i>
CRATICULU	273 <i>grais</i>	115 <i>grei</i>
INFANTE	189 <i>éfant</i>	86 <i>eifã</i>
*BAWA	46 <i>baue</i>	64 <i>bou</i>
Abl. von PLUMA	210 <i>s'éplieunmer</i>	90 <i>s'eipjyme, eipjome</i>
engl. <i>blase</i> (?)	56 <i>bliãse</i>	62 <i>bja: z</i>
DIABOLU	165 <i>dgiãbl'ye</i>	83 <i>dza: bj, dzja: bj</i>
Abl. von *KLAPP	109 <i>cliapard</i>	133 <i>kjapar</i>
MATRE	350 <i>mêthe</i>	162 <i>mɛð</i>
FACERE	234 <i>faiithe</i>	99 <i>fɛð</i>
MATURU, -A	351 <i>meux, meûthe ou meûse</i> ou <i>meûre</i>	166 <i>mœ:, mœ: z<sup>2</sup> usw.</i>

<sup>2</sup> Die Entwicklung des intervok. *-r-* zu *-ð-* bzw. *-z-* ist wesentlich differenzierter, als es die Notiz des Verfassers p. XXVIII ahnen läßt; cf. N. C. W. SPENCE, *L'assibilation de l'r intervocalique dans les parlers jersiais*, *RLiR* 21 (1957), 270–288.

Ein ähnlicher sprachwissenschaftlicher Dilettantismus seitens des Verfassers spricht auch aus folgender Bemerkung (p. XXIX): «Pour les verbes en *oir* la terminaison française change ordinairement soit en *er* soit en *aie(r)*, l'*r* ne se prononçant pas. Donnons comme exemples les verbes français avoir, savoir, choir, voir, qui deviennent en J. *aver, saver, tchaie, vaie ...*»

Vom lexikalen Gesichtspunkt – und dieser ist bei einem Wörterbuch schließlich der entscheidende – ist das Werk von Le Maistre freilich viel reichhaltiger als dasjenige von Spence, der selbstverständlich mit einer ganz anderen Zielsetzung arbeitete als jener. Ein systematischer Vergleich der beiden Wörterbücher für die mit dem Buchstaben *N* beginnenden Lemmata ergab folgendes: Bis auf *næfjër* (Abl. von *næf*) im Sinn von 'wedding party' ist das gesamte von Spence festgestellte Wortgut bei Le Maistre vorhanden. Darüber hinaus bietet letzterer etwa 240 weitere Stichwörter, von denen allerdings ein Drittel Lehnwörter aus der französischen Hochsprache sind. Wesentlicher als quantitative Erwägungen sind jedoch qualitative. Ein Vergleich der Artikel, die zum Begriff 'schwarz' gegeben werden, zeigt die völlig verschiedene Konzeption der beiden Autoren, die naturgemäß zu verschiedenen lexikographischen Strukturen führt; beide haben ihre Berechtigung:

#### Spence

p. 170–171: *ne*, adj. (proclitic m. sg. and m. pl. *njër*, f. *nεð*) black, dark; lat. *nigrum*, *nigram*. In NWJ, where there is only one short *ε* vowel ..., *ne* has been replaced by the proclitic form *njër* probably in order to avoid confusion with *nε*, born, *nε*, s. f. snow, and *nε* clean.

#### Le Maistre

p. 366: *né*, adj. *Blianc et né*. On dit *né* dans l'Est. Dans l'Ouest c'est plutôt *nièr*; alors on dira *nièr et blianc*. Cependant on entendra bien quand même, *lé temps est né* ainsi que *nièr*. *Né comme d'la sie*. Fém. *néthe* ou *naithe*. Plur. *nièrs*. Cf. *G. ner, nère, N. nei, neire*. – s. m. Ténèbres, à l'ombre, dans la locution *être dans l'né* qu'on rencontre plutôt dans l'Est. On dit aussi, *teindre, peindre en né* – *teindre, peindre noir*, et *être en né* – habillé en noir, etc.

p. 365: *naithe* ou *néthe*, adj. et s. f. Noire. Fém. de *né* ou *nièr*, q. v. *Eune néthe poule, eune néthe tête, néthe robe*, etc. *Nou n'n'a grand' néthe honte*; on dit *néthe* pour l'emphase. *La vieille néthe* – sorcière. *La néthe méthe* – sorcier ou sorcière; expression qu'on entendait encore jusqu'à assez récemment de la bouche des anciens qui racontaient: *Tel et tel 'tail r'douté, et i' l'appelaient la néthe méthe*. Voir aussi *tchéthaúd*. Cf. *G. nère, N. neire*. – *néthes bêtes* – coléoptères du genre carabidé – la jardinière, etc. (*Harpalus rufifex*), etc.; en *A.* ground beetles. – *grand' néthe* – Martinet noir (*Apus apus*); en *A.* swift. On l'appelle aussi *eune néthe héthonde, grand'néthe héthonde, héthonde dé falaise* ou *un puant*. Le *G.* dit, un picouais. – *Néthe tête* – maladie des dindons. *Un picot tch'a la néthe tête* – infection entéro-hépatite. Nous ne connaissons la maladie que chez les dindons. – *néthes têtes*: – (a) Variante pour *ancelée*, q. v.; (b) Centaurée noire, chardon bénit (*Centaurea nigra*); en *A.* knapweed. On l'appelle également *d'la bourdonniéthe*. Cf. *G.* herbe d'flon; (c) Voir *nièrchon*.

p. 368: *nièr*, ou *ner*, adj. Noir. *Nièr et blianc*. *Lé temps est nièr dans l'ava*. *Des nières ièrs*. *Nièr comme du jais, nièr comme d'la sie, nièr comme d'la tathe, nièr comme un ramonneux, nièr comme un trépid, nièr comme lé vendredi, nièr comme paître, nièr comme du cracot*. *Peindre nièr*. Fém. *naithe* ou *néthe*, q. v. Voir aussi *né*. Dans des parties de

l'Est nous avons parfois recueilli la forme *ner, ner'*. Cf. *G. ner, N. nei, neire.* – s. m. Noir. *Un nièr* – un noir, nègre. *En nièr, être en nièr. Teindre, peindre en nièr.* Parmi les chevaux on dit *un nièr, un nièr et bbianc* et aussi *un nièr brun, celui-ci un bai brun*; en *A. dark bay.*

Es folgt *nièr beurre* s. m. 'espèce de confiture de pommes' ...; Ableitungen und Zusammensetzungen erscheinen unter eigenen Stichwörtern.

Während Spence die Bildung von phonetischen Varianten begründet, stellt Le Maistre lediglich deren Existenz fest. Dafür gibt er alle Verwendungen und Verbindungen des Adjektivs an, allerdings unbegreiflicher- und unnützerweise in verschiedenen Artikeln; er informiert den Benutzer also wesentlich eingehender als Spence. Von den von Le Maistre in diesen Artikeln zusammengestellten Bezeichnungen führt Spence (p. 96) nur den Namen *grâ neð eðð:d* für die Mauerschwalbe an (die Angabe 04 bedeutet, daß er das Wort Le Maistre, der für den Nordwesten von Saint-Ouen sein Gewährsmann war, verdankt).

Le Maistre bringt ferner zahlreiche Wörter, die nur mehr historischen Wert besitzen und naturgemäß bei Spence fehlen, z. B. *namps* und dessen Ableitungen (worunter *naûmier, naûmiément*, die im *FEW XVI, 597b* fehlen) oder *nopches* 'redevance payée au Seigneur du fief par celui qui demandait la permission de se marier'.

Das *Dictionnaire jersiais-français*, das auf p. XXX–XXXIII auch Konjugationstabellen enthält und dem p. 555ss. das von Albert L. Carré besorgte *Vocabulaire français-jersiais* folgt, so daß der erste Teil von der Hochsprache aus erschlossen werden kann, kann wirklich als Thesaurus der Mundart von Jersey bezeichnet werden. Es wird, wenn man von den genannten Mängeln absieht, wertvolle Dienste leisten. Auf jeden Fall sind wir künftig durch dieses Werk, das Glossar von Spence und die oben besprochene Arbeit Sjögrens ausgezeichnet informiert über die Mundarten der Kanalinseln, deren Kenntnis für die Erforschung des Kontinentalnormandischen, dessen Zersetzungsprozeß ja weit früher begonnen hat, von eminenter Bedeutung ist.

C. Th. G.

\*

MARCEL WEBER, *Contributions à l'étude du diminutif en français moderne. Essai de systématisation*, Zürich 1963, 139 p.

1. – Las primeras – y justas – palabras del estudio que nos ocupa señalan el hecho de que los diminutivos parecen estar de moda: las obras consagradas a esta categoría lingüística se han multiplicado últimamente. Estima su autor sin embargo («Avant-propos», p. 7–9), que no existe hasta la fecha una definición satisfactoria del diminutivo. Su intención es estudiarlo como sistema particular integrado en el sistema general de la lengua y «comme un fait de pensée à deux versants: *versant potentiel* de la langue (où habite le système), *versant effectif* du discours (où habitent les emplois)» (p. 8). El enfoque es sincrónico. Divide el trabajo en dos partes: Capítulo I, «Considérations générales d'ordre systématique et structural» (p. 15–38), y Capítulo II, «Essai de typologie et de sémantique discursive du diminutif» (p. 39–128).

Para Weber el diminutivo es un fenómeno de «particularización», «mouvement essentiellement particularisateur, opérant sur un mot-base qui représente un particulier sémantique, se propage en direction d'un plus particulier encore» (p. 15). Se

trata, pues – en su terminología – de una «surparticularisation». En el plano de la lengua («opérativement»), el diminutivo particulariza el semantema a que se aplica, modificándolo. En el plano del discurso («résultativement») da lugar a los efectos de sentido más variados, cuyo estudio compete a la semántica del discurso (p. 19).

Es una categoría lingüística de carácter morfo-léxico (a caballo de la lexicología y de la morfología gramatical: p. 19–21) en la que psiquismo (plano de la representación) y semiología (plano de la expresión) se recubren muy imperfectamente (falta de unidad semiológica y de unidad semántica en los sufijos diminutivos: cf. p. 21–24). Los sufijos diminutivos se sitúan entre – en términos de Guillaume – la «ideación nocional» y la «ideación de estructura» (p. 26–27: su sustancia pertenece a lo nocional y su forma a la estructura). Son «morphèmes à double effet» en cuanto que «ils participent à la fois à la lexigénèse, à la constitution du mot et à sa sémantèse, en enlevant quelque chose et en ajoutant un élément nouveau à la sémantique du mot-base» (p. 33). Se caracterizan por su «latitude sémantique», su polivalencia (p. 35) y cada derivado es «un foyer d'associations oppositives et mémorielles», definido por una serie de oposiciones internas (entre palabra base y sufijo) y externas (formaciones con la misma base y sufijos diferentes o sufijos varios aplicados a la misma base) (p. 36–38).

La segunda – y más extensa – parte del trabajo se dedica a «esquisser ... les grands linéaments d'une sémantique discursive du diminutif» (p. 39). Los diferentes «efectos de sentido» en el discurso son «autant de convenances sémantiques d'une seule et même représentation de langue [la «surparticularisation» antes aludida] ... Tous ces signifiés d'effet ne sont pourtant que ce que le signifié de puissance permet qu'ils soient» (p. 42).

Guiado siempre por esta idea (remitir cada uno de los sentidos y matices del diminutivo en el discurso a la representación de lengua), Weber estudia «la diminution quantitative, qualitative et quanto-qualitative» (p. 44–49), «Le diminutif péjoratif critique et ironique» (p. 49–58), «Le diminutif atténuant et euphémique» (p. 58–62), «Le diminutif laudatif et compatissant» (p. 63–66). Se ocupa después sucesivamente de «Affectivité, expressivité et impressivité du diminutif» (p. 67–71: denotación y connotación en el diminutivo, mayor potencia expresiva del diminutivo sintético de lengua que del de discurso<sup>1</sup>), «L'affinité des représentations diminutive, négative, restrictive et superlative» (p. 72–76), «La diminution au service de l'expression du contraste» (p. 76–77) y «Expressivité des diminutifs adjectivaux» (p. 77–86: la minora-ción en los adjetivos da lugar preferentemente a efectos intensivos – grado de significación – y expresivos – predominio de la subjetividad, signos sugestivos y enfáticos, potencia evocadora – de lo que resulta su gran disponibilidad semántica y estilística, la gran variedad de efectos de sentido posibles).

En las p. 86–93 establece la distinción entre «diminutivo relativo» y «diminutivo absoluto». El primero se define dentro del campo semántico de la palabra base. El absoluto, por el contrario, es exterior y sustancialmente heterogéneo con respecto a la base: el derivado ya no está – o no lo está más que virtualmente – en oposición semántica inmediata con respecto al nombre de que deriva. Ejemplo de ello, los casos en que hay cambio de categoría gramatical (*pousser* – *poussette*, *gris* – *grisette*), o cuando el derivado sustituye al primitivo (*viole* – *violette*, *aloue* – *alouette*) y las especializaciones y lexicalizaciones (*lancette*, *fourchette*).

<sup>1</sup> En páginas anteriores (24–25) había establecido la distinción entre *maisonnette*, diminutivo de lengua, y *petite maison*, diminutivo de discurso, «se formant au niveau de la chaîne parlée, de la phrase, donc tardivement».

El llamado por Weber «diminutivo de relación» (p. 93–94), se opone al «diminutif proprement dit» (tipo *maisonnette*) en que es heterogéneo con respecto a la base – hay discontinuidad semántica entre ella y el derivado, que expresa relaciones de orden asociativo. Se diferencian, pues, por el grado de «alteridad». (Aunque el autor no lo advierte, parece claro que este «diminutivo de relación» pertenece al campo del «diminutivo absoluto» y no al del «relativo».) Estudia, como especies del de relación, el diminutivo metafórico (p. 94–103: tipo *languette, rosette*), el diminutivo metonímico (p. 103–110: tipo *talonette, épaulette*), «La diminution de relation en hydronomie et en toponymie» (p. 110–113: tipos *le Loiret, Marseillette*), «La diminution expression de la pullisemblance» (p. 113–115: tipo *baleineau*), «La diminution expression de l'apparence, de l'imitation, de la parodie» (p. 115–119: tipos *angorette, Alzirette*, título de una parodia de *Alzire*, de Voltaire).

En el apartado final, «Spécialisation et lexicalisation du diminutif (conclusion)» – p. 120–128 – se ocupa de la fuerte tendencia del diminutivo francés a adquirir sentidos especializados, proceso que constituye un grado más avanzado del movimiento de particularización y que puede llegar, en el caso extremo, hasta la solución de continuidad semántica.

El estudio se cierra con dos índices: «Index des auteurs cités» (p. 129–130) y «Index des mots et de diminutifs cités» (p. 131–138: comprende un índice de palabras – p. 131–137 –, casi todas ellas formaciones diminutivas, y otro de sufijos – p. 138 –, la mayoría diminutivos o apreciativos en general y otros que no lo son: *-ate, -euse, -ième, -ier, -ière, -ite, -ment, -ose*).

2. – Es de justicia advertir, ante todo, que se trata de una contribución inteligente al tema que le ocupa. Weber se ha ocupado seriamente del problema y le ha aplicado una reflexión detenida. Fundado en los principios y métodos de la psico-mecánica de Guillaume, propone una definición general del diminutivo en lengua y una explicación de sus actualizaciones diferentes en el discurso. Trabajo denso de implicaciones y sugerencias y que, precisamente por ser valioso, merece un examen atento. Por otra parte, si bien las formulaciones principales que en él figuran tienen pretensiones de validez general, el examen se aplica a una lengua en que esta categoría lingüística lleva vida precaria. Asalta inevitablemente la duda de si, por esta razón, no se habrán tenido suficientemente en cuenta aspectos bien vivos en lenguas donde el diminutivo tiene existencia más floreciente. Más aún, de si este hecho no habrá influido en la consideración de conjunto del tema.

3. – Parece evidente que el diminutivo tiene en francés vitalidad escasa<sup>2</sup>. Los ejemplos disponibles (y utilizados por Weber) son en su inmensa mayoría formaciones existentes en lengua, previas al empleo en el discurso y que, consecuentemente, figuran en los diccionarios (cuando no ocurre así – v. gr. *filmicule*, p. 56 – se habla de «neologismo»): la lengua común construye el diminutivo de discurso con *petit*. De aquí

<sup>2</sup> Weber lo advierte una y otra vez: «La diminution est un mode de dérivation dont la langue française n'use qu'avec précaution» (p. 123); «La diminution française ne vit pas véritablement, elle ne fait que vivoter» (p. 99, N 114, oponiéndose a HASSELROR que afirma la vitalidad del procedimiento). Weber atribuye la decadencia del diminutivo de lengua (p. 70 y N 55) a la tendencia del francés a la objetividad. Y más abajo: «Les véritables causes de la sclérose qui a frappé la formation de diminutifs réels, on doit les chercher dans des tendances engageant tout le système dérivationnel français.»



resulta – del carácter «cristalizado» de las formaciones sufijales – una fuerte tendencia a la especialización. En el proceso que conduce de la «ipséité» a la «altérité» (en la relación entre palabra base y derivado), se sitúan las diferentes formaciones según el grado de independencia semántica alcanzado: del diminutivo «véritable» (*maisonnette*) al «spécificateur» («espèce de»: *pendulette*) y, más allá en el mismo camino, al metafórico (*chevalet*) y al resueltamente heterogéneo, independizado semánticamente (metonímicos: *talonnelle*). Weber postula (p. 124) una afinidad mecánica entre minoración y especialización – en cuanto se trata en ambos casos de «cinétismes particularisateurs» – y afirma que «la diminution elle-même accuse un penchant tout naturel à la spécialisation»<sup>3</sup>.

El resultado es que el sentido especializado dificulta el empleo «diminutif véritable» (p. 124–125), la tendencia a la especialización frena la «diminution réelle» (p. 127). Weber llega a hablar de «la tendance du diminutif lui-même à disparaître et sa propension à se lexicaliser, état duquel semble s'approcher la diminution française» (p. 17, N 6).

4. – Nos serviremos del español para mostrar cómo, allá donde el diminutivo tiene mayor vitalidad, puede presentar el problema otros aspectos y requiere ser examinado desde un ángulo diferente.

Por lo pronto, es preciso distinguir cuidadosamente entre las formaciones existentes en lengua, ya cristalizadas, que figuran en los diccionarios – orientadas a la especialización semántica y que van desde «espèce de» (tipo *mujerzuela*) hasta la lexicalización completa (tipo *tornillo*, *gargantilla*, *soplillo*) – y el empleo ocasional, es decir, la posibilidad de poner palabras en diminutivo. En tal caso, las formaciones se realizan en el discurso (*lapicerito*, *mesita*, *plumita*) y no ofrecen más indicios de especialización semántica que el sentido de aminoración o los valores expresivos aportados por el sufijo en cada caso y contexto. Consecuentemente, estas formaciones no figuran en los diccionarios<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Todo ello, pues, en la línea de su definición del diminutivo como un fenómeno de «particularización» (cf. *supra*), una «surparticularisation». La idea, por otra parte, en sí misma no es original y late, con diferentes formulaciones y de modo más o menos explícito, en definiciones anteriores. Así, en varias de las que registra Weber en p. 15–16, especialmente en la de ODERMATT: «Deminution ist eine (durch Anfügung eines Suffixes bewirkte) Spezialisierung der Wortbedeutung.» Yo mismo he escrito: «Así pues, el diminutivo, como el adjetivo, cualifica, determina – en definitiva, específica» (*Los diminutivos en español, Actes du X<sup>e</sup> Congrès International de Linguistique et Philologie romanes, Strasbourg 1962, Paris 1965, p. 145, N*). Lo nuevo aquí es el utilizar este concepto de particularización encuadrado en una teoría lingüística unitaria y el intento de examinar los diferentes sentidos especializados en función de la idea central del diminutivo en lengua. Y ello constituye un mérito indiscutible del estudio de Weber.

<sup>4</sup> Figuran, sí, las que presentan sentidos especializados. Así, sobre la misma base, *mesilla* (pero no *mesita*), *plumilla* (pero no *plumita*), *tableta*, *tablilla* (pero no *tablita*). LAPESA llega a incluir la sufijación apreciativa española en el dominio de la morfología: «Como accidente gramatical del nombre se añadirá al género y número la sufijación apreciativa (diminutivos, aumentativos y despectivos) que, a diferencia de la derivación, no origina de ordinario palabras nuevas, sino formas indicadoras de magnitud o afecto» (Memoria del II Congreso de Academias de la Lengua, Madrid 1956, p. 85).

Es pertinente preguntarse si el «*penchant tout naturel à la spécialisation*», señalado por Weber, aparece, precisamente, cuando decae la vitalidad del procedimiento (o, quizá mejor, en español, del sufijo de que se trate). Las connotaciones expresivas – potenciales y actualizadas – del formante, son un obstáculo para la diferenciación semántica. En otro lugar he señalado<sup>5</sup>, que el que una formación diminutiva adquiera un sentido específico se apoya, evidentemente, en su atribución repetida al mismo objeto. La nueva denominación se convierte de frecuente en habitual y termina desplazando al primitivo – o haciéndose exclusiva si la realidad nombrada no tenía antes designación propia. Pero para ello es necesaria la desaparición (o simplemente la ausencia) de componentes afectivos de cualquier tipo. En otras palabras, para que una formación diminutiva llegue a desarrollar un sentido independiente, se precisa la ausencia de componentes expresivos, hasta llegar a un contenido de significación estrictamente objetivo, nocional. Y así, en español, las especializaciones y lexicalizaciones con *-ito* – el sufijo diminutivo de mayor vitalidad y el más rico también en resonancias afectivas – se dan en una proporción muy pequeña, mientras que en otros de menor uso para la formación apreciativa (sobre todo *-illo*, *-a*) – con su antigua capacidad expresiva debilitada – se presentan en número mucho mayor.

La situación es, pues, muy diferente de la que Weber señalaba para el francés. Si allí la tendencia a la especialización frena la «*diminution réelle*» y el sentido especializado dificulta el empleo «*diminutif véritable*», en español, la fuerte vitalidad de *-ito* – gran capacidad expresiva junto al valor nocional cuantificador – es una barrera para la aparición de sentidos especializados. La tendencia a la especialización está en razón inversa de la vitalidad del procedimiento (o del formante en cuestión). Si es floreciente, la formación – normalmente ocasional – se mantiene en el área semántica del primitivo. Cuando decae, en cambio, y el componente apreciativo – expresivo, afectivo, etc. – se debilita, aparecen los diferentes procesos especializadores – desde «*espèce de*» hasta la solución de continuidad semántica – y la formación diminutiva (fijada ya e incorporada a los diccionarios), en la medida en que se especialice, se aleja del campo de la derivación apreciativa y es absorbida por el movimiento general de la sufijación, que forja palabras con significados independientes. No es de extrañar, de este modo, que el estudio del diminutivo en lenguas, como el francés, donde está atacado de esclerosis (utilizando el término de Weber), se centre en aspectos distintos de los que han de ser objeto preferente de examen en otras donde sea categoría viva. En las primeras, habrá de tratarse de los sentidos y usos de formaciones existentes en lengua y de los diferentes procesos de especialización que les afectan. En las segundas, en primer término, del juego libre del empleo ocasional, en relación con el significado objetivo de aminoración y con los diferentes matices subjetivos de la valoración y del afecto (y los procesos especializadores, como transición entre lo propiamente apreciativo y la derivación general)<sup>6</sup>.

---

<sup>5</sup> *Los diminutivos en español*, p. 141.

<sup>6</sup> Y así, si se compara el trabajo de Weber con el ya clásico – y discutido – estudio sobre los diminutivos españoles de AMADO ALONSO, puede apreciarse inmediatamente, que, en realidad, no se ocupan de lo mismo. El estudio de Weber comienza, más o menos, donde termina el de A. ALONSO, centrado, como es obvio, en el empleo ocasional. La zona de tangencia entre ambos son formaciones como *caballejo*, *mujerzuela*, *vejete* («*espèce de*»).

5. – Todo ello nos sitúa ante otro problema: ¿En qué medida se trata todavía de diminutivos cuando se ha llegado a la independencia semántica completa (y, a veces, también con cambio de categoría gramatical)?

Es hoy corriente considerar los apreciativos como grupo aparte de los otros sufijos, fundándose en la homogeneidad (semántica y, sobre todo, gramatical) entre base y derivado<sup>7</sup>.

Weber distingue una derivación «transformatrice, modificatrice ou endo-génique ... aussi longtemps que la continuité entre base et dérivé est conservée», y otra «formatrice ou exo-génique dès qu'on a l'impression d'être sorti de l'aire sémantique dont le mot-base est le générateur» (p. 122). Pero señala que, en francés, «les suffixes dits diminutifs peuvent assumer des fonctions tantôt formatrices, tantôt transformatrices» (p. 123). En otros lugares distingue entre «diminutif proprement dit», homogéneo, y diminutivo de relación, heterogéneo (p. 93–94), llama a los diminutivos metafóricos «semi-diminutifs» (p. 97) y separa la «diminution véritable» de la «spécialisatrice» (p. 123, N 158). Sin embargo sostiene que tales semi-diminutivos metafóricos son «bel et bien des diminutifs» (p. 102) y, oponiéndose a Hasselrot, que los «absolutos» (cf. supra) deben considerarse también diminutivos (p. 87, N 94). En definitiva, rechaza la homogeneidad como cualidad distintiva de los diminutivos (p. 31, N 39).

Las diferencias – en este punto – entre Weber y Bally, Togeby, Pottier, Hasselrot, son más bien de nomenclatura. No hay inconveniente en llamar diminutivos a las formaciones especializadas siempre que no se olvide, como el mismo Weber señala, que «se trouvent à cheval sur la dérivation formatrice et la dérivation transformatrice» (p. 87, N 94) y que, en francés, «les deux sous-systèmes dérivationnels ne sont pas aussi nettement séparés que dans les autres langues néo-latines» (p. 123). Lo evidente

No es cierto, por otra parte, como dice Weber (p. 69, N 53), que A. ALONSO considere el diminutivo sintético español como forma no apta para expresar «une relation de grandeur». Lo que sí afirma – y con razón – es que la significación disminuidora «es con mucho la menos frecuente, tanto en la lengua escrita como en la oral» (p. 197–198; cito por la reimpresión en el volumen *Estudios lingüísticos. Temas españoles*, Madrid 1951). Me remito a mi comunicación citada *Los diminutivos ...* (p. 137, N 2) para precisar en qué sentido hay que entender las formulaciones de A. ALONSO y el porqué de algunas de las censuras que se le han hecho.

<sup>7</sup> Ya BALLY, como es sabido, distingue entre los apreciativos y los demás sufijos según sean determinantes o determinados desde los puntos de vista sintagmático y categorial (*Linguistique générale et linguistique française*, Berne 1950, §§ 174 B, 184, 387, 396–403). TOGEBY, divide los «dérivatifs» en «homogéneos» (prefijos y apreciativos, que llama «modificatifs»), que no cambian la clase de la palabra, y «heterogéneos» (la sufijación general), que determinan la clase (*Structure immanente de la langue française*, Copenhague 1951, p. 130–133). POTTIER, acepta la división de TOGEBY (*Systématique des éléments de relation*, Paris 1962, p. 97–98 y 100–101) y afirma que «l'infixe quantitatif est par définition homogène, c'est-à-dire qu'il ne change pas la classe de la racine: maigre: maigr-ich-on; tousser: touss-ot-er; maison: maison-n-ett-e» (p. 176). Y en *Introduction à l'étude de la morpho-syntaxe espagnole*, Paris 1963, § 287: «L'infixe ne change jamais la classe du lexème. Il peut s'appliquer à toutes les parties du discours: plum-it-a, cansad-it-o, ahor-it-a.»

es que gran parte del trabajo de Weber cae fuera del campo de lo apreciativo. Y ello se debe también a la especial situación del diminutivo en la lengua francesa<sup>8</sup>.

F. Monge

\*

DIETER ZASTROW, *Entstehung und Ausbildung des französischen Vokabulars der Luftfahrt mit Fahrzeugen «leichter als Luft» (Ballon, Luftschiff) von den Anfängen bis 1910*, Tübingen 1963 (ZRPB. Beih. 105), VIII + 590 p.

Schon der große Umfang der Arbeit zeugt von der Gründlichkeit, mit der der Autor dieses in seiner Gesamtheit noch nicht behandelte Thema bearbeitet hat. Die zeitliche Einschränkung bis zum Jahre 1910 ergibt sich aus der Geschichte der Sache, da ab diesem Zeitpunkt der Rückgang der Luftschiffahrt mit Fahrzeugen «leichter als Luft» beginnt, was sich auch sprachlich auswirkt. Teils geraten viele der bis dahin üblichen Termini in Vergessenheit, teils stagniert die vorher im Fluß befindliche Schöpfung immer neuer Ausdrücke, die sich aus der technischen Weiterentwicklung der Ballone und Luftschiffe ergeben hatte.

Die Behandlung der Luftfahrtterminologie selbst gliedert sich in fünf Abschnitte: I. Das Luftfahrzeug als Ganzes; II. Einzelteile von Ballon und Luftschiff; III. Der Luftschiffer; IV. Die Abstrakta (die Luftschiffahrt); V. Tätigkeiten und Vorgänge rund um die Luftschiffahrt. Der Abschnitt VI bringt die sprachlichen Ergebnisse und Interpretationen der vorhergehenden Abschnitte in semantischer Hinsicht und ist wohl der interessanteste.

Diese abschließende Zusammenfassung ist allerdings im Vergleich zur enormen Ausdehnung des dargebotenen Materials etwas kurz ausgefallen. In einem ersten kurzen Abschnitt geht der Verfasser auf das behandelte Wortmaterial ein und rechtfertigt die Aufnahme von Termini, die nicht spezifische oder ausschließliche Luftfahrt-

---

<sup>8</sup> Por lo que respecta a la función de los sufijos diminutivos, si bien indica el autor que la imagen de apoyo, «celle qui sert de représentation à la diminution est d'ordre quantitatif et spatial, étant donné que nous ne pouvons rien penser en dehors du cadre de l'espace» (p. 48), sostiene en otro lugar que la «fonction puissancielle» de los sufijos diminutivos es la de «particulariser, ou mieux de surparticulariser une substance ou notion donnée en la transformant ou transvaluant quantitativement, qualitativement ou quanto-qualitativement» (p. 36).

Lo mismo la idea de la «surparticularisation» que la de considerar función «puissancielle» la modificación cualitativa, difieren mucho de las ideas de POTTIER, según el cual la representación básica para explicar los diferentes valores del diminutivo en el discurso es la posición (o movimiento) de imperfectividad, y la modificación aportada por los formantes diminutivos se restringe, al nivel de la lengua, a una cuantificación de la sustancia semántica aportada por el lexema (*Les infixes modificateurs en portugais. Note de morphologie générale, Boletim de Filologia 14* [1953], 233–256, especialmente, 252–256). Y ya se ha visto que se oponen también POTTIER y WEBER en la consideración de la homogeneidad como criterio diferenciador. Señalo aquí todas estas discrepancias por tratarse de dos autores que se declaran afiliados a la misma doctrina lingüística: la «psycho-mécanique» de G. GUILLAUME.

termini sind, mit der Begründung, daß diese Ausdrücke, die aus dem allgemeinen Wortschatz übernommen wurden, in ein neues Begriffsfeld gestellt wurden. Ein Verbum wie *voyager* bezieht sich zunächst auf eine Fortbewegung zu Lande und zu Wasser, aber seit dem Aufkommen der Luftschiffahrt eben auch auf eine Luftreise. In diesem Sinne wurden viele Ausdrücke der Normalsprache sogar zu aeronautischen Fachtermini, ganz abgesehen davon, daß viele Ausdrücke dieser Art erst durch die Luftschiffahrt allgemein bekannt wurden.

Umfangreicher ist der Abschnitt über die Ausbildung des Luftfahrtvokabulars selbst. Es handelt sich hier um Ausdrücke, die effektiv eine Bedeutungsübertragung oder Wortneubildung erfordern. Es ergeben sich mehrere Möglichkeiten: 1) Analogie- und bezugslose Wortneuschöpfungen sind sehr selten; selbst der Ausdruck *gaz* ist umstritten; 2) Mitentlehnung der fremden Bezeichnung bei Übernahme einer neuen Sache aus einem anderssprachigen Land: Auch hier gibt es nur wenige Beispiele, da der Ballon und das Luftschiff in Frankreich geschaffen wurden; gehalten hat sich nur der Ausdruck *zeppelin*; 3) Lehnübersetzungen: *ballon cerf-volant* nach dt. *Drachen*. Die beiden wichtigsten Möglichkeiten sind: 4) Übertragung und 5) Neubildung von Ausdrücken, wobei eine Trennung der beiden Kategorien oft nur schwer möglich ist. *Navire*, beispielsweise, ist eine Übertragung (der vom Autor verwendete Ausdruck «Entlehnung» ist in diesem Zusammenhang nicht angezeigt), aber mit dem determinierenden Zusatz *aérien* wird daraus im Grunde ein Neologismus, der sich wiederum von reinen Neubildungen wie *aéronef* unterscheidet.

Zwei prinzipielle Fragen stellen sich hier: a) Woher kommen die Luftfahrttermini (das Begriffliche), b) Wie werden sie gebildet (das Formale).

*ad a)*: Es gibt vier Hauptquellen und begriffliche Ausgangspunkte für Luftfahrttermini: Tiermetaphern, vor allem aus dem Begriffsfeld des Vogels und Fliegens: *aviation, aviateur, avier, avion; mégalornis, ornothoptère; hélicoptère; homme oiseau; ballon volant, machine volante* usw.; *voler, vol, volation, volateur*. Landverkehrsmetaphern mit den Begriffszentren 'Wagen', 'Auto', 'Kutsche', 'Eisenbahn' beziehungsweise 'fahren' auf dem verbalen Sektor: *char volant, voiture aérienne, diligence aérienne, chemin de fer aérostatique, métropolitain aérien, aérobis*, wobei naturgemäß die Kutschenmetaphern die älteren sind. Seefahrtsmetaphern: Ausgangspunkt ist hier 'Schiff' und 'segeln'. Die Luftfahrt wurde von keinem anderen Element sachlich und sprachlich so stark beeinflußt und geprägt wie von der Seefahrt: *navire aérien, vaisseau aérien, barque volante, aéronef, aéroport, navigation, navigateur, gondole, ancre, gouvernail, prendre les airs, mal d'air* und viele andere, die direkt nach den entsprechenden Wendungen der Seefahrt gebildet sind. Nicht nur nach Zahl und Verbreitung sind diese Übernahmen die wichtigsten, sondern auch bezüglich der zeitlichen Ausdehnung; sie haben sich viel länger gehalten als beispielsweise die Eisenbahnmetaphern und behalten selbst bei der Luftfahrt mit Apparaten «schwerer als Luft», für die im allgemeinen der Komplex 'Vogel, fliegen' maßgebend ist, größte Bedeutung, wie die folgenden Ausdrücke illustrieren sollen: *flotte aérienne, à bord, pilote, atterrir* usw. Die nüchternsten Ausdrücke stammen aus dem Begriffskreis der Maschine und weisen auf die technischen Voraussetzungen für die Verwirklichung des Fliegens, Segelns und Fahrens in der Luft hin: *machine volante (aérienne, aérostatique), appareil (véhicule, mobile, engin) aérien*; gelehrte Bildungen wie *aérostal, aéroplane, aéroplane* mit zahlreichen Ableitungen lassen sich hier einordnen.

Die Gemeinsprache steht den fachsprachlichen Termini ablehnend gegenüber und ersetzt abstrakte Fremdwörter wie *cône, parallélépipède* und komplizierte Determina-

tivkombinationen durch bildhafte Vergleiche und kurze, klare Benennungen. Eine Sondergruppe bilden die mehr oder weniger volkstümlichen Scherzbezeichnungen: *paquebot céleste, cheval aérien, bulle de gaz, boudin*.

*ad b)*: Auch auf formalem Gebiet sind die Grenzen zwischen Übernahme eines Ausdrucks aus einem semantisch verwandten Gebiet und dessen Neubildung verwischt. Sehr oft handelt es sich um ein Grundwort (meistens eine Metapher) mit einem determinierenden Zusatz, wobei beide Elemente aus eigensprachlichen oder latinisierend-gräzisierungselementen bestehen können. Es ergeben sich verschiedene Kombinationsmöglichkeiten, wie die folgende Reihe mit fortschreitender neologisierender Tendenz zeigt: *navire aérien, aéronavire, aéronef, aéronave*. Aufschlußreich über das Verhältnis zwischen Übernahme und Neubildung ist auch die Entwicklung zum Terminus *montgolfière*: *la machine (le globe, le ballon) de (des, à la) Montgolfier – la machine (le globe, le ballon) Montgolfier – la Montgolfier – la Montgolfière – la montgolfière*. Das Endergebnis kann sicherlich als Neuschöpfung bezeichnet werden. Es ergibt sich aus der Arbeit Zastrows, daß die Sprache, trotz ihrer Tendenz, mit dem vorhandenen Wortmaterial auszukommen, auf Neubildungen nicht verzichten konnte.

Die wichtigsten Kombinationstypen sind: 1) Subst. + Adj. (*machine aérienne*), 2) Subst. + präpositional verbundenes Verb (*machine pour voler*), 3) Subst. + präp. verbundenes Subst. (*ballon à air chaud*), 4) Subst. + Subst. (*machine-aérostat*). Sobald jedoch einer dieser komplexen Ausdrücke einigermaßen geläufig wird, zeigt sich eine Tendenz zur Verkürzung und Vereinfachung, wobei entweder der determinierende (*ballon aérien* zu *ballon*) oder der determinierte Bestandteil (*ballon dirigeable* zu *dirigeable*) ausgelassen wird.

Die gelehrten Neologismen bieten im Vergleich zu den eigensprachlichen oft den Vorteil größerer Einfachheit und auch Eindeutigkeit; daher ihre beherrschende Stellung in der modernen Technik. Die wichtigsten Kompositionselemente sind auf dem Gebiet der Luftfahrt *aéro(stat)-, avi-, auto-, ballo(n)-, glob(o)-, vol(o)-* und eine Reihe von überwiegend gelehrten Suffixen. Wirkliche Bedeutung von allen gelehrten Wortkombinationen erlangten nur: *aérostat, aéronef; aéronaute, aéroster; aéronautique, aérostation, aérostatique; aéroport, aérodrome; aéroplane; aviation, aviateur, avion*.

Nach der Untersuchung der Herkunft und formalen Bildung des französischen Luftfahrtvokabulars bleibt ein Blick auf das Schicksal der so entstandenen Ausdrücke zu werfen. Zwei Aspekte sind hier besonders zu beachten: Die Konkurrenz zwischen mehr oder weniger gleichwertigen Ausdrücken und der Bedeutungswandel. Zur Entstehung verschiedener Ausdrücke für ein und dieselbe Sache und einem daraus folgenden Existenzkampf kommt es vor allem auf Grund der verschiedenen Gesichtspunkte, die für die Namengebung möglich sind. Die Bezeichnung für Luftfahrzeug beispielsweise erfolgt nach: Form (*ballon, sphère, globe*), Funktion (*aérostat*), Bestimmung und Verwendungszweck (*ballon de plaisance, vaisseau aérien*, das heißt Verkehrsmittel), Besatzung (*ballon-pilote*), Konstrukteur (*montgolfière*) sowie nach sprachlich-formalen Kriterien (ein Zentralbegriff führt zur Mitübernahme der entsprechenden abgeleiteten Termini) und sprachlichen Analogieerscheinungen (*descention* nach *ascension*). Es gibt mehrere Gründe für das Verschwinden des einen oder anderen der konkurrierenden Ausdrücke: Er ist ohne umständliche Determinative zu allgemein (*machine*), mit dem notwendigen Determinativ zu schwerfällig (*globe aérostatique*). Die Bemerkung Zastrows, daß *globe* allein zur Bezeichnung des Ballons nicht möglich sei, da dieser Ausdruck schon 'Erde' bedeutet, ist nicht stichhaltig. Die beiden Bedeutungen können durch den Kontext eindeutig bestimmt sein, auch ohne Deter-

minativ (vgl. *Maschine* für 'Motorrad' im Deutschen), vor allem dann, wenn es sich um zwei so verschiedene Bedeutungssphären handelt wie auch bei *ferme* 'Bauernhof' und 'Dachstuhl' oder *diète* 'Krankenkost' und 'Landtag'. Auch *ballon* konnte sich schließlich in der neuen Bedeutung durchsetzen, obwohl die ursprüngliche noch durchaus lebendig ist. Es müssen also andere Gründe für das Verschwinden von *globe* maßgebend sein. Ferner kann ein Ausdruck abgelehnt werden, weil er als Fremdwort zu abstrakt ist (*aéropète*). Ein Terminus kann zu vieldeutig sein (*aéronef*) und daher unbrauchbar für eine spezielle Verwendung. Wenig überzeugend ist das letzte Kriterium, das der Verfasser anführt, nämlich Ausspracheschwierigkeiten (zum Beispiel im Falle von *aérostat*), da sich viele andere Ableitungen mit *aéro-* sehr gut halten konnten.

Beim Bedeutungswandel sind zunächst dessen einzelne Stufen zu unterscheiden:

- 1) okkasioneller Vergleich: *le ballon allemand ... comme une saucisse*;
- 2) okkasionelle Übertragung: *la «saucisse» allemande*;
- 3) usuelle Übertragung: *la saucisse allemande*;
- 4) feste Bezeichnung: *saucisse* wird als verbindlicher Terminus ins Wörterbuch aufgenommen.

Es gibt Ausdrücke, die alle vier Stufen durchlaufen haben (*ballon*), und solche, die nur die Stufe 3, 2 oder 1 erreichten. Manche Ausdrücke werden ganz in das neue Begriffsfeld aufgenommen, und die ursprüngliche Bedeutung verblaßt (*nacelle*), bei anderen sind ursprüngliche und neue Bedeutung gleichwertig (*pilote*), bei einigen bleibt die ursprüngliche Bedeutung Hauptverwendung (*prendre terre*), und wieder andere werden nur okkasionell verwendet und wirken in der neuen semantischen Umgebung ungewöhnlich und auffallend. Das führt zu dem Problem der unpassenden Vergleiche und Übertragungen, wo sich Unstimmigkeiten zwischen Grundbedeutung und übertragener Bedeutung ergeben; diese Ausdrücke wurden in der Folge oft ausgemerzt (zum Beispiel *atterrir* für das Aufsetzen eines Flugzeuges auf dem Wasser).

Die möglichen Ergebnisse des Bedeutungswandels sind 1) Verengung und 2) Erweiterung mit der daraus resultierenden Polysemie und deren Folgen. *Sphère* ist ein Beispiel für eine Bedeutungsverengung, bei der die anderen Wortinhalte jedoch nicht untergingen, was schließlich zur Aufgabe dieses Ausdrucks als Luftfahrtterminus geführt hat. *Navire, vaisseau aérien* sind Beispiele für Bedeutungserweiterungen, die die verschiedenen Entwicklungsstufen der Luftfahrt begleiten, so daß es zu einer großen Bedeutungsvielfalt kam, die sich für die fraglichen Termini negativ auswirkte.

Die Arbeit von Zastrow ist in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: 1) In einem sachlichen und engeren Sinn, das heißt als Untersuchung der Ausbildung der französischen Luftfahrtterminologie als solcher – es sei hier nur darauf hingewiesen, daß die Geradlinigkeit des methodischen Aufbaus der Studie durch das Nebeneinander von sachlichem und chronologischem Gesichtspunkt etwas leidet – und 2) als Modellfall der Anpassung einer Sprache an neue Gegebenheiten auf lexikalischem Gebiet im allgemeinen. Es gibt kaum ein Kapitel der allgemeinen Bedeutungslehre, für das hier nicht konkrete Beispiele gefunden werden könnten. Die vorliegende Untersuchung hat daher, über die praktischen Ergebnisse der Behandlung des konkreten Themas hinausgehend, auch allgemeinen Wert für die historische Wortforschung.

P. Schifko

ALEXANDRE LORIAN, *L'ordre des propositions dans la phrase française contemporaine: La cause*, Paris 1966 (*Bibliothèque française et romane* A/XI), 148 p.

Nach seiner 1964 erschienenen Arbeit über die Stellung der beiden Komponenten des Bedingungskomplexes zueinander<sup>1</sup> legt Alexandre Lorian nun eine zweite stilistische Studie gleicher Orientierung vor, in der er sich mit der Reihenfolge zweier durch ein kausales Band zusammengehaltener Elemente (Freisatz und Teilsatz) beschäftigt. Die Notwendigkeit einer solchen Untersuchung wird einleitend in einem kurzen Forschungsbericht dargelegt (cf. p. 8–11), aus dem hervorgeht, daß man sich zwar immer sehr eingehend mit der Wortstellung im Satze befaßt hat, daß dagegen die Frage der Stellung größerer Komplexe (*principale* und *subordonnée*) zueinander ganz allgemein und im besonderen in bezug auf das kausale Verhältnis kaum je die ihr gebührende Beachtung gefunden hat. Wohl stößt man bei einzelnen Forschern hie und da auf Bemerkungen zu diesem Problem (Blinkenberg, Kuttner, Regula, Wagner-Pinchon, Secheyay, Guberina etc.), doch sind diese Hinweise meist sehr oberflächlicher Art; zudem beruhen sie in der Regel auf rein subjektiven Eindrücken und entbehren einer soliden statistischen Grundlage.

Lorians Vorgehen entspricht demjenigen in seiner ersten Arbeit: anhand einer Reihe von exzerpierten Texten sucht er zuerst einmal die Norm für die einzelnen kausalen Konstruktionen zu ermitteln, um nachher diese Norm und die von ihr feststellbaren Abweichungen zu interpretieren. Die von uns seinerzeit erhobenen Einwände in bezug auf die zu weit gespannte Untersuchungsepoche und die zu geringe Anzahl von berücksichtigten Werken<sup>2</sup> haben hier keine Gültigkeit mehr: der Verfasser benutzt 37 verschiedene Texte, die alle in den letzten siebenzig Jahren verfaßt wurden und vier verschiedenen Stilebenen angehören: je zehn für den *style narratif*, *dramatique* und den *style de dissertation*, sieben weitere (als Ergänzung) aus dem Bereich der didaktischen Literatur. Diese Basis darf als durchaus genügend bezeichnet werden.

Wie sieht nun die erwähnte Norm für die einzelnen kausalen Konstruktionen aus? Im Bereich der Subordination sind in erster Linie *parce que*, *puisque* und *comme* zu berücksichtigen. Bei *parce que* dominiert – wie nicht anders erwartet – die *postposition* mit 95,2% aller Fälle ganz eindeutig. Je nach Stilebene finden sich jedoch vom Mittelwert für die *antéposition* (4,8%) ganz beachtliche Abweichungen (zwischen 1,7% beim *style dramatique* und 7,2% beim *style de dissertation*), und auch von Autor zu Autor können die Schwankungen recht bedeutend sein (cf. z. B. Proust mit 11,3% für die *antéposition*)<sup>3</sup>. Die eindeutige Vorliebe für die Nachstellung ist nach Lorian vor allem dem konstatierenden Charakter dieser Konjunktion zuzuschreiben, der den Kausalsatz meist zum psychologischen Prädikat werden läßt und dadurch mehr oder weniger fest in der Endposition fixiert. – Die Resultate bei *puisque* sind recht überraschend, könnte man hier doch anhand der Aussagen gewisser Grammatiker (cf. Regula, Blinkenberg, Guberina, *Grammaire Larousse du français contemporain* etc.) ein Vorherrschen der *antéposition* erwarten. Dem ist nun aber nicht so, obwohl die Nachstellung weniger deutlich überwiegt als bei *parce que*: wir haben im Mittel für die *postposition*

<sup>1</sup> Cf. ALEXANDRE LORIAN, *L'expression de l'hypothèse en français moderne: Antéposition et postposition*, Paris 1964 (*Langues et styles* 3) – Cf. unsere Besprechung *VRom.* 25 (1966), 127–131.

<sup>2</sup> Cf. *VRom.* 25 (1966), 128/29.

<sup>3</sup> Cf. LORIAN, *Cause*, p. 19–22.



73,2%, für die *antéposition* 26,8% (cf. p. 68–71). Der Unterschied gegenüber *parce que* wird von Lorian daraus erklärt, daß *puisque* den Grund nicht konstatierend, sondern rasonierend erfaßt, weshalb der Kausalsatz dann eher dazu neigt, innerhalb des Gesamtkomplexes die Rolle des *thème* (> *antéposition*) zu übernehmen. Daß die Nachstellung trotzdem überwiegt, wird zwei Faktoren zugeschrieben: einmal daß trotz allem der *puisque*-Satz psychologisches Prädikat sein kann, dann aber vor allem der Tatsache, daß *puisque* oft nicht einen eigentlichen Grund einleitet, sondern eine Rechtfertigung des Hauptsatzgeschehens. In beiden Fällen haben wir *postposition*, im ersten weil ein eigentliches Prädikat vorliegt, im zweiten weil der *puisque*-Satz nicht wirklich psychologisches Subjekt, sondern Bestandteil des Prädikats (Freisatz) ist, dieses ergänzt und abrundet (cf. p. 67/68). – Praktisch ausschließlich Voranstellung des Kausalsatzes finden wir dagegen bei *comme*, das bis zu einem gewissen Grade sowohl dem Haupt- wie dem Nebensatz prädikatives Gewicht verleiht; die eindeutige Bevorzugung der *antéposition* liegt darin begründet, daß *comme* immer den Ausgangspunkt und Ursprung eines neuen Faktums präsentiert und so diesem gegenüber thematisch den Vorrang genießt<sup>4</sup>.

Wenn auch die wichtigsten Wendungen zum Ausdruck der Kausalität, so sind *parce que*, *puisque* und *comme* doch nicht die einzigen Mittel zur Wiedergabe dieses Verhältnisses. Unter den Konjunktionen wären noch die Ausdrücke mit *fait*, *raison* und *autant* (z. B. *du fait que*, *par cette raison que*, *d'autant plus que* etc.), ferner *sous (le) prétexte que*, *à cause que* u. ä. zu erwähnen<sup>5</sup>. Diese Ausdrücke treten aber derart selten auf, «qu'il est impossible de parler d'habitudes linguistiques, encore moins de règles ou de lois qui détermineraient la place dans la phrase de ces locutions» (p. 104). Immerhin glaubt Lorian festhalten zu können, daß bei thematischem Charakter des Kausalsatzes die Vor-, bei prädikativem Charakter die Nachstellung dominiert und daß dieser letzte Fall eigentlich als Normalfall bezeichnet werden muß. Es dürfte vor allem die semantische Schwerfälligkeit dieser Wendungen sein, die die Endstellung derart eindeutig begünstigt, ja in einigen Extremfällen kann man sich sogar fragen, ob nicht eher eine freie syntaktische Fügung mit kausaler Bedeutung vorliegt (z. B. kausale Ergänzung *par le fait + que*-Satz). Neben der Unterordnung kann auch die Koordination zum Ausdruck eines kausalen Verhältnisses dienen (*car*, *c'est que* etc.): hier findet sich nur Nachstellung, muß doch die koordinierende Konjunktion das zweite Element einleiten (cf. p. 113ss.). Bei der Juxtaposition schließlich sind wieder beide Stellungen möglich (Typ: *Tu as crié fort. Elle s'est réveillée*; cf. p. 119ss.), und auch im Bereich der *cause niée* (p. 125ss.) besteht eine gewisse Wahlfreiheit.

Dies sind die nackten Resultate der Arbeit Lorian's; was wir hier nicht gut vorführen können, sind seine vielen von großem Geschick und Einfühlungsvermögen zeugenden Beispielinterpretationen, anhand deren er dem Mechanismus der Vor- und Nachstellung auf die Spur zu kommen sucht. Von zentraler Bedeutung ist dabei zweifellos die Frage, ob der Kausalsatz *thème* oder *prédicat (propos)* der Gesamtaussage ist, doch bestimmt dieser Faktor seine Stellung nicht (wie Regula und Secheyne annehmen) allein: grammatisch-syntaktischer Zwang, rhythmische Erfordernisse, die Bedürfnisse von Sinn und Logik und die stilistische Hervorhebung können je nach dem die allge-

<sup>4</sup> Cf. LORIAN, *Cause*, p. 89ss. Die weiteren von Lorian zitierten Faktoren, die eine Fixierung von *comme* in der *antéposition* gefördert haben könnten, haben zweifellos sekundären Charakter.

<sup>5</sup> Cf. LORIAN, *Cause*, p. 103ss., bes. p. 103 N57.

meine Tendenz des modernen Französischen zu einer Reihenfolge *thème – propos* unterstützen oder sie aber neutralisieren. Die subtile Analyse des Zusammenspiels dieser verschiedenen Faktoren stellt zweifellos eine der hervorstechendsten Eigenschaften von Lorians Arbeit dar.

Nichtsdestoweniger gibt es Fälle, wo wir uns seiner Interpretation nicht anschließen können; von einigen dieser Punkte soll nun noch die Rede sein:

– p. 79/80 spricht Lorian von der Verwendung von *puisque* als «outil de subordination qui ne relie rien» in einer «proposition formellement subordonnée et psychologiquement indépendante», z. B.:

– Ce jeune amant est une invention gracieuse, mais qui me vieillit un peu. Continuez.

– Puisque vous m'y invitez. L'année dernière ... (Aymé, *Travelingue*, 98)

Von einer psychologischen Unabhängigkeit kann hier wohl keine Rede sein, bezieht sich doch der *puisque*-Satz auf das *Continuez!*: [*Je continue*] *puisque vous m'y invitez*. Nicht etwa, daß wir hier an eine Ellipse dächten: der zweite Sprecher knüpft vielmehr einfach direkt an die Worte seines Vorredners an, nimmt sie auf sein Konto, ohne sich um die äußerliche Unstimmigkeit in der Personensetzung zu kümmern, die aus der Zugehörigkeit der beiden Aussagen zu zwei verschiedenen Koordinatensystemen<sup>6</sup> entsteht (gedanklich hat der zweite Sprecher allerdings beim Empfang der Mitteilung die Umsetzung *Continuez > elle veut que je continue* vorgenommen!). Wir haben sowohl eine formale wie eine psychologische Unterordnung, aber eben etwas besonderer Art. Das gleiche gilt auch noch in einem Beispiel wie dem folgenden:

*Maître Thomas de Courcelles*: ... Il faut croire que vos voix ne vous ont pas conseillé le bon conseil, puisque vous vous défendez si vivement dès qu'on veut parler d'elles.

*Jeanne*, vivement: Mais puisque cela ne vous regarde pas!

*Maître Thomas de Courcelles*, souriant: Vous voyez bien.

(Péguy, *Jeanne d'Arc*, 295)

Hier bezieht sich der *puisque*-Satz nur noch auf einen Teil der Aussage des Vorredners (*vous vous défendez > je me défends*), im übrigen bleibt sich aber die Konstruktion gleich bis auf das *mais*, das – zusätzlich zu dem ihm eigenen Aussagegehalt – das *vous vous défendez* bis zu einem gewissen Grade resümiert (Anapher). Allerdings fehlen auch Beispiele nicht, wo nicht mehr direkt ein Teil der Aussage des Vorredners als Bezugselement bezeichnet werden kann (cf. z. B. p. 80, Beispiele Bellesort, *Virgile*, 53/54, und Anouilh, *Bal des voleurs*, 119): hier besteht nur noch ein vager Bezug auf den Gesamtsinn des vorhergehenden Textes, doch dürfte dies bereits genügen, um Lorians Formulierung auszuschließen; am besten spricht man in all diesen Fällen wohl von einer Überlagerung zweier Aussagen.

– Bei der Besprechung des «*puisque d'argumentation*» (*effet de sens!*) verweist Lorian auf einige Fälle, wo dieses «s'éloigne ... à tel point de l'idée causale, qu'il exprime en quelque sorte la conséquence, tandis que ce qui est formellement résultante devient la véritable causale» (p. 73), z. B.:

Mais Marivaux n'est pas parvenu, aux répétitions, à communiquer à ses interprètes ce qu'il avait voulu, puisque la pièce à sa naissance, fut très froidement accueillie. (Kemp, *La vie du théâtre*, 123)

<sup>6</sup> Cf. hierzu G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 271.

Diese vollkommene Vertauschung der Rollen muß doch reichlich verdächtig erscheinen, und wir glauben denn auch, daß Lorian hier das Opfer einer Täuschung geworden ist: was durch *puisque* ... begründet werden soll, ist gar nicht das, was rein formal als Obersatzprozeß in Erscheinung tritt, sondern der Feststellungsakt dieses Geschehens (*Je conclus qu'il n'est pas parvenu ... puisque*; cf. ähnlich beim Beispiel Giraudoux, *Electre*, 195/96). Auch hier kann man aber nicht von einer eigentlichen Ellipse sprechen, sondern höchstens von einem Bezug auf ein situationelles Element, das Sprechen (Manifestation des Feststellens).

– p. 109–111 bespricht Lorian die absoluten Partizipialkonstruktionen in kausaler Funktion und verweist darauf, daß hier zweifellos eine Unterordnung vorliege. Nicht mehr folgen können wir ihm, wenn er diese Struktur als durch eine *conjonction zéro + forme spéciale du verbe* charakterisiert wissen will, impliziert diese Definition doch, daß bei jeder Überführung eines Satzes in einen Teilsatz (Translation<sup>7</sup>) eine Konjunktion auftreten müsse. Gerade Fälle wie der zur Diskussion stehende, aber auch die Relativsätze und andere Konstruktionen beweisen, daß dem nicht so ist: es wäre wohl besser zu sagen, die Unveränderlichkeit des Partizips sei hier einziges Merkmal einer allgemeinen Adverbialtranslation, die durch kontextuelle Abschattierung dann kausalen Wert erhält.

– p. 18 erklärt Lorian die Konstruktion *de + Inf.*, die wie die Partizipialkonstruktion kausalen Charakter haben kann, als *complément causal non propositionnel* (cf. *Je me félicite ... de ne pas avoir épousé Philippe*). Wir sehen aber nicht ein, wieso dieser Fall anders behandelt werden sollte als die Partizipialkonstruktion: da der zur Diskussion stehende Aussageteil eine Verbalform enthält, haben wir auch hier ein Adverbialtranslat, das durch die Translationsmerkmale *de* und Infinitiv (Nichtaktualisierung des Verbalgeschehens) gekennzeichnet ist<sup>8</sup>. Lorian scheint übrigens in der Beurteilung dieser Fälle nicht sehr sicher zu sein, bespricht er sie doch, obwohl er p. 12 erklärt hatte, er schließe sie als *non propositionnels* aus seinen Betrachtungen aus. Unserer Ansicht nach hätte ihnen ein eigenes Kapitel gebührt.

– Nach Lorian p. 15 hätten die Wendungen *parce que* (< *pour/par ce que*) und *de ce que* ursprünglich eine «substantive-complétive» eingeleitet. Diese Feststellung steht in deutlichem Gegensatz zu Rothes Beurteilung des Problems, der hier (und selbst für das *que* nach Affektverben!) kausalen Ursprung postuliert<sup>9</sup>. Der Widerspruch entspringt einer verschiedenen Perspektive: Lorian hat zweifellos recht in bezug auf den substantivischen Wert, wenn man nur den durch *que* eingeleiteten Teil des Translats (unter Ausschluß von *de ce, par ce*) betrachtet (cf. z. B. *Je me réjouis de ce qu'il est venu*). Bezieht man diese Elemente aber in die Betrachtung ein, so wird deutlich, daß man in bezug auf die Konstruktion als Ganzes Rothes Interpretation den Vorzug geben muß: das durch *que* eingeleitete Substantivtranslat wird mittels *de ce, par ce* in ein Adverbialtranslat umgewandelt. Daß *de ce que* heute in der Regel Merkmal eines Substantivtranslats ist, stellt eine sekundäre, durch den Parallelismus von *que* und *de ce que* nach gewissen Affektausdrücken bedingte Entwicklung dar.

<sup>7</sup> Zur Translation cf. z. B. WOLFGANG ROTHE, *ZRPh.Beih.* 112, 44–47 und passim.

<sup>8</sup> Nichtaktualisierte Verbalformen sind in der Rede aber immer von einem vollaktualisierten Element abhängig: in unserm Fall haben für die Zeitstufe und die Person normalerweise die Angaben des Obersatzverbs Gültigkeit (für die Person ist in seltenen Fällen auch das Objekt des übergeordneten Satzes maßgebend, cf. Beispiel KEMP, *Vie du théâtre*, 187 [LORIAN, *Cause*, p. 18]).

<sup>9</sup> Cf. ROTHE, *op. cit.*, p. 324ss.

– p. 16 und 19 bespricht Lorian im Zusammenhang mit *parce que* die Erscheinung, daß in der Complétive mit *que* die Prolepsis des Objektsatzes relativ oft auftritt, mit *de ce que* dagegen kaum, und führt dies darauf zurück, daß nur die *que*-Konstruktion gewisse Modifikationen (Subjonctif, *pronom de reprise* [im Freisatz]) zulasse. Auch bei *de ce que* scheint mir aber eine Wiederaufnahme des vorangestellten Teilsatzes durch ein Pronomen durchaus möglich (cf. *De ce qu'il est venu, je m'en réjouis*), und der Konjunktiv ist auch mit dieser Partikel gelegt<sup>10</sup>. Der Grund für das verschiedene Verhalten muß also ein anderer sein. Die Konjunktivsetzung nach Affektverben hat unserer Ansicht nach nur eine Funktion: die Hervorhebung des Obersatzprozesses bei gleichzeitiger Abschwächung des Gewichts der Complétive. Zwischen *que* und *de ce que* hat nun eine gewisse Arbeitsteilung stattgefunden: das erste wird in der Regel gesetzt, wenn eine solche Reliefgebung angestrebt wird, das letztere, wenn diese nicht erwünscht ist. Da sich *de ce que* somit als der Hervorhebung abholde Form eingebürgert hat, kann es nicht erstaunen, daß es kaum in Anfangsstellung – die Prolepsis ist ein weiteres Mittel zur Hervorhebung des Freisatzes – anzutreffen ist!

– Bei der Besprechung der sogenannten *anticipation illogique* (p. 39/40) bemerkt Lorian zu einem Beispiel wie

*Jacques Hury*: ... Et votre père en vous donnant à moi  
Ensemble avec Monsanviège, a su ce qu'il faisait et cela était juste.

*Violaine*: Mais moi, Jacques, je ne vous aime pas *parce que* cela est juste.  
Et même si cela ne l'était pas, je vous aimerais encore et plus.

(Claudel, *Annonce*, 84)

wo weder die Liebe noch die Richtigkeit der Handlung des Vaters in Frage steht: «La négation d'anticipation illogique, quoique se trouvant dans le premier terme, porte sur toute la phrase (c'est-à-dire la principale avec sa subordonnée); ...» Da aber sowohl der Obersatz- wie der Teilsatzprozeß positive Gültigkeit haben, würden wir hier lieber anders analysieren: Die Negation betrifft nicht einen (oder beide) der affizierten Prozesse (*donnée* und *résultante*), sondern das zwischen ihnen geschaffene kausale Band (*parce que*). Lorian selbst kommt unserer Interpretation übrigens sehr nahe, wenn er bei der *cause non exclusive* zu Bellesort, *Virgile*, 121 (p. 40: [Virgile] ne célèbre pas seulement la vie rustique parce qu'elle est saine, utile ...), feststellt, daß «la négation et l'adverbe se rattachent directement à *parce que*»!

– In einem Beispiel wie

Il ne faut pas tout renier comme ça parce qu'Anne a une conception un peu  
différente des choses. (Sagan, *Bonjour tristesse*, 130)

will Lorian einen negierten Hauptsatz + eine *cause absurde* sehen (*parce que* hätte eher konzessiven Charakter; cf. p. 41/42). Gerade hier scheint uns aber die im vorherigen Fall gegebene Erklärung zuzutreffen: verneint ist nicht der Obersatz allein, sondern der gesamte aus Haupt- und Kausalsatz gebildete Komplex wird hier der Negation unterstellt und dadurch von der Wirklichkeit ausgeschlossen. Dem scheint allerdings die Tatsache zu widersprechen, daß hier der Kausalsatz vorangestellt werden kann; bei genauer Analyse – und Lorian stellt dies selbst fest – ergibt sich jedoch, daß sich bei einer solchen Umstellung der Wert des ganzen Komplexes grundlegend

<sup>10</sup> Cf. z. B. ROTHE, *op. cit.*, p. 186; PETER SCHIFKO, *Subjonctif und Subjuntivo*, WRA 6, Wien 1967, p. 31 und 36.

ändert: wir haben einen ein negatives Geschehen bewirkenden Grund<sup>11</sup>! Was den Eindruck einer Verwandtschaft der hier zur Diskussion stehenden Fälle mit den Konzessivsätzen anbelangt, so besteht diese wohl im Bereich der Sinneffekte, nicht aber strukturmäßig: während bei der Konzessivität die Wirkungslosigkeit des abhängigen in bezug auf das übergeordnete Geschehen durch eine besondere Konjunktion zum Ausdruck gebracht wird, kommt in unserem Fall der Eindruck dieser (primär nicht gegebenen) Wirkungslosigkeit erst durch den Ausschluß des ganzen Komplexes von der Realität und die Kontextdetermination zustande.

– In zahlreichen Fällen, wo der Kausalsatz in den Obersatz eingeschoben ist, will Lorian doch noch eine *antéposition* sehen, weil die kausale Aussage dem übergeordneten Verb vorangeht, cf. z. B. p. 58:

Je n'ai jamais admis qu'un individu, parce qu'il a des galons sur les manches, se donne le droit de commander aux autres. (Aymé, *Travelingue*, 176)

Cf. ferner p. 54, 78, 81, 98 und passim. Diese Haltung dürfte der Konzeption entspringen, ein Adverb bestimme das Verb näher. Nun hat aber kürzlich Gérard Moignet gezeigt, daß ein Adverb nur eine Beziehung charakterisieren kann, z. B. beim Verb die Beziehung zwischen diesem und dem affizierten Grundbegriff (innere Inzidenz) oder die Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Prozeß (äußere Inzidenz)<sup>12</sup>. Im Falle der kausalen Bestimmung liegt nun eindeutig der zweite Fall vor. Wenn wir unter diesen Voraussetzungen von *antéposition* oder *postposition* sprechen wollen, so müssen wir aber fordern, daß das die Inzidenz bestimmende Element außerhalb der beiden für die Beziehung konstitutiven Pole (Subjekt und Verb des Obersatzes) stehe: im obigen Beispiel liegt also keine *antéposition* vor, und auch der abschwächende Begriff *antéposition impure* ist abzulehnen. Hier wäre der Terminus *incise* am Platz, oder vielleicht ließe sich – will man die Parallele zu den beiden andern Begriffen wahren – ein *interposition* wagen. Diese Kategorie müßte in der ganzen Untersuchung neben den beiden andern gesondert berücksichtigt werden.

Damit wollen wir unsere Interpretationsvorschläge und Anregungen beschließen; möge uns der Verfasser diese Ausführungen nicht übelnehmen, sondern sie als Zeichen des Interesses, mit dem wir seine Arbeit gelesen haben, verstehen.

P. Wunderli

\*

SIGRID BUSCHMANN, *Beiträge zum etymologischen Wörterbuch des Galizischen*, Bonn 1965, 314 p.

El presente trabajo, tesis doctoral de la Universidad de Bonn, es una parte de una obra más ambiciosa: el diccionario etimológico del gallego. Ordenada alfabéticamente según los étimos, la obra comprende las letras A- a F-. Está redactada en español,

<sup>11</sup> Im p. 42 nach Sandfeld zitierten Beispiel aus Gyp ist eine solche Erklärung allerdings nicht möglich; hier dürfte eine eigentliche Konfusion mit einem Konzessivsatz vorliegen (cf. auch unten).

<sup>12</sup> Cf. GÉRARD MOIGNET, *L'incidence de l'adverbe et l'adverbialisation des adjectifs*, *TLL* 1 (1963), 175–184, bes. p. 175–177.

únicamente el título y una escueta introducción (p. 5–6) van en alemán. La obra completa aparecerá más tarde en España.

El material despojado procede esencialmente de los diccionarios dialectales gallegos, los cuales, como se sabe, no son muy fidedignos o, mejor dicho, son de valor bastante desigual. La autora reconoce paladinamente el riesgo que su utilización representa. En la ordenación etimológica y en el método ha seguido la disposición del *REW*<sup>3</sup>, cuya numeración acepta<sup>1</sup>. Ante todo una cuestión fundamental, de la que derivan casi todas las otras que vamos a apuntar. Meyer-Lübke publicó la primera edición de su *REW* en 1911; desde entonces acá los estudios etimológicos se han visto transformados de raíz. Hoy no se suele hacer etimología mencionando, sin más, la base latina, germánica, etc., de una determinada palabra; por lo general se traza la historia de dicha palabra, rastreando sus avatares. Lo que antes era, por decirlo así, una etimología estática, reducida a la simple mención del supuesto punto de arranque y del punto de llegada, es actualmente una descripción de vicisitudes, es una biografía de la palabra, en cuyo devenir se reflejan ante todo hechos de civilización. De ahí que se tenga por norma el registrar la fecha de aparición, el contexto en que se encuentra, etc. Yo concibo aun que se presenten los materiales de una lengua según el viejo método del *REW* – en ese estilo telegráfico con corchetes para indicar los cultismos<sup>2</sup>, etc. – cuando la lengua en cuestión esté provista de los requisitos indispensables, es decir, cuando posea un buen diccionario histórico, un atlas y haya sido objeto de monografías dialectales, lexicográficas y de toda suerte. Entonces la presentación esquemática no hace sino reflejar el estado de la investigación; el usuario de la obra al ver, por ejemplo, la sigla + ante una voz, recurrirá al diccionario histórico y allí encontrará la justificación. Desgraciadamente la modalidad galaica está poco investigada, y apenas se ha aprovechado lo que hay. He aquí una muestra: la autora parece no haber manejado la rica documentación histórica de López Ferreiro ni la de Sponer.

Dejemos ahora esta cuestión. La empresa acometida por la Srta. Buschmann ganará mucho cuando dispongamos del índice alfabético gallego que se nos promete (p. 6). Por el momento resulta a menudo difícil encontrar bajo qué étimo se coloca una voz gallega controvertida, sobre todo cuando esos étimos van provistos de asterisco o son consecuencia de propuestas etimológicas poco satisfactorias: nunca se me hubiese ocurrido buscar la voz *beira* ‘orilla’ bajo *ALAPA*, ni *cosco* ‘caracol’ bajo *\*CUSSĪ-CARE*, ni *croio* ‘tosco, bruto’ bajo *CARYON*.

<sup>1</sup> Cuando aparecen étimos no incluidos en el *REW*<sup>3</sup> se les da el número de orden correspondiente a esta obra acompañado de una letra, y todo ello entre apóstrofos. Por ejemplo, se elencan los lemas *\*CARBA*, *\*CARBACŪLUM* y *CARBĀS* precedidos respectivamente de ‘1673c’, ‘1673d’ y ‘1673e’, porque la obra de Meyer-Lübke trae los artículos 1673a *CARAGIUS* y 1673b *\*CARĀVOS*; cuando, por la razón que fuere, falta alguna cifra en el *REW*<sup>3</sup> la autora puede prescindir de la letra de acompañamiento, así: ‘761’ *\*ATTALIĀRE*, porque en el *REW* se pasa de 760 *ATRIUM* a 762 *ATTEMPERARE*.

<sup>2</sup> Un ejemplo de la obra reseñada: los reflejos de *CLĒRĪCUS* > *crego* y de *CLĒRUS* > *crero* y el derivado *crería* ‘clerecía’ van entre corchetes, lo que quiere decir que se les considera cultismos. Supongo que el tratamiento del grupo inicial *CL-* es lo que ha determinado esta manera de juzgar. Y entonces, ¿qué papel desempeñan los otros rasgos fonéticos genuinos? ¿Por qué, en cambio, *catarro* < *CATARRHUS* se considera evolución normal? Uno hubiese deseado menos laconismo.

¿Hasta qué punto es lícito tratar separadamente el léxico gallego y el portugués? ¿Qué es en sí el gallego y cuáles son sus límites? ¿Es posible presentar de una manera unitaria la lengua gallega en su grafía, morfología, etc.? ¿Cuándo una voz gallega es el representante autóctono del étimo latino, árabe o germánico puesto como lema? Con frecuencia se ha tenido en cuenta el influjo de otras lenguas románicas, pero de vez en cuando se nos sorprende con casos como el siguiente: «CHOCOLATL (mej.) 'bebida de cacao': *chocolate* ...» Ni que decir tiene que estamos ante un préstamo del español.

La ordenación por étimos obliga a la autora a tomar posición en intrincados problemas de alcance pan-románico, y no creo que sus propuestas encuentren siempre general aprobación. Así *bóia*, aparte de señalar que viene del francés *bouée*, se coloca bajo el germánico \*BAUK; estoy seguro de que cierto defensor de la «étymologie organique», recientemente combatido<sup>3</sup>, encontrará algo que objetar. En el artículo CASTUS se trata del complicado problema de *casta* 'raza'. Al poner a *funfurriña* 'vanidoso' un étimo FANFAR (ONOM.) se toma involuntariamente partido acerca del origen de la familia de *fanfarrón*. Bajo el neerlandés DIJK se coloca el gallego *dique*, diciendo que viene del francés *digue*; huelga objetar que viene del español *dique* y que sobre la procedencia directa o indirecta de éste hay mucho que hablar (cf. *ZRPh.* 78 [1962], 73–75). Alguna que otra vez aparecen confusiones al exponer el estado de la discusión científica; así Corominas no considera «voz castiza» (p. 243) al esp. *doncella*.

Lo dicho hasta aquí basta para mostrar que uno no puede siempre andar de acuerdo con la autora en cuanto a la etimología. Apresurémonos a señalar que por regla general se ha limitado a indicar las propuestas de otros estudiosos, algunos de los cuales no dejan de tener también una fértil imaginación. Cuando la iniciativa etimológica es propia, la Srta. Buschmann ha tenido casi siempre la modestia de acompañar su sugestión de un interrogante; cabe decir que a menudo el tal interrogante está bien justificado, véase, v. gr., *cócaras* 'cocos, gestos lisonjeros, cosquillas' y *acuruxar* 'acurrucar; cubrir el fuego con ceniza' colocados bajo el lema \*CŪBĪCŪLĀRE.

Para terminar. No desearía que se viese en mi reseña sólo una apreciación negativa de estos *Beiträge*. Pese a no estar de acuerdo con el método ni con muchos étimos más o menos estrellados, tengo el convencimiento de que la recogida de abundantes términos dialectales y su agrupación en familias, así como la reunión de las distintas propuestas etimológicas contribuirán no poco a fomentar el interés de los investigadores sobre la importante modalidad gallega.

G. Colón

\*

ALBERTO VÁRVARO, *Premesse ad un'edizione critica delle poesie minori di JUAN DE MENA*, Liguori-Napoli 1964.

Das vom Autor vorgelegte Muster seiner beabsichtigten kritischen Ausgabe der Gedichte Juan de Menas bietet einleitend (p. 7–42) eine willkommene systematische Übersicht der bisher bekannten Codices und Drucke sowie der für jedes einzelne Gedicht zur Verfügung stehenden bibliographischen Quellen. Im 2. Kapitel (p. 43–89)

<sup>3</sup> Cf. MANFRED HÖFLER, *Eine fragwürdige Methode der Lehnwortforschung*, in *ZRPh.* 82 (1966), 458ss.

finden wir die von Várvaro erarbeitete Filiation der verschiedenen Handschriften, welche logischerweise in einen Stammbaum ausmündet, dessen Verwicklungen die komplizierte Tradierung der Cancionero-Poesie des 15. Jahrhunderts exemplarisch beleuchten. Bei dieser Deduktion konnte sich der Autor zum Teil auf die Vorstudien von Mussafia, Morel-Fatio und Foulché-Delbosc stützen. Prinzipiell arbeitet er mit Textvergleichen der einzelnen Gedichte, welche ihm gestatten, Parallelversionen zu gruppieren bzw. auf einen gemeinsamen Vorgänger, den «antigrafo», zurückzuführen. Als zweites Kriterium dient die Auswahl und Reihenfolge der in den verschiedenen Texten überlieferten Gedichte. Schließlich gibt das 3. Kapitel 14 Textproben (p. 99–130), welche die vom Autor befolgten Editionsprinzipien (p. 94–98) illustrieren (die Gesamtausgabe wird 72 Gedichte umfassen).

Der Verfasser legt keinen Wert auf eine diplomatische Wiedergabe – was im Hinblick auf die oft recht verdorbene Tradition gewiß berechtigt ist –, sondern bemüht sich, einen Text zu restituieren, welcher dem Original möglichst nahekommen soll. In diesem Sinne hat er die Graphie der sehr heterogenen Quellen etwas vereinheitlicht, wobei er sich gleichzeitig von der Tendenz leiten läßt, eine eindeutige Lesart zu bieten. Unter anderem setzt er, dem Beispiel mehrerer spanischer Editoren folgend, die heute üblichen Akzente; allerdings würden wir empfehlen, in der definitiven Ausgabe auf Schreibungen wie «ésto» zu verzichten. In diesem Zusammenhang seien noch ein paar kleine Bemerkungen eingeflochten, die durch die einleitende Bitte des Autors um Hinweise von seiten der Leser seiner Arbeit entschuldigt sein mögen. Auf die Reihe der von uns bei der Lektüre notierten Akzent- und Druckfehler wollen wir nicht eingehen, sondern nur hoffen, daß die geplante Ausgabe in dieser Hinsicht etwas strenger korrigiert wird. Erstaunt hat uns die Bezeichnung von *x* als Affrikata; wir nahmen bisher an, daß diese Graphie einem Reibelaut entspricht. Warum steht in der Handschriftenliste MIT vor MH? Die an sich sehr erwünschte bzw. unentbehrliche Zeilenummerierung der Texte ist infolge des breiten Abstandes etwas mühsam zu benützen.

Jeder Text enthält einleitend die Angabe seiner Herkunft und anschließend die vom Autor als wichtig betrachteten Varianten, eine kurze Charakterisierung des Inhalts und einzelne sprachliche Bemerkungen, die zum Teil auf schon von Mena gebrauchte Wörter hinweisen, deren erste Belege bei Corominas später datiert sind. Dabei werden auch die problematischen Stellen zur Diskussion gestellt, die wohl größtenteils auf fehlerhafter Überlieferung beruhen. In diesem Sinne möchten wir uns einen Deutungsvorschlag zu Nr. 20 erlauben, dessen Text bei Várvaro wie folgt lautet:

1 Don Cara de Aguzadera	5 mas do lada calavera
2 yo ésto dezimos oso:	6 flacos echos, ruines manos
3 que andáis más peligroso	7 lança vil sesos livianos,
4 que redoma sin vasera	8 ándaos bien la parladera.

Das erste Quartett ist eindeutig. Die in der vorliegenden Form schwer verständliche zweite Strophenhälfte würden wir in Zeile 5 abändern in *mas do va la calavera* und außerdem nach *vil* Zeile 7 ein Komma setzen und nach *livianos* am Ende der gleichen Zeile einen Strichpunkt, Gedankenstrich oder Doppelpunkt wie in Zeile 2. Die Bedeutung wäre dann wie folgt: 'Aber wo es um den Schädel geht (= den Kopf, Körper bzw. das Leben), (zu ergänzen: sieht man von Euch nur, zeigt Ihr nur) mindere Taten, nichtswürdige Hände, eine schlechte Lanze (als Gegensatz zu: *ardida lança*), schwachen Verstand ... das einzige, was gut läuft, ist Euer Mundwerk.'



Abgesehen vom literarisch-sprachlichen Interesse, das die Gedichte dieses Góngora-Vorläufers verdienen, rechtfertigt auch ihr historisch-dokumentarischer Aspekt die von Várvaro vorbereitete Edition, welche nicht zuletzt die kulturelle Bedeutung der aragonesischen Herrschaft in Süditalien eindrucksvoll bekundet.

Eva Salomonski

\*

FERNÁN PÉREZ DE GUZMÁN, *Generaciones y semblanzas*. Edición crítica por R. B. TATE, London 1965, XXX + 112 p. (Colección Támesis B/II).

La figura del señor de Batres, Fernán Pérez de Guzmán, gran prosista castellano que a mediados del siglo XV convierte el quehacer histórico en estudio psicológico de los personajes retratados, suscitó el interés de los investigadores desde que Foulché-Delbosc y Menéndez Pelayo se ocuparon de él. Modernamente Carlos Clavería y F. López Estrada han estudiado agudamente las *Generaciones y semblanzas*, su obra capital<sup>1</sup>.

Este texto, que ya fue impreso a comienzos del siglo XVI, ha tenido una historia bastante complicada, pues los editores de 1512 y de 1517 no se anduvieron con muchos miramientos. Los manuscritos copiados en los siglos XVI y XVII no tienen mayor autoridad que las primeras ediciones. Quedaba el manuscrito cuatrocentista de El Escorial, que fue publicado tan sólo en 1924 por J. Domínguez Bordona en la colección *Clásicos Castellanos* (núm. 61; en mis citas me sirvo de la reedición de 1965). Desde entonces creíamos contar con un texto fidedigno, pero, por lo visto, las apariencias engañan. Volveremos enseguida sobre esta cuestión.

En la presente edición, R. B. Tate se ha propuesto: a) estudiar las *Generaciones*, teniendo en cuenta los avances de la investigación histórica y literaria acerca de esta obra; b) corregir los errores de transcripción de la ed. de Domínguez Bordona; c) ofrecernos un texto más uniforme y mejor dispuesto que el de este último editor (p. XXIII).

El primer propósito el editor lo ha logrado plenamente; en una corta introducción (p. VII–XXIII) y unas eruditas notas (p. 85–95) ha sabido recoger lo esencial sobre tan importante obra y caracterizar con gran tino a Fernán Pérez de Guzmán.

En cuanto al propósito b) tendríamos que entendernos. Tate, contrariamente a Domínguez Bordona, ha puesto acentos y ha hecho más uso del punto y aparte. Son éstas decisiones que se pueden justificar. Por lo que atañe al empleo de las comas, diré que prefiero la manera de Domínguez Bordona, en general, ya que las prodiga más y separa de modo claro los incisos. Así, tan sólo en la p. 2 y de acuerdo con éste, yo pondría coma después de *mereçimientos* (p. 2 [17]) para indicar la oración relativa explicativa; lo mismo haría con el inciso *a mi ver* (p. 2 [22]); la coma después de *guardado* (p. 2 [29]) señalaría una oración de «ablativo absoluto», equivalente a una condicional.

En cuanto a los errores de transcripción de Domínguez Bordona también conveniría ponernos de acuerdo. Por un lado los criterios de edición son distintos en ambos investigadores. Generalmente Domínguez Bordona es más conservador, y mantiene,

<sup>1</sup> La bibliografía más importante se cita en la p. XXVI de la edición que comentamos. Es sorprendente la omisión del estudio de M. MENÉNDEZ PELAYO, *Antología de líricos* (cap. X).

por ejemplo, la *-u-* intervocálica (cuando vale *v*: *auidas*, *marauillosas*, etc.) o la *h* ortográfica, mientras que su colega transcribe *-v-* y suprime dicha *h*. Por el contrario, el grupo *qu-* (de *quando*, etc.) Domínguez Bordona lo moderniza en *cu-*, y Tate lo respeta. Estos criterios diversos desconciertan un tanto al estudioso que utiliza las dos ediciones. Añadamos que ninguno de los dos editores emplea la cursiva en la transcripción de las abreviaturas desarrolladas, y es de lamentar. Yo no dispongo de fotocopias del ms. *E* (la publicación de un par de láminas hubiese sido muy oportuna), pero puedo imaginarme que las divergencias *tiempo* – *tiempo* (p. 1 [14], et passim)<sup>2</sup>, *costumbres* – *costumbres* (p. 1 [20]), *renonbre* – *renombre* (p. 2 [3]) etc., se deben a que Tate se ha mantenido consecuente y transcrito siempre *n* cuando la nasal va abreviada<sup>3</sup>; su predecesor ha seguido ahí el uso moderno. – En otros casos las divergencias son de más monta. Ciñéndome al prólogo (p. 1–4) y prescindiendo de lo que creo divergencias en el criterio de transcripción, observo: *crer* – *creer* (p. 1 [13]), *lo non* – *non lo* (p. 2 [3]), *descreto* – *discreto* (p. 2 [27]), *seído* – *seydo* (p. 2 [29]), *vida* – *bida* (p. 2 [31]), *e-o* (p. 3 [8] y p. 3 [9]), *assimesmo* – *asimesmo* (p. 3 [11]), *otrossí* – *otrosí* (p. 3 [14]), *justiçia* – *justicia* (p. 3 [17]), *senblantes e* – *senblantes y* (p. 4 [7]), *invençión* – *imbençion* (p. 4 [13]), *della se acaesçieron* – *de Troya acaesçieron* (!!; p. 4 [16]). Al parecer, con delicadeza suma, el Sr. Tate no ha querido abrumar a su predecesor indicando dónde la transcripción de éste estaba equivocada. Pero ahora al lector, por bien que se incline a considerar exacta la lección de Tate, no dejan de asaltarle algunas dudas. Así, el citado *crer* (p. 1 [13]) parece exacto, en vista de lecciones como *crería* (p. 11 [6]) y *ler* (p. 15 [26]); no obstante, damos también con *creen* (p. 2 [20]) y *se lee* (p. 18 [17]). En una nueva edición – y no hay de duda que este importantísimo texto se reeditará a menudo – convendría que el Sr. Tate se mostrase más explícito. – Pocos detalles más cabe señalar en cuanto al texto: el *quanto* que introduce una interrogativa indirecta (p. ej., p. 3 [26]; p. 11 [11]) debería ir acentuado. En la p. 3 [21] falta cerrar el interrogante abierto en la p. 3 [18]: *¿qué fruto ... trufadores?*

El editor no ha realizado estudio lingüístico ni ha confeccionado un glosario. Es lástima que una obra de tanta categoría, escrita además en un tiempo en que la lengua evolucionaba rápidamente, carezca de estos requisitos. Un repertorio completo del léxico de las *Generaciones* sería de mucha utilidad para investigar cómo trabajaba Fernán Pérez de Guzmán y serviría de punto de referencia para contrastar los medios expresivos de este retratista con los de su gran imitador Fernando del Pulgar y aun con los de otros historiadores del siglo XV. Lo mismo hay que decir de los recursos sintácticos<sup>4</sup>.

El Sr. Tate se ha limitado a explicar a pie de página el sentido de algunas palabras raras: *barroso* es más bien el que tiene granillos rojizos en la cara (p. 21 [2]); en vez de simples ‘fugitivos’, *elches* (p. 31 [13]) son ‘cristianos renegados que se hacen maho-

<sup>2</sup> Las citas van referidas a la edición de TATE. La primera forma es la lección de ésta y la segunda la de la edición de DOMÍNGUEZ BORDONA.

<sup>3</sup> Al parecer, porque cuando el ms. *E* da la forma «in extenso» abundan las grafías con *n*, según se deduce de muchas concordancias entre las lecturas de Tate y de Domínguez Bordona: *nonbre* (p. 2 [6]; p. 4 [20]), *renonbre* (p. 2 [11]; p. 5 [2]), etc.

<sup>4</sup> En las p. 105–109 se da el «Índice de las *personas* mencionadas en las *Generaciones*». Una lista de los topónimos también hubiese sido de agradecer; por ejemplo, a mí me intriga la forma *Nápul* ‘Nápoles’ (p. 12 [35]) que FERNÁN PÉREZ DE GUZMÁN emplea en el capítulo dedicado al rey D. Fernán I de Aragón.

metanos' (cf. *DCEC*, s. *elche*); *todavía* (p. 27 [29]) parece significar 'sin embargo, no obstante', y no 'siempre'.

La edición de las *Generaciones* va acompañada de la publicación de unos extractos del *Mar de Istorias* (según el manuscrito de la *BN* de Madrid) y de varias estrofas de las *Coblas de vicios e virtudes* (tomadas de la edición de Foulché-Delbosc), obras del mismo Fernán Pérez de Guzmán que ayudan a comprender mejor la índole de las semblanzas trazadas en las *Generaciones*. Finalmente el Sr. Tate publica el inventario de la biblioteca de Batres; aunque no se pueda afirmar que los 29 títulos de que consta – en su mayoría tratados morales y de historia – hayan pertenecido todos a Fernán Pérez de Guzmán, es muy probable que a sus aficiones se deberá la presencia de muchos de ellos. Estos textos complementarios van ilustrados por útiles notas histórico literarias<sup>5</sup>.

G. Colón

<sup>5</sup> En el *Mar de Istorias* encontramos la voz *enatio* 'feo, deforme' (p. 70 [17]), que ya debía resultar algo rara a principios del siglo XV (cf. la estrofa 402c en los mss *G* y *S* del *Libro de Buen Amor* e igualmente *Etymologica*, Tübingen 1958, p. 137 ss.).